Corsica.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite durchgesehene Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Autorrecht reſervirt.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Durch das Land Nebbio nach Iſola Roſſa.

Wenn man von Baſtia aus die Serra überſteigt, welche vom Cap Corſo herauf kommt, ſo gelangt man auf die andere Seite des Meers in das Land Nebbio. Der treffliche Weg ſteigt zuerſt eine Stunde den Monte Bello an. Man blickt zur Linken in die Ebne von Biguglia und von Furiani und in den großen Teich, in welchen der Fluß Bevinco mündet. Sobald man die Höhe erreicht hat, ſieht man das Meer zu beiden Seiten. Nun fällt die Straße nach dem weſtlichen Geſtade ab, das öſtliche iſt verſchwunden, und vor den Augen entfaltet ſich das zauberiſche Gemälde des Golfes von San Fiorenzo. Rötliche Felſenufer, faſt ohne Vegetation und niedrig ſich abſenkend, wunderlich ausgezackt, umſchließen die tiefblaue Meeresbucht. Der Anblick iſt groß, fremd und ſüdlich.

Am Abhange des Bergrückens liegt das finſtre Dorf Barbignano; die Straße führt an ihm vorbei durch Haine von Caſtanien und von Oelbäumen. Dieſe Straße iſt vom Grafen Marbeuf gebaut, und hier war es, wo Bernadotte am Wege arbeitete. In gewaltigen Krümmungen beſchreibt ſie ein M, worauf mich der Conducteur der Poſt aufmerkſam machte.

Wir näherten uns dem herrlichen Golf, der aus dem Kranz der monotonen und roten Ufer hervorlachte. Es iſt ein altes

und ſehr treffendes Bild, daß man vom ſtralenden Meereswaſſer ſagt, es lache. Ich erinnerte mich an eine Stelle des Aeſchylus: „O du im Wellenſpiel des Meers unzählig Lachen!“ — Dieſer Golf lachte aber nun gar aus unzähligen purpurblauen Wellen, und es lachte dazu ein Tal, durch welches ein Bach ſich ſchlängelte, aus tauſend und aber tauſend Lorbeerroſen, welche mit ihren roten Blüten bedeckt weit und breit umherwucherten. In unſrem Vaterlande iſt der Bach froh, wenn er ſich mit Erlengebüſch und Weiden behängen kann, hier im ſchönen Süden prangt er in graziöſem Oleander.

Die Gegend iſt wenig oder faſt gar nicht cultivirt. Ich ſah oft verlaſſene oder halb zerfallene Häuſer. Der Epheu hatte ſie ganz umzogen und in ſeinen Ranken, welche Thüre und Fenſter überſpinnen, begraben. In ſolchem Epheuhäuschen wohnen jetzt wol die Elfen und kichern, wenn ein Sonnenſtral oder das Mondlicht durch die grünen Rankengitter ſich ſtielt, um zu ſehn, was die Wichtchen drinnen für Schelmereien vorhaben. Die Geſchichte der Menſchen, die einſt dort wohnten, mag blutig und grauſig ſein. Vielleicht vertrieb ſie der Barbareske, oder der mörderiſche Krieg gegen Genua oder die Blutrache.

Am Ufer ſteht hie und da ein alter Genueſenturm.

Immer maleriſcher wird die Gegend in der Nähe von S. Fiorenzo. Zur Rechten breitet ſich der Golf in ſeiner ganzen Größe aus, zur Linken weit im Hintergrunde überſchaut der Blick das Amphitheater der Berge, welche gegen das Meeresbecken ſich neigen. Es ſind die ſtolzen Berge des Col di Tenda, an deren Fuße einſt die Römer von den Corſen geſchlagen wurden. Sie umſtellen das Land, welches Nebbio genannt wird. Denn dieß iſt das Gebiet um den Golf von S. Fiorenzo, wohinaus allein das Bergamphitheater ſich öffnet. Es iſt eine bergige Provinz von großer Dürre, aber reich an Wein, an Früchten, Oliven und Caſtanien. Seit den älteſten Zeiten galt

das Nebbio für eine natürliche Feſtung, weshalb alle Eroberer von den Römern bis auf die Franzoſen hier einzudringen ſtrebten, und unzählige Schlachten hier geſchlagen wurden.

Vier Cantons oder Pievè enthält heute das Nebbio, S. Fiorenzo, Oletta, Murato und Santo Pietro di Tenda. S. Fiorenzo iſt der Hauptort.

Wir erreichten das Städtchen von 580 Einwohnern um die heiße Mittagszeit. Es iſt ein Hafenort von überaus herrlicher Lage an einem der ſchönſten Golfe Corsica's. Das einzige größere Tal des Nebbio, das Tal Aliſo, welches vom Fluſſe gleichen Namens durchſchnitten wird, liegt vor dem Ort. Der Fluß ſchleicht durch den Sumpf, der die ganze Gegend verpeſtet. An ſeinem Rande ſah ich eine einzelne Fächerpalme ſtehn; ſie gab der ganzen Landſchaft in der flimmernden Mittagsluft einen tropiſchen Charakter. Weiber und Kinder lagen um eine Ciſterne und ſchwatzten, die ehernen Waſſergefäſſe neben ſich — ein Genrebild, das zu der Fächerpalme reizend ſtimmte. Durchgehend iſt der Charakter des corſiſchen Strandes an den Golfen halb homeriſch und halb altteſtamentlich.

Eine Viertelſtunde reicht hin, das Oertchen zu durchſchreiten. Ein kleines Fort mit einem bekuppelten Turm, der eher nach einer Capelle von Mekka als nach einem Caſtell ausſieht, ſchützt den Hafen. Wenige Fiſcherkähne ankerten in ihm. Die Lage von San Fiorenzo iſt ſo herrlich, der Golf, einer der ſchönſten des Mittelmeers, ſo lockend zu einer großen Hafenanſiedlung, daß man über ſeine Oede ſtaunen muß. Napoleon gedenkt in den Memoiren des Antommarchi des Ortes mit dieſen Worten: „S. Fiorenzo iſt eine der glücklichſten Situationen die ich kenne. Sie iſt die günſtigſte für den Handel. Sie berührt Frankreich, ſie grenzt an Italien; ihre Landungspunkte ſind ſicher, bequem, ihre Rheden können große Flotten aufnehmen. Ich hätte dort eine große, ſchöne Stadt gebaut, welche eine Hauptſtadt hätte ſein ſollen."

Nach Ptolemäus muß in der Gegend am Golf das alte Cersunum geſtanden haben. Im Mittelalter lag hier die anſehnliche Stadt Nebbio, deren Ruinen eine halbe Millie von San Fiorenzo entfernt ſind. Auf einem Hügel erhebt ſich noch die alte Kathedrale der Biſchöfe von Nebbio, verfallen, doch noch anſehnlich. Sie zeigt den Baſilikenſtil der Piſaner und läßt auf das zwölfte oder elfte Jahrhundert ſchließen. Die Kirche war der Santa Maria dell' Assunta geweiht. Daneben ſieht man die Ruinen des biſchöflichen Hauſes. Die Biſchöfe, welche dort gewohnt haben, waren nicht minder kriegeriſch als die trotzigſten der Signoren Corsica's. Sie nannten ſich Grafen von Nebbio, und man erzählt, daß ſie in der Volksverſammlung der Terra del Commune mit dem Schwert an der Seite erſchienen, und daß ſie bei der Meſſe zwei geladene Piſtolen auf dem Altar liegen hatten. Die Stadt verfiel, wie die andern Bistümer Corsica's Accia und Sagone. Heute findet man dort viele römiſche Münzen, und viele Graburnen wurden dort ausgegraben.

Das ſpätere San Fiorenzo war einer der erſten corsiſchen Orte, welche ſich an die Bank von Genua gaben, im Jahre 1483. Deshalb hatte die Stadt viele Freiheiten und Gerechtſame. Jährlich ſchickte die Bank einen Caſtellan und Podeſtà, welcher das Recht mit vier Conſuln verwaltete. In ſpäteren Kriegen iſt das Caſtell oft von Bedeutung geweſen.

Vortreffliche Fiſche gab's in dem Ort, friſch aus dem Golf gekommen und geröſtet. Kaum waren ſie verzehrt, ſo ging es auch weiter. Auf einige Zeit verläßt nun die Straße die Meeresküſte und ſteigt eine Bergkette an. Bis in die Provinz Balagna und nach Isola Rossa hinein iſt's ein unfruchtbares Uferbergland. Die plutoniſchen Gewalten haben große Felſenſtücke umhergeſchleudert. Oft bedecken ſie in gigantiſchen Blöcken oder zu kleinen Trümmern zerſchlagen die Abhänge; Schiefer, Kalk, Granit ſieht man überall.

Sparſam wird nun auch die Cultur der Olive und der Caſtanie, dagegen überbuſcht der wilde Oelſtrauch (Oleaſtro) die Hügel, und Arbutus, Rosmarin, Mirte und Erika haben hier ihre Freude. Die Sonne hatte dieſe Geſträuche verſengt; die rötlich braune Farbe ihrer Zweige, das Grau des Oelgeſtrüpps und die verwitterten Steine gaben der Gegend ſo weit nur das Auge reichte einen melancholiſchen Ton. Die Luft allein regt ſich flimmernd in dieſer Stille, kein Vogel ſingt, nur die Grille zirpt. Bisweilen ſieht man eine ſchwarze Ziegenheerde unter einem Oelbaum gelagert, oder von dem paniſchen Schrecken ergriffen über die Felſen ſetzen.

Von Zeit zu Zeit kamen wir an eine einſame Straßenſchenke, wo die Maulthiere der Poſt gewechſelt wurden, oder an eine in Stein gefaßte Quelle, über welche Menſchen und Thiere jubelnd herfielen.

Ich ſah an einigen Stellen kleine Getreidefelder, Gerſte und Korn. Das Getreide war bereits geſichelt und wurde auf dem Felde ausgeſtampft. Die Vorrichtung iſt ſehr einfach. Mitten auf dem Feld iſt eine kreisrunde Tenne aus Steinen aufgemauert, darauf ſchüttet der Corse das geſichelte Getreide und läßt es von Ochſen zertreten, welche einen ſchweren Stein hinter ſich ſchleppen. Ich fand, daß man überall den Ochſen das Maul verbunden hatte, alſo wider das Gebot der Bibel. Ungezählte Tennen dieſer Art waren auf den Feldern zerſtreut, dabei kein Dorf ſichtbar; aber in der Nähe ſtanden kleine Scheuern, viereckige Würfel von Steinen, mit platter Bedachung. Dieſe kreisrunden Tennen und dieſe grauen Häuschen, welche weit und breit umherſtanden, ſahen in der öden Gegend wunderlich aus, wie Wohnungen von Erdmännchen. Der Corse lacht, wenn man ihm erzählt, wie bei uns das Getreide gedroſchen wird; eine ſolche Galeerenſclavenarbeit würde er um keinen Preis verrichten.

Auf der ganzen Fahrt ſah ich kein Fuhrwerk. Dann und

wann kam ein Corse geritten, das Doppelgewehr umgehängt und den Sonnenschirm über sich. Sie schießen hier viel wilde Tauben und Menschen.

Endlich näherten wir uns dem Meeresufer wieder, nachdem wir über den kleinen Fluß Ostriconi gefahren waren. Die Küste ist oft nur hundert Fuß erhoben, dann steigt sie wieder zu den schroffsten Formen auf. Je mehr man sich nun Isola Rossa nähert, desto mächtiger werden die Berge. Es sind die romantischen Gipfel der Balagna, des gelobten Landes der Corsen, weil dort in Wahrheit Honig und Oel fließt. Einige trugen Schneekappen und glänzten von krystallreiner Schöne.

Da liegt Isola Rossa vor uns am Meeresstrande! Da die beiden grauen Türme der Pisaner! Da die blutroten Inselklippen, welche dem Städtchen den Namen geben. Welche reizende Meeresstrandidylle im Abendlicht. Schweigsame Berge drüben, stille Flut hier, graue Oelbäume, die dem Pilger ihre Friedenszweige entgegenhalten, ein gastlicher Rauch aus den Herden aufsteigend — wahrlich, ich schwöre, daß ich zu dem zaubervollen Strande der Lotophagen gekommen bin.

Zweites Kapitel.

Strandidylle von Isola Rossa.

Sondern sie trachteten dort in der Lotophagen Gesellschaft
Lotos pflückend zu bleiben, und abzusagen der Heimat.
Odyssee.

Ein großer ländlicher Platz liegt am Eingange und noch in den Stadtmauern eingeschlossen, welche Gartenmauern gleich sehn. Da erhebt sich in der Mitte eine Fontäne, auf deren Granitwürfel die Marmorbüste Pasquale Paoli's steht. Sie war vor zwei Monaten dort aufgestellt. Im Jahre 1758 mitten im Kriege wider Genua, welches noch das benachbarte

feſte Algajola behauptete, gründete der große Mann Isola Rossa. Die Genueſen kamen mit Kanonierboten, den Bau zu ſtören, aber er erſtand unter ihrem Kugelregen, und heute iſt Isola Rossa ein Ort von 1860 Einwohnern und der wichtige Stapelplatz der ölreichen Balagna.

Ich fand um den Brunnen Kinder ſpielen, darunter war ein ſchönes Kind von ſechs Jahren, mit den ſchwärzeſten Locken und großen ſchwarzen, tiefſinnigen Augen. Das Kind war lieblich wie ein Engel. Wißt ihr auch, fragte ich, wer der Mann iſt, welcher hier vor uns auf der Fontäne ſteht? Ja, wir wiſſen es, ſagten ſie, das iſt Pasquale Paoli. Die Kinder fragten mich, aus welchem Lande ich ſei, und da ich ſie raten ließ, rieten ſie auf alle Länder, endlich auf Egypten, aber Deutſchland kannten ſie nicht. Seitdem begleiten ſie mich hier auf allen Wegen: ich kann ſie gar nicht los werden. Sie ſingen mir Lieder, und bringen mir Corallenſtaub und bunte Muſcheln vom Strande; überall ſind ſie da und mit ihnen viele andere. Wie der Rattenfänger von Hameln ziehe ich eine Kinderſchaar hinter mir her, und ſie folgen mir ſelbſt bis in die See. Der Erderſchütterer Poſeidaon, Nereus auch und die blaufüßigen Doriden dulden uns alle, und manchen Delphin ſehe ich hier in kryſtallner Welle fröhlich ſpielen.

Hier iſt auch ganz der Ort, unter Kindern ein Kind zu ſein.

Dieſe Weltverlorenheit an dem weißen Strande und im Grünen thut dem Gemüte wol. Das Städtchen liegt ſtill wie ein Traum. Die Häuſer mit den platten Dächern und grünen Jalouſien, die zwei ſchneeweißen Türme der kleinen Kirche, alles ſieht ſo zierlich und ſo heimlich aus. Im Meer ſtehen drei rote Klippen, ein Turm hält auf ihnen Wache und erzählt in ſtillſter Abendruhe die alten Geſchichten vom Saracen. Wilde blaue Tauben und Mauerſchwalben umflattern ihn. Ich beſtieg dieſe Klippen des Abends. Man kann jetzt zu ihnen auf dem Lande gelangen, weil ſie mit ihm durch einen Damm

verbunden ſind. Die Meereswellen dringen in eine Grotte, welche ſchwer zugänglich iſt. Nahe an dieſen Klippen wirft man jetzt einen neuen Molo ins Meer; franzöſiſche Arbeiter waren gerade damit beſchäftigt, die großen Steinwürfel mit Schrauben aufzuwinden, und in die Fluten zu ſtürzen.

Schön iſt die Abendlandſchaft von dieſen roten Inſeln aus betrachtet. Zur Rechten das Meer und die ganze Halbinſel des Cap Corso im Duft verſchleiert; zur Linken eine rote Landzunge, um welche die See biegt; die kleine Stadt im Vordergrunde, Fiſcherbarken und ein paar Segelboote im Hafen. Im Hintergrunde drei herrliche Berge, Santa Angiola, Santa Suſanna und der rauhfelſige Monte Feliceto. An ihren Abhängen Olivenhaine und viele ſchwarze Dörfer. Hin und wieder glühen die Feuer der Ziegenhirten.

Es gibt keinen Ort, deſſen Volk patriarchaliſcher leben könnte. Das Land bietet ſeine Früchte, und das Meer auch. Sie haben genug. Abends ſitzen ſie am Molo und ſchwätzen, oder angeln in dem ſtillen Waſſer, oder luſtwandeln in den Olivenhainen und Orangengärten. Tags rüſtet der Fiſcher ſeine Netze und der Handwerker ſitzt unter dem Maulbeerbaum und arbeitet emſig. Hier darf das Lied und die Guitarre nicht fehlen. Ich hatte mich in einem kleinen Caffeehauſe eingeheimt. Die junge Lotoswirtin konnte ſchöne Lieder ſingen; auf meinen Wunſch kam Abends eine kleine Geſellſchaft zuſammen und waidlich wurde auf den Guitarren geklimpert und manches reizende Lied geſungen.

Auch die Kinder ſangen mir, wo ſie hinter mir her liefen, Lieder, die Marſeillaiſe, den Girondiſtenmarſch und Bertrams Abſchied mit untergelegtem Text als Loblied auf den Präſidenten von Frankreich. Der Refrain ſchloß immer mit der Apoſtrophe vive Louis Napoléon! Der kleine Camillo ſang am ſchönſten die Marſeillaiſe.

Wir ſuchten Muſcheln am Strande. Deren gibt es da die

Fülle, wenn man dem kleinen Kloſter vorbeigeht, das am Meere im Garten ſteht, und worin die Schweſtern der Madonna alle Grazie wohnen. Die Marienſchweſtern haben in dieſer Villa die köſtlichſte Ausſicht auf das Meer und die Berge, und manche mag ihrem verſunkenen Liebes-Lebensromane nachträumen, wenn die goldne Mondſichel über dem Berge Reparata glänzt ſo wie heute. Der Strand iſt weit hin ſchneeweiß. Sein ſandiges Ufer iſt ganz von rotem Corallenſtaub und von den allerſchönſten Muſcheln durchſtickt. Der kleine Camillo half mir wacker ſuchen, aber mehr noch reizten ihn die lebendigen kleinen leppere, Muſcheln, welche ſich an den Steinen feſtſaugen. Er brach ſie aus dem Waſſer, aß das Thierchen mit vielem Behagen und wunderte ſich, daß ich nicht mitſpeiſen wollte. Abends ergötzten wir uns an den phosphorescirenden Meereswellen und badend ſchwammen wir in Millionen Funken.

Schöne Kinderwelt! Es iſt gut wenn manchmal ihre verlornen Stimmen wieder zu reden anfangen. — Die Lotophagen wollen mich nicht fortlaſſen, ſie bilden ſich ein, daß ich ein reicher Baron ſei und haben mir den Vorſchlag gemacht, mich in Isola Rossa anzukaufen. Hier verloren zu gehen, wäre nicht übel. —

„Ja! die Blutrache bringt uns um!“ ſagte mir ein Bürger der roten Inſel. Sehet dort den kleinen Mercato, unſere Kaufhalle mit den weißen Säulen. Im vorigen Jahre ſpazierte eines Tages ein Bürger dort auf und ab; auf einmal fiel ein Schuß, und der Mann ſtürzte todt zuſammen. Am hellen lichten Tag war Maſſoni in das Städtchen gekommen, der hatte ſeinem Feinde eine Kugel in die Bruſt geſchoſſen, und weg war er wieder in die Berge, und das alles am hellen lichten Tage.

Da iſt das Haus, in welchem Paoli überfallen wurde, als Dumouriez einen Anſchlag auf ihn angezettelt hatte. Und hier landete zum letztenmal Theodor von Neuhoff, und ging wieder in See, da ſein Königstraum ausgeträumt war.

Eines Tags ging ich mit einem Elſaßer vom zehnten Regiment, welches gegenwärtig in Corsica verteilt iſt, auf den Berg Santa Reparata und ins Paeſe gleichen Namens. Es iſt ſchwer, das Bild eines ſolchen corsiſchen Bergdorfes mit Worten zu malen. Man wird ihm am nächſten kommen, wenn man ſich Reihen von ſchwärzlichen Türmen denkt, welche in der Mitte durchſchnitten ſind. Die Häuſer ſind aus oft gar nicht behauenen Steinen errichtet, meiſtens nur mit einem Eſtrich von Lehm bedeckt, auf welchem bisweilen Pflanzen wachſen. Sehr ſchmale und ſteile Treppen von Stein führen zur Thüre hinauf. So wohnten die Bergcorsen wohl ſchon zur Zeit der Etrusker und der Carthager. Allenthalben fand ich Armut und Unſauberkeit; Menſchen und Schweine bei einander, in hölenartigen Stuben, in welche das Licht durch die Thüre fiel. Und doch leben dieſe Menſchen in einem Ocean von Luft und Licht, aber ſie hauſen wie die Troglodyten. Aus einer dieſer Hölen trat mir ein junges bleiches Weib entgegen, ein Kind auf dem Arm. Ich fragte ſie, ob ſie ſich hier wol fühlen könne, da ſie doch immer im Finſtern ſäße. Sie ſah mich an und lachte.

In einem andern Hauſe fand ich eine Mutter, welche ihre drei Kinder eben zur Ruhe bringen wollte. Alle drei ſtanden ſie nackt auf dem Erdboden und ſahen krank und verkommen aus. Im Elend wächst dies ſtarkmutige Bergvolk auf. Sie ſind Jäger, Hirten und Ackerbauer zugleich. Ihr einziger Reichtum iſt die Olive, deren Oel ſie in den Städten verkaufen. Aber nicht Jeder iſt an Oliven reich. Hier iſt alſo das Leben nicht elend durch die Uebel der Cultur, ſondern durch die des ſtehen gebliebenen Naturzuſtandes.

Ich ging in die Kirche, deren ſchwarze Façade mich reizte. Der weiße Glockenturm iſt neu. Die Kirchentürme Corsica's haben keine Spitzen, ſondern enden in einem durchbrochnen und geſchweiften Glockenſtul. Das Innere hatte eine Tribuna

mit einem Hauptaltar, einem wunderlich barocken Dinge aus getünchten Steinen mit vielen Ausſchweifungen. Ueber dem Altar ſtand die lateiniſche Inſchrift: Heilige Reparata, bitte für dein Volk. Populus, das iſt recht altdemokratiſch. An den Wänden Anfänge der Malerei, einige Niſchen mit halbrunden Säulen eingefaßt, die teils korinthiſche, teils Phantaſie-Capitäler hatten. Es liegt jetzt ein Interdict auf der heiligen Reparata und keine Meſſe wird dort geleſen. Nach dem Tode des Pfarrers hatte ſich die Gemeinde geweigert den Nachfolger, welchen der Biſchof von Ajaccio ſchickte, anzunehmen. Sie hatte ſich in zwei Parteien geſpalten, welche ſich blutig befehdeten. Das auf die Kirche deshalb gelegte Interdict hat den Streit noch nicht geſchlichtet.

Ich ging durch die engen, ſchmutzigen Gaſſen nach dem Talrande, von wo man die weite Ausſicht in die Bergreihe hat, welche die Balagna weiterhin ſchließt. Viele braune Ortſchaften ſtehen in dem Bergcirkel und viele Olivenhaine. Die Felſendürre contraſtirt kräftig mit dem Grün der Gärten. Ein Corse führte mich dahin, ein Stammler, der das Feuer im Geſicht hatte; ich glaube, er war geiſtesſchwach. Ich ließ mir die Namen der Orte des Balagnatals von ihm nennen. Er erzählte mir in einem gurgelnden Ton allerlei was ich nur halb verſtand, aber ich verſtand wol, daß er hier und dort hinwies: ammazzato, ammazzatto a colpo di fucile. Er zeigte mir Orte in den Felſen, wo Menſchenblut vergoſſen worden war. Mir graute, und ich machte, daß ich von dem Unheimlichen hinwegkam. Ich kehrte über Oggilione zurück in Olivenhainen auf ſchmalen Hirtenpfaden abſteigend. Bewaffnete kamen heraufgeritten, und ſchnell kletterten ihre Pferde von Fels zu Fels. Da wurde es Abend, der öde Felicetoberg erſchimmerte in den ſanfteſten Farben, ein Glöckchen läutete Ave Maria und an einem Hange blies ein Ziegenhirt auf der Schalmey. Das ſtimmte alles ſchön zuſammen, und wie

ich Isola Rossa erreichte, war mir aufs neu idyllisch zu Mut geworden.

Fürchterlich grell stoßen hier die Gegensätze gegen einander, Kinderwelt, Hirtenwelt und der blutrote Mord.

Drittes Kapitel.

Vittoria Malaspina.

Ed il modo ancor m'offende.
Francesca da Rimini.

In Bastia hatte ich einen angesehenen Mann der Balagna kennen gelernt, Mutius Malaspina. Er ist ein Abkomme der toscanischen Malaspina, welche im elften Jahrhundert Corsica regiert haben. Durch seine Gattin wurde er mit der Familie Paoli verwandt, denn Vittoria Malaspina war eine Urenkelin des Hyacint Paoli aus der Nachkommenschaft des berühmten Clemens, und die Tochter des allgemein beliebten Staatsrats Giovanni Pietri, eines der verdienstvollsten Männer Corsica's.

Signor Malaspina hatte mir zu Monticello, einem Orte, welcher oberhalb Isola Rossa und wenige Millien davon entfernt liegt, Gastfreundschaft angeboten, und ich dessen froh hatte zugesagt sein Gast zu sein in einem Hause, das einst Pasquale bewohnt und von wo er so viele seiner Briefe datirt hat. Malaspina gab mir eine Adresse an sein Haus mit, das ich offen finden würde zu jeder Zeit, auch ehe er selbst zurückgekommen wäre.

Ich war also nach Isola Rossa gefahren mit dem Vorsatz, nach Monticello hinaufzugehn und dort einige Tage zu verleben. Aber unterwegs erzählte man mir, was Malaspina mir verschwiegen, das grausige Schicksal, welches seine Familie vor noch nicht drei Jahren dort erlitten hatte, so daß ich

nicht wußte, was mich mehr erſtaunen ſollte, das Ungeheure jenes Geſchicks oder der Charakter des Corsen, welcher trotz ihm einem ungekannten Fremdling die Gaſtfreundſchaft bot. Ich brachte es nicht mehr über mich, ſie in einem Hauſe zu genießen, wo ſie gemordet worden war. Aber ich ging nach Monticello hinauf, das Unglück durch menſchliche Teilnahme zu ehren.

Das Haus Malaspina liegt am Eingange des Paeſe, auf dem Plateau eines umgrünten Felſen, ein großes, ernſtes und caſtellartig feſtes Haus aus der älteſten Zeit. Traurige Cypreſſen umſtehn ſeine Terraſſe. Schon von ferne rufen ſie dem Wandrer die Tragödie zu, die hier geſpielt worden iſt. Ein kleiner Platz liegt vor dem Eingang des Hauſes. Junge Platanen ſtehn darauf und umgrünen eine Todtenkapelle.

Ich ſtieg durch den gewölbten Eingang eine ſchmale und finſtre Steintreppe hinauf und ſah mich nach den Bewohnern um. Das Haus ſchien mir ausgeſtorben. Ich ging durch unheimliche Zimmer, aus denen der Geiſt der Wohnlichkeit gewichen war. Endlich fand ich eine in Trauer gekleidete Alte, die Schaffnerin, und ein Kind von acht Jahren, die jüngſte Tochter. Es koſtete mir Mühe, der Alten ein freundliches Geſicht abzugewinnen, bis ſie nach und nach mir Vertrauen ſchenkte.

Ich fragte nicht. Aber die kleine Felicina forderte mich von ſelbſt auf, die Zimmer der Mutter zu ſehn, und ſie ſagte mir in ihrer Unſchuld mehr als zu viel.

Die alte Marcantonia hatte ſich zu mir geſetzt, und was ſie mir erzählte, will ich treulich nacherzählen, nur den Zunamen und die Vaterſtadt des Unglückſeligen will ich verſchweigen.

„Im Sommer (1849) kamen viele Italiener nach Corsica, die ſich hinübergeflüchtet hatten. Unter ihnen war Einer, den man ausliefern wollte. Da erbarmte ſich ſein der Signor

Pietri, welcher allen Menſchen wolthut; er wirkte es aus, daß er bleiben konnte, und er nahm ihn in ſein eignes Haus nach Isola Rossa. Der Fremde — er hieß Giuſtiniano — blieb einen Monat bei dem Herrn Pietri unten in Isola Rossa, und weil der Herr gerade nach Ajaccio zum Rat mußte, nahmen den Giuſtiniano Mutius und meine Herrin Vittoria hier ins Haus. Da hatte er alles Vergnügen, was er nur wünſchen konnte, Jagd und Pferde, eine gute Tafel und Gäſte vollauf, die zu ſeinem Gefallen ins Haus kamen. Der Italiener war ſehr angenehm und ſehr leutſelig, aber er war traurig, weil er in der Fremde lebte. Die Signora Vittoria war von allen Menſchen geliebt, und am meiſten von den Armen. Sie war auch wie ein Engel."

War ſie ſchön?

„Sie hatte eine zarte Farbe, noch ſchwärzere Haare als die Felicina, und zum Verwundern ſchöne Hände und Füße. Sie war groß und voll. Der Italiener, ſtatt in unſrem Hauſe ſich wol zu fühlen, wo er alle Freundlichkeit und Güte genoß, wurde immer trauriger. Er fing an wenig zu ſprechen, wenig zu eſſen, und ſah ſo blaß aus wie der Tod. Er ging ſtundenweit in den Bergen herum und ſaß oft wie verſtört und ohne ein Wort zu ſagen."

Hatte er niemals ſeine Liebe zur Signora verraten?

„Einmal war er ihr ins Zimmer nachgegangen, aber ſie hatte ihn hinausgeſtoßen und dem Mädchen befohlen, zu ſchweigen, dem Herrn nichts zu ſagen. Einige Tage vor dem 20. December (es ſind jetzt bald drei Jahre) wurde Giuſtiniano ſo elend, daß wir glaubten, er würde ſehr krank werden. Er ſollte Monticello verlaſſen und nach Baſtia, um ſich zu zerſtreuen. Und auch er ſelbſt hatte es gewünſcht. Er aß in dreien Tagen keinen Biſſen. Eines Morgens wollte ich ihm wie gewöhnlich den Caffee bringen, aber die Thüre war verſchloſſen. Ich kam nach einer Weile wieder und rief

ihn bei Namen. Er öffnete mir. Ich war erſchreckt über ſein Ausſehn. Ich fragte ihn, Signor, was fehlt euch? Er legte ſeine Hand ſo auf meine Schulter, wie ich ſie hier auf die eure lege, und ſagte zu mir: Ach! Marcantonietta, wenn du wüßteſt, wie mir das Herz wehe thut. — Mehr ſagte er kein Wort. Auf ſeinem Tiſch ſah ich eine Piſtole liegen und Pulver in Papier geſchüttet, wie auch Kugeln. Das hatte er ſich am vorigen Abend durch die ältere Schweſter der Felicina aus der Bottega holen laſſen. Nun wollte er nach Baſtia zurück und ſich dort in ein anderes Land einſchiffen. Er nahm auch Abſchied von Allen und ritt nach Isola Rossa hinunter. Das war am 20. December. Am Morgen dieſes Tags hatte die Signora Vittoria zu mir geſagt: Ich habe heute Nacht einen böſen Traum gehabt. Mir ſchien als wollte meine kranke Gevatterin ſterben. Heute will ich gehn und ihr eine Erfriſchung bringen. — Denn das war ihre Art. Sie ging oft zu den Kranken und brachte ihnen Oel, Wein oder Früchte."

Hier weinte die alte Marcantonia bitterlich.

„Der Herr Malaspina war nach Speloncato geritten, ich war fortgegangen, und Niemand im Hauſe als die kranke Madamigella Matilde, die war eine Verwandte der Herrin, die jüngſten Kinder und ein Mädchen. Es war Nachmittag. Wie ich nach dem Hauſe zurückkehre, fällt ein Schuß. Ich glaubte, ſie jagen in den Bergen oder ſprengen die Steine. Aber bald darauf fiel noch ein Schuß, und mir war's als ob er im Hauſe gefallen ſei. Mir zitterten die Glieder, wie ich ins Haus kam, und in der großen Angſt fragte ich das Mädchen: wo iſt die Herrin? ſie ſagte auch zitternd: Ach! Gott, ſie iſt ja oben auf ihrem Zimmer, ſich umzukleiden, denn ſie will zu der Kranken gehn. Lauf, ſagte ich, und ſieh nach ihr."

„Das Mädchen kam wieder die Treppe herabgeſtürzt, ganz leichenblaß. — Da muß was vorgegangen ſein, ſagte ſie,

denn die Stube der Herrin ſteht ſperrweit offen, da iſt Alles über einander geworfen, und die Stube des Fremden iſt verſchloſſen. Ich lief hinauf, das Mädchen, die Felicina, ihre Schweſter . . . es ſah gräßlich aus in meiner armen Herrin Stube . . . Die Thüre am Zimmer des Italieners war verſchloſſen . . . Wir klopften, wir ſchrieen, wir riſſen ſie endlich aus den Angeln — da, Herr, ſahen wir es vor uns — — aber ich ſage euch nun nichts mehr.“

Nein, kein Wort mehr, Marcantonia! Ich ſtand erſchüttert auf und ging hinaus. Die kleine Felicina und die Schaffnerin kamen mir nach. Sie führten mich in die Todtenkapelle. Das Kind und die Alte knieten vor dem Altar nieder und beteten. Ich nahm einen Mirtenzweig vom Altare und warf ihn auf die Stelle, unter welcher Vittoria begraben liegt. Und traurig wanderte ich nach Isola Rossa hinunter.

So Ungeheures zu faſſen wird dem Gedanken ſchwer, und das Wort ſträubt ſich es zu ſagen. Giuſtiniano war, nachdem er Monticello verlaſſen hatte, plötzlich umgekehrt. Heimlich ſtieg er die Treppen des Hauſes wieder hinauf. In demſelben Obergeſchoſſe liegen die Zimmer, welche Vittoria und er bewohnten. Sie ſind durch einen Saal getrennt. Vittoria war in ihrem Zimmer eben beſchäftigt, ſich anzukleiden. Giuſtiniano ſtürzte zu ihr, mit einer Piſtole und einem Dolch bewaffnet. Er war ſinnlos durch die Liebeswut. Er rang fürchterlich mit dem ſtarken Weibe. Er warf ſie auf den Boden, er ſchleppte ſie in ſein Zimmer; ſie war ſchon ſterbend, von ſeinen Dolchſtichen durchbohrt. Ihre ſchönen Haarlocken fand man zerrauft am Boden hingeſtreut und das Zimmer durch den Kampf verwüſtet. Giuſtiniano warf die Unglückliche auf ſein Lager — er erſchoß ſie mit der Piſtole durch die Schläfe — ihre Ringe zog er von ihren Fingern und ſteckte ſie an die ſeinen — dann legte er ſich an ihre Seite — mit dem Gewehr zerſchmetterte er ſich den Kopf.

So fanden ſie jene Alte und die arme Felicina, damals ein fünfjährig Kind, das weinend rief: Das iſt das Blut von meiner Mutter. Das Volk von Monticello wollte Giuſtiniano's Leiche zerreißen. Malaspina, welcher ahnungslos von Speloncato zurückgekehrt war, wehrte dem. Man verſcharrte ſie in den Felſen von Monticello. Vittoria war 36 Jahre alt und Mutter von ſechs Kindern. Giuſtiniano zählte kaum 25 Jahre.

Ich fand an Mutius Malaspina einen Mann von ſchlichtem Weſen, von ehernen Zügen und von einer ehernen Ruhe. Ich hätte mich geſcheut die traurige Geſchichte hier zu erzählen, doch iſt ſie in aller Munde und auch in einem Büchlein mit Sonetten auf Vittoria erzählt, welches in Baſtia gedruckt iſt. Das Andenken der Vittoria Malaspina wird lange dauern. Schon jetzt erkannte ich, wie ſchnell das Ereigniß im Volk ſich ins Sagenhafte umzubilden beginnt. Denn dieſelbe alte Schaffnerin erzählte mir, daß der Geiſt der armen Vittoria einigen Kranken erſchienen ſei. Und bald wird man auch hören, daß ihr Mörder nächtens aus ſeinem grauen Felſengrabe ſteigt, bleich und ruhelos wie er im Leben war, und nach dem Hauſe wankt, wo er die Schreckensthat verübte.

* * *

Grollend mit der menſchlichen Natur ſtieg ich die Berge hinunter und erwog die kleine Grenze wo die edelſte Leidenſchaft, die Liebe, in die gräßlichſte Furie ſich verwandeln kann, wenn ſie jene um ein paar Linien überſchreitet. Wie nah grenzen in der menſchlichen Seele Gott und Teufel, und wie geſchieht es, daß aus dem Stoff eines und deſſelben Gefühls beide werden? Ich ſah weder die Berge noch das heiter ruhige Meer, ich verwünſchte ganz Corsica und daß ich meinen Fuß auf ſeine blutige Erde geſetzt hatte. Da kam an meine Seite geſprungen das ſchöne Kind Camillo. Der Kleine war mir über alle Felſen nachgelaufen. Er hatte eine Hand voll Brom-

beeren gepflückt, und mit freundlichen Augen hielt er ſie mir entgegen, daß ich ſie eſſen ſolle. Der Anblick dieſes unſchuldigen Kindes erheiterte mich augenblicks. Es war mir, als hätte er ſich mir in den Weg geſtellt, nur um mir zu zeigen, wie ſchön und unſchuldig der Menſch aus den Händen der Natur hervorgeht. Camillo lief nun immer neben mir her und ſprang von Stein zu Stein, bis er plötzlich ſagte: ich bin müd' und will ein wenig ſitzen. Nun ſaß er auf einem Felsſtücke ſtill. Ich ſah nie ein ſchöneres Kind. Als ich das ſeinem älteren Bruder ſagte, entgegnete der: ja! alle Leute haben den Camilluccio lieb, bei der Proceſſion zu Corpus Domini war er auch ein Engel, hatte ein ſchneeweißes Hemd an und hielt einen großen Palmenzweig in der Hand. Mit Freude betrachtete ich den Knaben, wie er auf dem Felſen ſaß, die ſchönen Rabenlocken wild übers Geſicht und aus den großen Augen ſtill vor ſich herausſchauend. Sein Kleid war zerriſſen, denn er war armer Leute Kind. Auf einmal hob er an, aus freien Stücken die Marſeillaiſe zu ſingen: Allons enfans de la patrie . . . contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé. Es war ſeltſam die Marſeillaiſe aus dem Munde eines ſo lieblichen Knaben zu hören und ſein ernſtes Geſicht dabei zu ſehn. Aber im Munde eines Corſenknaben, wie geſchichtlich klingt da dieſes blutige Lied, und als der kleine Camillo ſang: „Gegen uns hat die Tyrannei ihre Blutfahne erhoben," dachte ich: armes Kind, mag dich der Himmel ſchützen, daß du nicht einſt von der Rachekugel fällſt, oder nicht als Bluträcher in den Bergen irren mußt.

Als wir Isola Rossa nahe waren, erſchreckte uns ein roter Glutſchein in der Stadt. Ich eilte hineinzukommen, glaubend, Feuer ſei dort ausgebrochen. Aber es war ein Freudenfeuer. Auf dem Platz Paoli hatten die Kinder, kleine Mädchen und Buben, ein mächtiges Feuer angezündet, hatten ſich alle in einem Ringe an den Händen gefaßt und umtanzten

die Flamme mit Lachen und Singen. Sie ſangen aber unzählige kleine Verſe, welche ſie ſelber erfanden; einige davon habe ich noch behalten:

Amo un presidente,	Ich liebe einen Präſidenten,
Sta in letto senza dente.	Er liegt im Bett und hat keine Zähne.
Amo un ufficiale,	Ich liebe einen Offizier,
Sta in letto senza male.	Er liegt im Bett und es fehlt ihm nichts.
Amo un pastore,	Ich liebe einen Hirten,
Sta in letto senz' amore.	Er liegt im Bett und hat nichts zu lieben.
Amo un cameriere,	Ich liebe einen Kammerdiener,
Sta in letto senza bere.	Er liegt im Bett und hat nichts zu trinken.

Dieſe Verschen riſſen gar nicht ab, indem ſich das kleine Volk dabei luſtig um das Feuer ſchwenkte. Die Melodie war reizend und naiv. Mir machte dies Kinderfeſt aus dem Stegreif ſo großes Vergnügen, daß ich auch ein paar Verschen zum Beſten gab, worauf das kleine Volk in ein ſo lautes Jubelgelächter ausbrach, daß es durch ganz Isola Rossa ſchallte.

Tags drauf fuhr ich mit einem Char-a-banc nach Calvi. Der kleine Camillo ſtand am Wagen und ſagte traurig: Non mi piace, che tu ci abandoni. Der Wandrer zeichnet vieles auf, Berge und Flüſſe, Städte und Ereigniſſe aus der ſchönen und häßlichen Welt, warum nicht auch einmal das Bild eines ſchönen Kindes? Noch nach Jahren erfreut es die Erinnerung, wie ein liebliches Lied, wenn es wieder ins Gedächtniß kommt.

Viertes Kapitel.

Von Isola Rossa nach Calvi.

Mein Vetturin erzählte mir gleich zum Willkomm, daß ich die Ehre hätte, auf einem außerordentlichen Wägelchen zu ſitzen. Denn, ſagte er, auf ihm habe ich im vorigen Jahre die drei großen Banditen, Arrighi, Maſſoni und Xaver gefahren. Wie ich des Weges fuhr, kamen ſie gerade die Straße, alle bis an die Zähne bewaffnet und befahlen mir, ſie nach Calvi zu bringen. Das that ich denn auch ohne weiteres und darnach ließen ſie mich ungekränkt umkehren. Jetzt ſind ſie alle todt.

Der Weg von Isola Rossa nach Calvi führt immer der Küſte entlang. Auf den Bergen ſieht man manche Ruine von Orten, die der Saracen zerſtört hat. Oberhalb Monticello liegen auch die Trümmer eines Schloſſes des berühmten Giudice della Rocca, des Leutnants der Piſaner. Dieſer Richter ſeines Volks lebt noch im Andenken der Corsen. Er war gerecht, ſagt man, auch gegen die Thiere. Eines Tags hörte er in der Balagna Lämmer einer Heerde kläglich ſchreien; er fragte die Hirten, was den Lämmern fehle; ſie geſtanden, daß ſie aus Hunger ſchrieen, weil man den Mutterſchafen die Milch genommen habe. Da befahl Giudice, daß fortan die Schafe nicht eher ſollten gemelkt werden, bis nicht die Lämmer getränkt ſeien.

Ich kam zuerſt nach Algajola, einem alten Ort am Meer, der jetzt ganz verfallen iſt und kaum 200 Einwohner zählt. Viele Häuſer ſtehen unbewohnt und in Trümmern, von den Bomben der Engländer zerſchoſſen. Denn wie ſie vor 60 Jahren der Krieg verwüſtet hat, ſo hat man ſie bis auf den heutigen Tag als Ruinen ſtehen laſſen, ein trauriges Zeugniß von dem Zuſtande Corsica's. Auch die bewohnten Häuſer gleichen

ſchwarzen Ruinen. Ein freundlicher Alter, welchen der napoleoniſche Krieg einſt nach Berlin geführt hatte, zeigte mir die Merkwürdigkeiten Algajola's und nannte einen großen Steinhaufen den palazzo della communità. Zur Zeit der Genueſen war Algajola der Mittelpunkt der Balagna, und weil es ſo gelegen war, daß aus jedem Dorf die Bewohner an einem Tage nach dem Ort und von ihm in ihre Heimat zurück gehen konnten, erhoben ihn die Genueſen zum Sitze eines der Leutnants der Inſel und befeſtigten ihn.

Die ausgezeichnetſte Merkwürdigkeit dieſes Städtchens iſt die Volksſage von Chiarina und Tamante, zwei treuen Liebenden. Tamante war von den Franzoſen zum Tod verurteilt, ſeine Geliebte aber bewaffnete ſich und mit Hülfe ihrer Freunde entriß ſie ihn der Execution. Das Volk ehrt die ſchönen Thaten der Liebe überall und macht ſie als Sagen unſterblich; die Geſchichte der Chiarina und des Tamante iſt in ganz Italien populär, und ihre fliegenden Blätter habe ich auch in Rom gefunden.

Bei Algajola wird nahe am Meer ein überaus herrlicher blaugrauer Granit gebrochen. Ich ſah in dem Bruch eine Säule liegen, welche einem indiſchen oder ägyptiſchen Tempel Ehre machen würde. Sie iſt 60 Fuß lang und hat 12 Fuß im Durchmeſſer. Sie liegt ſchon ſeit Jahren auf dem Feld verlaſſen und vom Wetter geſchlagen, und höchſtens nimmt von ihr Notiz ein Wandrer, welcher ſich auf ihr niederläßt, oder der Adler, der auf ihr ausruht. Urſprünglich für Ajaccio, zu einem Denkmal Napoleons beſtimmt, blieb ſie liegen, weil man die Koſten des Transports nicht aufbrachte. Wahrſcheinlich wird ſie nun nach Paris gebracht werden. Von demſelben köſtlichen Granit Algajola's iſt der ungeheure Block, welcher die Vendomeſäule in Paris trägt. Mit berechtigtem Stolz kann alſo der Corſe vor jener Säule von Auſterlitz ſtehn, auf die Franzoſen herabblicken und ihnen zurufen: mein Vaterland hat

beides hervorgebracht, den großen Mann dort oben und auch den herrlichen Granit, auf welchem er steht.

Ich kam nach Lumio, einem hoch gelegenen Paese, dessen schwarzbraune, turmartige Häuser aus der Ferne gar nicht von den Felsen zu unterscheiden waren. An grünen Jalousien merkt man hie und da das Wohnhaus eines angesehenen Mannes. Die Abkommen der alten Signoren wohnen noch in allen diesen Dörfern, und Männer von den stolzesten Namen und ungezählten Ahnen leben in den finstern Paesen mitten unter dem Volk und in seiner Gesellschaft. Nirgend in der Welt möchte eine so große demokratische Gleichheit des Lebens angetroffen werden als auf dieser Insel, wo Standesunterschiede kaum sichtbar werden und der Bauer mit dem Herrn als freier Mann verkehrt, wie ich oftmals davon Augenzeuge gewesen bin. Oberhalb Calvi wohnt Peter Napoleon, Lucians Sohn, der einzige Bonaparte, welcher sich jetzt auf der Heimatsinsel seiner Familie aufhält. Die Balagnesen lieben ihn und rühmen, daß er ein guter Jäger sei, daß er sich oft unter die Hirten mische und nicht vergessen habe, wie seine Vorfahren den Corsen angehörten. Die Erwählung Louis Napoleons erfüllt das corsische Volk natürlich mit Stolz und Freude. Ich fand auf der Insel überall das Porträt dieses Mannes und hörte seine Energie rühmen als corsische Energie. Weiter Blickende waren nicht ganz so von Patriotismus befangen, und ich hörte auch das Urteil, daß die Napoleon Tyrannen seien und zwar die letzten Tyrannen der Freiheit.

Lumio hat viele Orangengärten und eine erstaunliche Menge von Cactushecken, die ich in solcher Fülle nur noch in Ajaccio antreffen sollte. Der Cactus wächst hier zu Baumstämmen auf. Von den Bergen ist der Blick auf das Tal und den Golf sehr schön. Da liegt Calvi auf einer Landzunge. Mit seinen dunkeln platten Häusern, zwei Kuppeln welche über sie hinwegragen, und mit den Mauern des Forts, das auf der

äußerſten Spitze der Landzunge ſteht, gleicht es einer mauriſchen Stadt.

Calvi iſt der Hauptort des kleinſten der Arrondiſſements Corsica's, welches in 6 Cantons mit 34 Communen ungefähr 25000 Einwohner zählt. Es umfaßt beinahe den ganzen Nordweſten der Inſel, Berge und Küſten, von denen noch nicht einmal die Hälfte cultivirt iſt. Denn der große Küſtenſtrich von Galeria iſt gänzlich wüſte. Nur die Balagna iſt in guter Cultur und am zahlreichſten bevölkert.

Die kleine Stadt, heute ungefähr 1680 Einwohner zählend, verdankt ihren Urſprung dem Giovanninello, Herrn von Nebbio, dem erbitterten Feinde des Giudice della Rocca und Anhänger Genua's. Darauf gab ſie ſich an Genua und blieb der Republik immer treu. Wie die Boniſaziner erhielten auch die Calveſen viele Freiheiten und Gerechtſame. Zur Zeit Filippini's zählte die Stadt 400 Feuerſtellen, und er nennt ſie eine Hauptſtadt ſowol wegen ihres Alters als wegen der Schönheit der Häuſer, wobei er aber hinzuſetzt „im Verhältniß zum Lande.“ Die Bank von Genua ließ die Feſtung bauen.

Calvi liegt auf der Landzunge, in welche die eine Reihe der Berge ausgeht, die das große Tal um den Golf umcirkeln. Dieſe Berge ſind kahl und beſtehen aus Granit und Porphyr. Sie bilden ein impoſantes Amphitheater. Viel Oel und Wein gedeiht an den Abhängen und die Füße der Höhen bedeckt Taxus und anderes Geſträuch von Mirten, Albatro und Tinus, aus deſſen Blüten die Biene den Honig ſaugt. Davon kommt die Bitterkeit des corſiſchen Honigs, von welchem ſchon Ovid und Virgil gewußt haben. Calenzana namentlich iſt an Honig reich. Ein Waſſer durchfließt das Tal dieſer Berge und bildet in der Nähe von Calvi einen Sumpf, deſſen Ausdünſtungen gefährlich ſind. Man nennt ihn la vigna del vescovo, den Weingarten des Biſchofs, und erzählt ſich von ſeiner Entſtehung eine jener ſinnvollen Sagen, welche in

Corsica den Wanderer ergötzen. Es war nämlich der Biſchof von Sagona nach Calvi übergeſiedelt und hatte dort einen ſchönen Weingarten. Er verliebte ſich in ein Mädchen, und indem er es in ſeinen Weinberg nahm, geſtand er der Schönen ſeine Liebe und beſchwor ſie ihn zu erhören. Der Biſchof ſchloß das ſchöne Kind in ſeine Arme, bedeckte es mit Küſſen und war ganz des Teufels. Das Mädchen ſah den biſchöflichen Siegelring an dem Finger des heiligen Mannes, und lachend ſagte es: „Ei! wie gar ſchön iſt der Ring eines Biſchofs. Ich will euch lieben um dieſen Gottesring.“ Da ſeufzte der Biſchof tief, aber ſeine Liebe war ſo heiß, daß ſie ihn verzehren wollte; er zog den Gottesring vom Finger und gab ihn der ſchönen Jungfrau. Wie ſie nun den heiligen Mann in ihre Arme ſchloß, ſprang der Ring von ihrem Finger und fiel zu Boden. Er war nicht mehr zu finden. Am folgenden Tag ging der Biſchof wieder nach ſeinem Weinberg, den Ring zu ſuchen; aber ſiehe! da war kein Weinberg mehr, ſondern an ſeiner Stelle lag ein Sumpf.

Fünftes Kapitel.

Calvi und ſeine Männer.

Die Sumpfluft machte den Borgo von Calvi ungeſund. Beſſer iſt die Luft in der Feſtung oben, welche die eigentliche Stadt umſchließt. Ich ging zu dieſer genueſiſchen Citadelle hinauf, der feſteſten Corsica's nächſt Boniſazio. Ueber dem Tor las ich die Worte: Civitas Calvis semper fidelis. Stets getreu war Calvi den Genueſen. Treue iſt immer ſchön, wenn ſie nicht knechtiſch iſt, und Calvi war eine genueſiſche Colonie. Jener Spruch iſt in mehr als einem Sinne hiſtoriſch geworden. Als der republikaniſche General Caſabianca, nach der helden-

mütigen Verteidigung Calvi's gegen die Engländer, im Jahre 1794 capituliren mußte, war es eine der Bedingungen, daß die alte Inſchrift über dem Tor nicht ausgelöſcht werden ſolle. Treulich hat man dieſe Bedingung gehalten.

Nur in einem Punkt hadern Genua und Calvi mit einander. Denn die Calveſen behaupten, daß Columbus bei ihnen geboren ſei. Sie behaupten, daß ſeine genueſiſche Familie in alten Zeiten ſich in Calvi niedergelaſſen habe. Wirklich erhob ſich ein Streit über dieſes Geburtsrecht, wie ehedem um Homers Wiege ſieben Städte ſtritten. Man ſagt, daß Genua die Familienregiſter der Colombi von Calvi in Beſchlag nahm, und daß es eine Straße der Stadt, die Colomboſtraße, del filo umtaufte! Auch finde ich die Notiz, daß Einwohner von Calvi die erſten Corſen waren, die nach Amerika ſchifften. Man ſagte mir ferner, daß der Name Colombo noch heute dort lebe. Auch heutige corſiſche Schriftſteller nehmen den großen Entdecker als ihren Landsmann in Anſpruch, wie denn auch Napoleon während ſeines Aufenthalts in Elba damit umging, Nachforſchungen über dieſe Frage anſtellen zu laſſen. In ſeinem Teſtament nennt ſich Columbus einen gebornen Genueſen. Die Welt könnte neidiſch werden, wenn das Geſchick dem kleinen Corſica auch noch den Mann gegeben hätte, welcher größer war als Napoleon.

Tapfere Männer genug zieren Calvi, und betrachtet man dies Städtchen innerhalb der Feſtung, wie es nichts iſt als ein Haufe ſchwarzer und durchlöcherter Häuſer, ſo lieſt man in dieſer Trümmerchronik die Geſchichte alter Helden. Verwunderſam iſt der Anblick einer Stadt, die vor faſt hundert Jahren zerſchoſſen, noch heute in Ruinen ſteht. In Corſica ſcheint die Zeit ſtille geſtanden zu ſein. Eine eiſerne Hand hat die Vergangenheit feſtgehalten, ihre alten Volksſitten, die Todtenklagen der Etrusker, die Familienkriege des Mittelalters, die Barbarei der Blutrache, die alte Lebenseinfalt und den alten Heroismus;

und wie in grau gewordnen Ruinen von Städten das Volk lebt, lebt es noch in grauen, für den Culturmenſchen ſagenhaft gewordnen Lebenszuſtänden.

In der Hauptkirche, deren mauriſche Kuppel von den Kugeln der Engländer durchlöchert iſt, zeigt man das Grab einer Familie, welche den koſtbarſten Namen der Welt trägt, den Namen Libertà. Es iſt die alte Heldenfamilie Baglioni, welche ihn führt. Es war im Jahre 1400, als einige Ariſtokraten in Calvi ſich zu Tyrannen der Stadt aufwarfen, um ſie dann den Aragoniern auszuliefern. Da erhob ſich der junge Baglioni, überfiel mit Freunden die Tyrannen in der Burg, wie einſt Pelopidas die von Theben, hieb ſie zuſammen und rief das Volk zur Freiheit auf. Von ſeinem Ruf libertà! libertà! ſchreibt ſich nun der Zuname her, welchen das dankbare Volk ihm beilegte und ſeine Familie fortan getragen hat. Baglioni's Nachkommen waren drei Heldenbrüder Piero Libertà, Antonio und Bartolomeo. Sie gingen nach Marſeille. Dieſe Stadt befand ſich in den Händen der Liga und trotzte noch Heinrich dem Vierten, nachdem er bereits in Paris eingezogen und die Guiſen ihm Gehorſam geſchworen hatten. Der Conſul der Liga Casaux war der Tyrann von Marſeille; er ging damit um ſie in die Gewalt der ſpaniſchen Flotte zu geben, welche Andreas Doria befehligte. Da verſchwor ſich Piero Libertà mit ſeinen Brüdern und andern kühnen Männern, Marſeille zu retten. Sie drangen in das Caſtell; mit eigner Hand ſtieß Piero Libertà dem Conſul eine Lanze durch den Hals; nachdem er die Wachen niedergemacht oder entwaffnet hatte, ſchloß er die Tore des Caſtells, und das blutige Schwert in der Hand eilte er in die Stadt und rief: Libertà! Libertà! Das Volk griff zu den Waffen, worauf man die Türme und Schanzen erſtürmte. In das befreite Marſeille zog der Herzog Guiſe im Namen Heinrichs des Vierten, und dieſer ſchrieb ein ehrendes Dankſchreiben an Piero Libertà, datirt aus dem Lager von Rosny den 6. März

1596. Er machte ihn zum Großrichter von Marſeille, zum Capitän der Porta Reale, zum Gouverneur der nostra Donna della guardia und überhäufte ihn mit andern Ehren. Das geſchah in derſelben Zeit, als ein zweiter Corse Alfonso Ornano, der Sohn Sampiero's, dem Könige von Frankreich Lyon gewann, und damals rief Heinrich der Vierte aus: „Jetzt bin ich König.“

Wenige Jahre nachher ſtarb Piero Libertà. Die Stadt begrub ihn auf das Prachtvollſte und ſtellte ſeine Statue im Gemeindepalaſt auf. Auf ihr Piedeſtal ließ ſie die Worte eingraben:

Petro Libertae Libertatis assertori, heroi, malorum averrunco, pacis civiumque restauratori.

Wahrlich bemerkenswert iſt die Vegetationskraft, welche die corsiſchen Geſchlechter auszeichnet. Wer auf die Geſchichte dieſer Nation geachtet hat, wird gefunden haben, daß beinahe durchgehend die Kraft der Väter auf Söhne und Enkel ſich forterbte.

Schwer wird es mir, von den Gräbern der Libertà auf jenes Feld von Calenzana hinüberzugehen, wo die Gräber liegen der Schiavitù. Gräber ſind es von 500 verkauften Deutſchen, Söhnen unſers Vaterlandes, welche dort bei Calenzana fielen.

Ich habe es in der Geſchichte der Corsen erzählt. Der Kaiſer Carl VI. hatte den Genueſen ein deutſches Hülfscorps verkauft und dieſe ſchifften es nach Corsica über. Am 2. Februar 1732 griffen die Corsen unter Ceccaldi jene deutſchen Truppen bei Calenzana an. Sie ſtanden unter dem Befehl von Camillo Doria und Devins. Nach einem harten Kampf wurden die Kaiſerlichen geſchlagen; 500 Mann fielen. Die Corsen begruben dieſe Fremdlinge, welche in ihr Land gekommen waren gegen die Freiheit zu kämpfen, auf dem ſchönen Berghang zwiſchen Calvi und Calenzana. Ihre Gräberdecke grünt von Mirten und blühenden Kräutern. Jedes Jahr bis auf den heutigen Tag kommen am heiligen Samſtag die Geiſtlichen von

Calenzana auf den Camposanto dei Tedeschi wie das Feld von Calenzana genannt wird, und ſie beſprengen die Stätte, wo die armen Söldner gefallen ſind, mit Weihwaſſer. So rächt ſich der Corse an den Feinden, welche ihm ſeine Unabhängigkeit zu morden kamen. Mir iſt's als hätte ich, der einer der wenigen Deutſchen war, welche auf den Söldnergräbern von Calenzana ſtanden, und wol der Einzige, der ihrer noch gedachte, hier die Pflicht dem Volk der Corsen für dieſes großmütige Mitgefühl im Namen Deutſchlands zu danken. Es iſt ein edler Zug mehr in der Geſchichte ſeiner Tugenden. Meinen Landsleuten aber ſetze ich dieſe Grabſchrift:

Grabſchrift

auf die fünfhundert deutſchen Söldner von Calenzana.

Fünfhundert arme Söldner kamen wir,
Vom Kaiſer, weh! an Genua verkauft,
Dem Corsenvolk die Freiheit zu erſchlagen.
Wir fielen all' in unſres Frevels Blüte.
Nicht ſchuldig nenn' uns, doch bejammernswert,
Deckt uns erbarmend doch die Feindeserde.
Schmäh', Wandrer, nicht die Kinder dunkler Zeit!
Ihr die ihr lebt, ſollt uns der Schmach entſühnen.

Jene Zeiten, als man unſre Väter wie eine willenloſe Heerde nach Corsica und nach Amerika verkaufte, waren ſchmachvoll. Da erhoben ſich hier Pasquale Paoli und dort Waſhington, und jenſeits des Rheins die Menſchenrechte. Die Schuld jener Zeiten wurde getilgt, und auch die Schmach von Calenzana; denn die Enkel dieſer, die hier in ihren Sclavengräbern liegen, kämpften als freie Männer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes und überwanden auch den corsiſchen Despoten.

Die Sonne geht unter, der Golf erglänzt, und die Felſenberge von Calenzana ſtehn in Farbenglut. Wie zauberiſch iſt

dieſer ſüdliche Duft der Ferne, und wie fein ſind dieſe Farbentöne. Es ergreift die menſchliche Seele nichts ſo tief als alles Uebergehen. Auf dieſer Grenze ſei es vom Sein zum Nichts, oder von dem Nichts zum Sein ſteht die ſchönſte und die tiefſte Poeſie des Lebens. Nicht anders iſt es in der Völkergeſchichte. Ihre wunderſamſten Erſcheinungen ſtehen immer auf der Grenze, wo ſich zwei Culturperioden berühren, und eine in die andere übergehen will, wie ja auch eine Jahreszeit oder eine Tageszeit in der Natur die herrlichſten Erſcheinungen zeigt, wenn ſie in eine andre übergehen will. Mich dünkt, es iſt auch nicht anders in der Geſchichte des einzelnen Menſchenlebens. Auch da ſind dieſe Uebergänge von einer Culturperiode in die andre, von einer Bildungsform in die andre voll von Zauber und ſo fruchtbar, daß hier allein die Keime der Poeſie oder des Schaffens ſich entwickeln.

Es iſt auch hier in Calvi eine faſt märchenhafte Weltverlaſſenheit. Die Spiegelflut des Golfs regt ſich nicht — kein Schiff in meilenweiter Ferne — kein Vogel der ſich aufſchwingt — der ſchwarze Turm dort ragt auf ſchneeweißem Strand wie eine dunkle Traumgeſtalt. Doch, hier ſitzt ein Adler, ein prächtiges Geſchöpf, ernſt und königlich ruhend — nun fliegt er auf und mit mächtigem Flügelſchlage ſtrebt er nach den Bergen. Er iſt ſatt von Blut. Da ſtöre ich noch einen Fuchs auf, den erſten den ich in Corsica ſehe, wo die Füchſe auffallend groß ſind. Er ſaß vergnüglich am Ufer und ſchien ſich über das Roſenrot der Wellen zu freuen, denn er war ganz in Naturbetrachtungen vertieft und ſo ſehr in Gedanken verloren, daß ich ihn bis auf fünf Schritte beſchleichen konnte. Plötzlich ſprang Herr Reineke auf, und da der Strand ſchmal war, ſo hatte ich die Freude ihm den Weg zu verrennen und ihn einen Augenblick außer Faſſung zu bringen. Herr Reineke that hierauf eine geniale Schwenkung und lief mit großem Humor in die Berge. Es geht ihm ſehr gut in Corsica, wo

ihn die Thiere zum Könige gemacht haben, weil es hier keine Wölfe gibt.

Da es Nacht wurde, ſetzte ich mich in eine Barke und ruderte in dem Golf umher. Welch ein Vergnügen, welche Nachtbilder! Der Himmel mit funkelnden Sternen beſät, magiſch und transparent die Lüfte, fern auf der Landſpitze ein leuchtender Fanal — Lichter im Caſtell von Calvi — Hirtenfeuer in den dunkeln Bergen droben — ein paar ſchlafende Schiffe auf dem Waſſer — die Wellen um den Kahn funkelnd, die Waſſertropfen die vom Ruder fallen, Funken — in der tiefen Stille die Klänge einer Mandoline, die vom Ufer herüberſchallen.

Sechstes Kapitel.

Ein Meiſterſängerfeſt.

Die Poeſie dieſer Nacht ſollte ſich noch fortſetzen. Denn kaum war ich in meiner kleinen Locanda eingeſchlafen, als mich Citerklänge und ein vielſtimmiger Geſang weckten. Sie ſpielten und ſangen wol eine Stunde lang in ſtiller Nacht vor meinem Hauſe. Es galt einem jungen Mädchen, welches dort wohnte. Dieſe Serenata klang ſo traurig wie ein Vôcero. Es iſt nicht zu ſagen, wie in der Stille der Nacht die pſalmodiſchen Klänge in die Seele dringen und ſie ergreifen. Die erſte Stimme ſang Solo, dann fiel die zweite und die dritte ein und der ganze Chor. Der Vortrag war Recitativ in Weiſe des italieniſchen Ritornello. Und auch im Ritornello wird ein an ſich nicht trauriges Gefühl faſt klagend geſungen. Ich hatte wol ſchon in andern Orten Corsica's ſolche Nachtgeſänge gehört, doch nicht ſo voll und ſo feierlich wie hier. Ich vernehme noch oft ihr Echo, und namentlich iſt es das eine Wort

und der eine Klang: speranza, deſſen klagender Ausdruck mir noch oftmals hörbar iſt.

Am Morgen geriet ich durch Zufall in die Bude eines alten Schuhmachers, welcher ſich mir als den Citerſpieler von geſtern Nacht zu erkennen gab. Bereitwillig langte er ſein Inſtrument hervor. Die corſiſche Cetera hat ſechszehn Saiten und faſt die Form der Mandoline, nur daß ſie größer und der Reſonanzboden nicht ganz rund, ſondern ein wenig abgeflacht iſt. Die Saiten werden mit einem ſpitzen Widderhörnchen geſchlagen. Ich fand alſo auch hier die allgemeine Erfahrung beſtätigt, wie das Geſchlecht der Schuſter in aller Welt denkend, muſikaliſch und poetiſch ſei. Der Hans Sachs von Calvi holte auf meinen Wunſch einige der beſten Sänger herbei. Schuhe und Leiſten wurden in den Winkel gelegt, und die kleine Sängergeſellſchaft verſammelte ſich in dem Hinterſtübchen, deſſen blumenumranktes Fenſter auf den Golf hinausging — die Sänger rückten die Stüle zuſammen, der Meiſterſänger nahm die Citer, drückte die Augen ein und ſchlug in vollen Tönen. Doch will ich ſagen, wer die Sänger waren: vor allen der alte Schuſter als Meiſterſänger, dann ſein junger Geſelle, der bei ihm Stiefeln und die holde Musica machen lernte, dann ein feingekleideter junger Mann, ein Herr vom Gericht, und endlich ein ſilbergrauer Greis von 74 Jahren. So alt er war, ſo ſang er doch aus Herzensluſt, wenn auch nicht ganz ſo wacker mehr als in ſeiner Jugend, und weil die Noten der corſiſchen Vôceri ſo langgedehnt ſind, verlor er oft den Odem.

Nun hob das allerſchönſte Sängerfeſt an, das je gehalten worden iſt. Sie ſangen, was mein Herz begehrte, Serenaten und Vocerati oder Lamente, aber zu meiſt Lamente, weil mich deren Originalität und Schönheit am meiſten reizte. Sie ſangen nach vielen andern auch einen Vôcero auf den Tod eines Soldaten. Der Inhalt war dieſer. Ein junger Menſch aus den Bergen verläßt Mutter, Vater und Schweſter und geht auf

das Feſtland in den Krieg. Nach vielen Jahren kehrt er als Officier heim. Er ſteigt zu ſeinem Paeſe hinauf; Niemand der Seinen erkennt ihn hier. Nur der Schweſter entdeckt er ſich, deren Freude unſäglich iſt. Dann ſagt er dem Vater und der Mutter, ſie möchten auf Morgen ein herrliches Mal rüſten, er wolle es gut bezahlen. Abends nimmt er die Flinte und geht auf die Jagd. In ſeinem Zimmer hat er ſeinen Ranzen gelaſſen, in welchem viel Gold enthalten iſt. Der Vater ſieht den Reichtum und beſchließt den Fremdling Nachts zu ermorden. Die ſchreckliche That wird vollbracht. Wie nun der Tag und der Mittag kommt und ſich der Bruder nicht zeigen will, fragt die Schweſter nach dem Fremdling; in der Angſt ihres Herzens entdeckt ſie den Eltern, daß es der Bruder ſei. Sie ſtürzen in die Kammer, Vater, Mutter, Schweſter — da liegt er in ſeinem Blut. Nun folgt das Lamento der Schweſter. Die Geſchichte iſt wahr, wie überhaupt was die corſiſchen Volkslieder ſingen, ein wirkliches Ereigniß iſt. Der Schuſter erzählte mir die Begebenheit ſehr dramatiſch, und der Greis unterſtützte ihn dabei mit den ausdrucksvollſten Geberden, dann ergriff jener die Citer und ſie ſangen das Lamento.

Die freundlichen Sänger, denen ich ſagte, daß ich ihre Geſänge in meine heimiſche Sprache überſetzen und auch ihrer und dieſer Stunde gedenken würde, baten mich noch dieſen Abend in Calvi zu bleiben, da wollten ſie die ganze Nacht verſingen und mir Freude machen. Wenn ich aber durchaus fort wolle, ſo ſolle ich ja nach Zilia gehen, da ſeien die beſten Sänger von ganz Corsica. Ach! ſagte der Schuſter, der allerbeſte iſt todt. Er ſang wie ein Vogel mit heller Stimme, aber er ging in die Berge und wurde Bandit, und weil er ſo ſchön ſang, ſo wehrten die Paeſanen lange den Häſchern, ihn zu fangen. Doch ſie fingen ihn und in Corte haben ſie ihm das Haupt herunter geſchlagen.

So war mir denn Calvi eine Oaſe des Geſanges in dieſen

ſtillen und menſchenarmen Gegenden. Mir war's nun auch merkwürdig, daß ein paar der beſten Dichter Corsica's aus Calvi zu Hauſe geweſen ſind, ein geiſtlicher Dichter Giovanni Baptiſta Agneſe, geboren im Jahr 1611, und Vincenzo Giubega, welcher 39 Jahre alt im Jahre 1800 als Tribunalsrichter in Ajaccio ſtarb. Man nennt Giubega nicht mit Unrecht den Anacreon Corsica's. Ich las von ihm einige ſchöne Liebeslieder, welche ſich durch Grazie und Empfindung auszeichnen. Es gibt nur wenige Lieder von ihm, da er die meiſten ſelbſt verbrannt hat. Weil Sophocles ſagt, das Gedächtniß ſei die Königin der Dinge, und weil auch die Muſe der Poeſie ein Kind der Mnemoſyne iſt, ſo nenne ich hier noch einen einſt weltberühmten Corsen aus Calvi, Giulio Guidi, im Jahre 1581 das Wunder von Padua wegen ſeines unglücklichen Gedächtniſſes. Er war im Stande 36,000 Namen nach einmaligem Hören wiederzuſagen. Man nannte ihn Guidi della gran memoria. Er producirte nichts, ſein Gedächtniß hatte ſeine ſchöpferiſchen Kräfte getödtet. Pico von Mirandola, der vor ihm lebte, producirte; doch ſtarb er jung. So iſt's auch bei der köſtlichen Gabe des Gedächtniſſes, wie bei allen andern Geſchenken, ein Fluch der Götter, wenn ſie zu viel geben.

Ich nannte ſchon einmal den Namen Salvatore Viale. Dieſer Dichter, in Baſtia zu Hauſe, wo er noch hochbetagt lebt, iſt der fruchtbarſte Poet, welchen die Inſel hervorgebracht hat. Er hat ein komiſches Gedicht „la Dinomachia“ im Charakter der Secchia rapita des Taſſoni geſchrieben, den Anacreon überſetzt und auch Einiges von Byron übertragen. Byron alſo doch in Corsica! — Viale hat große Verdienſte um ſein Vaterland durch eine unermüdliche wiſſenſchaftliche Thätigkeit, und auch um die Beleuchtung corſiſcher Sitten hat er ſich Verdienſte erworben. Auch einen Ueberſetzer des Horaz hat Corsica, Giuſeppe Ottaviano Savelli. Manchen Namen corſiſcher Poeten könnte ich noch nennen, wie den des Liederdichters Biadelli

von Baſtia, welcher im Jahre 1822 geſtorben iſt. Doch werden ihre Lieder nicht weiter in die Welt dringen. Die ſchönſten, welche Corsica hervorgebracht hat, ſind die Geſänge des Volks, und der größte Dichter der Corsen iſt der Schmerz.

Siebentes Kapitel.

Die corſiſchen Todtenklagen.

Der Charakter der corſiſchen Todtenklagen begreift ſich aus den Todtengebräuchen dieſer Nation, welche uralt ſind. Bei einem Volk, unter welchem der Tod mehr als anderswo als Würgengel umhergeht, und dem ſeine blutige Geſtalt beſtändig vor Augen tritt, müſſen die Todten auch einen auffallenderen Cultus haben als ſonſt wo. Es hat etwas Dunkles und Ergreifendes, daß die lieblichſte Poeſie der Corsen die Poeſie des Todes iſt, und daß ſie dichten und ſingen faſt nur in der Trunkenheit des Schmerzes.

Wenn der Tod eingetreten iſt, beten die um das Todtenbett ſtehenden Verwandten den Roſenkranz, dann erheben ſie ein Klagegeſchrei (grido). Die Leiche wird auf einen Tiſch an die Wand gelegt, welcher die Tola genannt wird. Das Haupt des Todten liegt auf einem Kiſſen und trägt eine Kappe. Damit die Geſichtszüge nicht ihre Haltung verlieren, wird ihm um Hals und Kinn ein Tuch oder ein Band gebunden und auf dem Scheitel unter der Kappe feſtgeknüpft. Iſt's ein junges Mädchen, ſo zieht man ihm ein weißes Leichenhemde an und bekränzt die Todte mit Blumen; iſt's eine Frau, ſo trägt ſie in der Regel ein buntes Kleid, eine Greiſin ein ſchwarzes. Der Mann liegt im Leichenhemde und mit der phrygiſchen Mütze, und möchte dann wol einem Todten der Etrusker gleichen, wie ich ihn im etruriſchen Muſeum des Vatican abgebildet fand, von Klagenden umgeben.

An der Tola wird gewacht und geklagt, oft die ganze Nacht hindurch, und es brennt ein Feuer. Die große Klage aber erhebt man am Frühmorgen vor dem Leichenbegängniſſe, wenn der Todte in den Sarg gelegt wird, und ehe die Todtenbrüderſchaft kommt, um die Bahre aufzuheben. Zur Leichenfeier kommen aus den Dörfern der Umgegend Freunde und Verwandte. Dieſes Geleite heißt corteo oder scirrata, ein Wort, welches unſerem deutſchen „Schaar" ähnlich klingt, deſſen Urſprung aber kaum zu ermitteln iſt. Eine Frau, und dies iſt immer die Dichterin oder Sängerin, was hier zuſammenfällt, führt den Chor von Klageweibern. Man ſagt alſo in Corsica: andare alla scirrata, wenn die Weiber im Zuge nach dem Leichenhauſe gehen; iſt der Todte ein Erſchlagener ſo ſagt man: andare alla gridata, das heißt zum Geheule gehen. Sobald der Chor ins Haus tritt, begrüßen die Klageweiber die Leidtragende, ſei es die Wittwe, die Mutter oder die Schweſter, und ſie neigen Kopf an Kopf wol eine halbe Minute lang. Dann ladet ein Weib der trauernden Familie die Zuſammengekommenen zum Klagen ein. Sie machen um die Tola einen Kreis, den cerchio oder caracollo und ſchwingen ſich um den Todten, den Kreis löſend oder wieder ſchließend, immer mit Klageruf und den wildeſten Zeichen des Jammers.

Nicht überall ſind dieſe Pantomimen gleich. An vielen Orten ſind ſie ſchon durch die Zeit verdrängt, an anderen gemildert, in den Bergen tief im Innern, zumal im Niolo beſtehen ſie in ihrer altheidniſchen Kraft und gleichen den Todtentänzen Sardiniens. Ihre dramatiſche Lebendigkeit und furiöſe Ekſtaſe iſt grauenvoll. Es ſind nur Weiber, welche tanzen, klagen und ſingen. Die Haare aufgelöſt und mänadenhaft um die Bruſt fliegend, die Augen voll ſprühendem Feuer, die ſchwarzen Mäntel flatternd, ſo ſchwingen ſie ſich um, ſtoßen ein Klagegeheul aus, ſchlagen die flachen Hände zuſammen, ſchlagen ſich die Brüſte, raufen ſich an den Haaren, weinen,

ſchluchzen, werfen ſich an der Tola nieder, beſtreuen ſich mit Staub — dann ſchweigt das Geſchrei, und dieſe Frauen ſitzen nun ſtill, Sibyllen gleich auf dem Boden der Todtenkammer, tiefausatmend, ſich beruhigend. — Schrecklich iſt der Gegenſatz zwiſchen dem wilden Todtentanz und dem Todten ſelber, welcher ſtarr auf der Bahre liegt und doch dieſen Furientaumel regiert. In den Bergen zerreißen ſich die Klageweiber auch das Geſicht bis aufs Blut, weil nach uralter heidniſcher Vorſtellung das Blut den Todten angenehm iſt und die Schatten verſöhnt. Dann nennt man dies **raspa** oder **scalfitto**.

Das Weſen dieſer Klageweiber muß fürchterlich erſcheinen, wenn ihr Tanz einem Gemordeten gilt. Dann werden ſie wahrhaft zu den ſchlangenhaarigen Rächerinnen des Mordes, wie ſie Aeſchylus gemalt hat. So ſchwingen ſie ſich um grauſenhaft, die Hände in einander ſchlagend, heulend, Rache ſingend, und ſo gewaltig iſt oft die Wirkung ihres Liedes auf den Mörder der es hört, daß ihn Entſetzen und Gewiſſensangſt erfaßt, und er ſich ſelber verrät. Ich las von einem Mörder, welcher verhüllt in den Mantel der Todtenbrüder die Kerze an der Bahre deſſen zu halten ſich erfrechte, den er mit erſchlagen hatte, und der wie er das Rachelied anſtimmen hörte, ſo heftig zu zittern begann, daß ihm die Kerze aus der Hand fiel. Bei Criminalproceſſen gelten Zeugenausſagen, daß Jemand bei der Todtenklage gezittert habe, als Schuldbeweiſe. Ja! mancher Mann auf dieſer Inſel gleicht dem Oreſt des Aeſchylus, und die Seherin kann von ihm ſagen:

Und ſitzen ſah' ich einen gottverfluchten Mann
Am Erdennabel, ſchutzgewärtig, friſch von Blut
Die Hände triefend, noch das bloße Schwert zur Hand — —
Um dieſen Mann her eine wunderbare Schaar
Von Weibern ſchlafend auf die Seſſel hingeſtreckt;
Doch nicht von Weibern — nein, Gorgonen nenn' ich ſie,

Und wieder nicht den Bildern der Gorgonen gleich;
Einſt ſah ich die gemalet, welche mit Phineus Mal
Von dannen fliegen; aber ungeflügelt ſind
Die dort und ſchwarz und völlig ekelhaft zu ſchau'n.

Todtenſtille herrſcht in der Kammer. Man hört nur das Atmen der umherkauernden Klageweiber, welche in ihre Mäntel gehüllt daſitzen, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, tiefſten Schmerz ausdrückend nach althelleniſcher Weiſe, wie der Künſtler das Haupt deſſen verhüllt darſtellt, deſſen Schmerz über das Maß groß iſt. Die Natur ſelbſt hat dem Menſchen nur zwei höchſte Ausdrucksweiſen des Schmerzes gegeben, den Aufſchrei des hervorbrechenden Gefühls, in dem die Lebenskraft gleichſam alle ihre Geiſter entfeſſelt, und das tiefe Verſtummen, in welchem die Lebenskraft in Ohnmacht verſtirbt. — Plötzlich ſpringt aus dem Kreiſe der Frauen eine empor, gleich einer begeiſterten Seherin hebt ſie ein Lied auf den Todten an. Recitativiſch trägt ſie dies Lied vor, Strofe für Strofe, und eine jede endigt mit Weh! Weh! Weh! welches der Klagechor wiederholt, nach Weiſe der Tragödie bei den Griechen. Die Sängerin iſt auch die Chorführerin, welche das Lied gedichtet hat oder improviſirt. In Sardinien pflegt ſie das jüngſte Mädchen zu ſein. In der Regel werden dieſe Geſänge, Loblieder oder Rachelieder, in denen der Preis des Todten mit der Klage um ihn oder mit der Aufforderung zur Rache wechſelt, auf der Stelle improviſirt.

Wie wunderbar iſt der Widerſpruch der Cultur in dieſem Lande, welches ſolche Scenen noch lebend erhalten hat, die von unſerer Geſellſchaft durch eine Kluft von 3000 Jahren getrennt zu ſein ſcheinen. Man ſehe alſo den Todten auf der Tola, die kauernden Klageweiber am Boden; ein junges Mädchen erhebt ſich, das Antlitz flammend von Begeiſterung improviſirt ſie wie Mirjam oder wie Sappho Verſe von unerreichbarer

Anmut, voll von den kühnſten Bildern, und unerſchöpflich ſtrömt die hingeriſſene Seele rhythmiſch, in Dithyramben fort, welche das Tiefſte und Höchſte menſchlichen Schmerzes melodiſch ſagen. Der Chor heult hinter jeder Strofe Deh! Deh! Deh! — Ich weiß nicht, ob irgend wo ein Bild im Leben aufgefunden werden kann, in welchem ſich das Grauſige mit der Anmut zu ſo tiefſinniger Poeſie verbindet als in ſolcher Scene, da ein Mädchen über dem gemordeten Bruder, der in ſeinen Waffen auf der Tola liegt, als Erinnye aufſteigt, in Verſen Rache fordernd, deren blutigwilde Sprache ſelbſt Mannesmund nicht grauſender ſagen könnte. In dieſem Lande hält das niedrig dienende Weib das Gericht, und vor das Tribunal ſeiner Klage, die hier recht eigentlich Anklage iſt, wird der Schuldige geladen. So ſingt auch der Chor der Mägde in den Grabesſpenderinnen beim Aeſchylus:

O Kind, bewältigt
Wird des Todten Denken nicht
Durch den blendenden Zahn der Glut;
Spät einſt zeigt er ſein Zürnen.
Und bejammert wird der Todte: —
Und erkannt wird, der ihn todtſchlug;
Um den Vater und Erzeuger
Die gerechte Todtenklage,
Gericht heiſcht ſie mit lautem Schmerzſchrei.

Einige dieſer Seherinnen, der germaniſchen Velleda möchte ich ſie vergleichen, machten ſich wegen ihrer Inſpirationen berühmt; ſo im vorigen Jahrhundert Mariola delle Piazzole, die Führerin der Todtenchöre, deren Improviſationen aller Orten begehrt wurden, und wie Clorinda Franceschi aus der Casinca. In Sardinien heißen die Klageweiber Piagnoni oder prefiche, in Corsica voceratrici oder ballatrici. Nicht

immer ſind es die hergebrachten Chorführerinnen, welche ſingen, vielfach auch die Verwandten des Todten, Mutter, Gattin, beſonders die Schweſtern. Denn das vom Schmerz erfüllte Herz ſtrömt in kunſtlos beredte Klagen über und macht die Sprache erhaben und den Gedanken genial auch ohne Dichtertalent. Außerdem iſt die Form der Todtenklagen eine ſtehende, und wenn der Trauerfall eintritt, hat ſich das corſiſche Weib ſchon lange vorher in den Lamenten geübt, welche von Mund zu Munde gehen, wie andere Lieder bei uns.

Jener pantomimiſche Klagetanz heißt im Corſiſchen die ballata (ballo funebre), die Ballade. Man ſagt ballatare sopra un cadavere, über einer Leiche tanzen. Das Klagen heißt vocerare, das Klagelied Vôcero, Compito oder Ballata. Im Sardiniſchen heißt jene Ceremonie Titio oder Attito. Man leitet dieſes Wort von dem Weheausruf ahi! ahi! ahi! ab, womit die Chorführerin jede Strofe ſchließt und welchen die Klageweiber wiederholen. Die Lateiner riefen ſtatt deſſen Atat, die Griechen wie man in den Tragödien finden kann otototoi, und auch bei uns Deutſchen iſt der heftige Schmerzensruf ahtatata gebräuchlich, was der an ſich erfahren kann, welcher darauf achtet, was er ruft, wenn er ſich den Finger verbrannt hat und ballatirend, vor Schmerz ſpringend, mit dem Finger in der Luft ſchnalzt.

Sobald endlich die Todtenbrüderſchaft vor das Haus kommt, um die Bahre zu heben, wird noch einmal ein Klagegeſchrei angeſtimmt, dann bringt das Gefolge den Todten in die Kirche, wo er eingeſegnet wird, und von der Kirche wiederum mit Klagegeſang auf den Kirchhof. Die Feier ſchließt das Todtenmal, der convito oder conforto. Schon vorher wird denen, welche an der Leiche wachen, ein Eſſen gegeben, was man die veglia nennt, und jeder Todtenbruder pflegt einen Kuchen zu bekommen. Der Conforto ſelbſt wird den Verwandten und Freunden entweder im Todtenhauſe oder in der Wohnung eines

Sippen gegeben, wohin die Gäſte mit ungeſtümer Dringlichkeit geladen werden. Es ehrt den Todten, wenn das Mal groß gerüſtet iſt, und war er im Leben eine geachtete Perſon, ſo erkennt man das an der Menge der Gäſte. Oft wird bei dieſem Todtenbankett (banchetto) viel Aufwand getrieben, und auch in die Häuſer des Dorfs wird Brod und Fleiſch geſandt. Schwarz iſt die Kleidung der Nachtrauer, der trauernde Mann läßt oft lange Zeit den Bart wachſen. Kehrt die Jahresfeier des Begängniſſes wieder, ſo wird das Bankett bisweilen wiederholt.

Dies nun iſt der corſiſche Todtencultus, wie er ſich noch im Innern und Süden des Landes bis auf den heutigen Tag erhalten hat, der Reſt uralter Heidengebräuche mitten im Chriſtentum und mit deſſen Gebräuchen vereinigt. Wie alt dieſe Ballata ſei, wann und woher ſie in dieſes Land getragen worden, iſt ſchwer zu wiſſen und hier will ich keine Unterſuchungen darüber wagen. Nur einige Beziehungen wollen wir nicht entbehren.

Der Schmerzausdruck an der Leiche eines Geliebten iſt überall derſelbe, das Weinen, die Klage, die redende Erinnerung an das, was er im Leben geweſen war, und an die Liebe, mit der man ihn liebte. Das leidenſchaftliche Gemüt bricht in gewaltſame, dramatiſch lebendige Zeichen des Jammers aus. Doch hemmt die Macht der Bildung, welche auch die Empfindungen regelt, den Culturmenſchen und wehrt dem Naturgefühl die maßloſe Geberde. Nicht ſo bei dem Naturmenſchen, bei dem Kinde und dem ſogenannten gemeinen Mann, welcher die epiſche Zeit des Menſchengeſchlechts mitten in unſerer Civiliſation noch wiederſpiegelt. Will man ſich überzeugen, daß epiſche Menſchen, Könige, Helden, Volkshäupter ſich im Schmerz ebenſo leidenſchaftlich geberdeten, wie heute die Corſen bei der Ballata, ſo muß man den Homer und die Bibel, die Geſänge des Firduſi und die Nibelungen leſen. Eſau ſchreit

laut und weint um den geſtolnen Segen; Jacob zerreißt ſeine Kleider um Joſeph; Hiob zerreißt ſein Kleid und rauft ſein Haar und fällt zur Erde und ſo thun ſeine Freunde, ſie hoben auf ihre Stimme und weinten und ein jeglicher zerriß ſein Kleid und ſprengeten Erde auf ihr Haupt gen Himmel. David faßt ſeine Kleider und zerreißt ſie um Saul und Jonathan und trägt Leid und weinet und klagt, ebenſo weint er auf der Flucht vor Abſalom, und ſein Haupt war verhüllet und er ging barfuß.

Noch zügelloſer ſind die Schmerzausbrüche der homeriſchen Menſchen. Achill jammert um Patroclus, die finſtre Wolke der Schwermut umhüllt ihn, mit beiden Händen überſtreut er mit ſchwärzlichem Staube ſein Haupt;

Aber er ſelber, groß, auf großem Bezirk, in dem Staube
Lag, und entſtellete raufend mit eigenen Händen das Haupthaar.
Mägde zugleich, die Achilleus erbeutete ſammt Patroklos,
Innig im Herzen betrübt, aufſchrieen ſie; all' aus der Thüre
Rannten ſie vor um Achilleus, den feurigen, und mit den Händen
Schlugen ſie alle die Bruſt, und jeglicher wankten die Kniee.

Als Hector fällt rauft Hekuba ihr Haar, und kläglich weint Priamos und jammert, und ſpäter ſagt er zu Achill, als er ihn um ein Lager zum Ausruhen bittet, daß er ſtets geſeufzt habe voll unendlichen Jammers,

Im Gehege des Hofs auf ſchmutziger Erde mich wälzend.

Ebenſo rauft im Firduſi der Held Ruſtem ſich das Haar um ſeinen Sohn Sohrab, brüllt vor Schmerz und weint Blut; Sohrabs Mutter wirft ſich Feuer aufs Haupt, zerreißt das Gewand, ſinkt immer von neuem in Ohnmacht, erfüllt den Saal mit Staub, weint Tag und Nacht und ſtirbt nach einem

Jahr. Die Leidenſchaft hat hier ein Rieſenmaß von Ausdruck, wie die Heldengeſtalten ſelber koloſſal ſind.

In den Nibelungen, der größeſten Tragödie der Blutrache, drückt ſich die Leidenſchaft des Schmerzes nicht minder koloſſal aus. Um den todten Siegfried erhebt Chriemhild das Jammergeſchrei, Blut dringt aus ihrem Halſe, ſie weint Blut an ſeiner Leiche, und alle Weiber helfen ihr mit Klagen.

Faſt an allen jenen Stellen finden wir die Todtenklage als lyriſchen Erguß des Schmerzes und zum Liede ſich bildend. Um der corſiſchen Vôceri willen ſtehe hier das erhabenſte Lament von allen, die Todtenklage Davids um Saul und Jonathan:

Weine Iſrael um die welche durchs Schwert fielen auf deinen Bergen, die Helden Iſraels ſind erſchlagen auf den Bergen. Weh! wie fielen die Helden?

Schweiget! Sagt es nicht an zu Gath, verkündigt's nicht auf den Gaſſen von Aſcalon, daß nicht frohlocken die Töchter der Philiſter, daß nicht tanzen die Töchter der Unbeſchnittenen.

O ihr Berge von Gilboa! nicht Thau, nicht Regen falle auf euch. Nicht ſoll man Acker haben auf euch, die Hebopfer zu opfern. Denn zerſchlagen iſt auf euch der Schild der Helden, der Schild Sauls, als wäre er nicht geſalbet mit Oele.

Der Bogen von Jonathan hat nie gefehlet, noch iſt das Schwert von Saul leer wieder gekommen von dem Blut der Erſchlagenen, und von dem Fette der Helden.

Saul und Jonathan, holdſelig und lieblich in ihrem Leben, ſind auch im Tode nicht geſchieden, leichter denn die Adler, ſtärker denn die Löwen.

Ihr Töchter Iſraels, weint über Saul, der euch kleidete mit Roſinfarbe ſäuberlich, und ſchmückte euch mit goldnen Kleinodien an euren Kleidern.

Wie ſind die Helden ſo gefallen im Streit! Jonathan iſt auf deinen Höhen erſchlagen.

Es iſt mir Leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt; deine Liebe war mir ſonderlicher denn Liebe der Frauen.

Weh! wie ſind die Helden gefallen, und die Streitbaren umgekommen!

Ganz dramatiſch iſt das Lament um Hector im letzten Geſang der Iliade und möchte ganz und gar einer Ballata an der Tola gleichen. Auch dieſen Vôcero wollen wir noch hören.

Als ſie den Leichnam jetzo geführt in die prangende Wohnung,
Legten ſie ihn auf ein ſchönes Geſtell, und ordneten Sänger,
Daß ſie die Klag' anſtimmten; und nun mit jammernden Tönen
Sangen ſie Trauergeſang, und rings nach ſeufzten die Weiber.

(Andromache hebt das Lament an:)

Mann, du verloreſt dein Leben, du Blühender; aber mich Wittwe
Läſſeſt du hier im Palaſt, und das ganz unmündige Söhnlein,
Welches wir beide gezeugt, wir Elenden! Ach wol ſchwerlich
Blüht er zum Jüngling heran! Denn zuvor wird Troja vom Gipfel

Umgeſtürzt, da du ſtarbſt, ihr Verteidiger, welcher die Mauern
Schirmte, die züchtigen Frau'n und ſtammelnden Kinder er-
rettend.
Bald nun werden hinweg ſie geführt in geräumigen Schiffen,
Und mit jenen ich ſelbſt! Doch du, mein trauteſter Sohn, wirſt
Dorthin geh'n mit der Mutter, um Schmach zu erdulden und
Arbeit,
Unter des Frohnherrn Zwang, des grauſamen; oder es ſchmettert
Dich ein Achaier, am Arme gefaßt, von dem Turm ins Ver-
derben,
Zürnend, daß Hektor den Bruder ihm tödtete, oder den Vater,
Oder den blühenden Sohn: denn ſehr viele Männer Achaia's
Sanken durch Hektors Hände, den Staub mit den Zähnen
zerknirſchend.
Denn kein Schonender war dein Vater im Grau'n der Ent-
ſcheidung;
Drum wehklagen ihn nun die Völker umher in der Veſte.
Unausſprechlichen Gram der Verzweiflung ſchufſt du den Eltern,
Hektor; doch mich vor Allen betrübt nie endender Jammer!
Denn nicht haſt du mir ſterbend die Hand aus dem Bette
gereichet,
Noch ein Wort mir geſagt voll Weisheit, deſſen ich ewig
Dächte bei Tag und Nacht, wehmüthige Tränen vergießend.

Alſo ſprach ſie weinend, und rings nach ſeufzten die Weiber.

(Hekuba nimmt das Lament auf:)

Hektor, du Herzenskind, mir geliebt vor allen Gebornen!
Ach und weil du mir lebteſt, wie lieb auch warſt du den Göttern,
Welche ja dein wahrnahmen noch ſelbſt in des Todes Ver-
hängniß!
Denn die anderen Söhne, die mir der ſchnelle Achilleus
Nahm, verkauft' er vordem jenſeits der verödeten Salzflut,
Hin gen Samos und Imbros und zur unwirtbaren Lemnos.

Aber da dich er entſeelt mit ragender Spitze des Erzes,
O, wie ſchleift' er dich oft um das Mal des geliebten Patroklos,
Seines Freunds, den du ſchlugſt; und erweckete jenen auch ſo nicht!
Dennoch jetzt wie betaut und friſch noch mir in der Wohnung
Ruheſt du, jenem gleich, den der Gott des ſilbernen Bogens
Unverſeh'ns hinſtreckte, mit lindem Geſchoß ihn ereilend.

Alſo ſprach ſie weinend, und weckt' unermeßlichen Jammer.

(Helena nimmt das Lament auf:)

Hektor, o Trauteſter du, mir geliebt vor des Mannes Gebrüdern!
Ach mir Gemal iſt jetzo der göttliche Held Alexandros,
Der mich gen Troja geführt! O wär' ich zuvor doch geſtorben!
Denn mir entfloh'n ſeitdem ſchon zwanzig Jahre des Lebens,
Seit von dannen ich ging, die heimiſchen Fluren verlaſſend;
Doch nie hört' ich von dir nur ein Wort im Böſen, noch Unglimpf.
Ja, wenn ein andrer im Hauſe mich anfuhr unter den Brüdern
Oder Geſchwiſtern des Manns, und ſtattlichen Frauen der Schwäger,
Oder die Schwäherin auch, denn der Schwäher iſt mild wie ein Vater:
Immer beſänftigteſt du, und redeteſt immer zum Guten,
Durch dein freundliches Herz und deine freundlichen Worte.
Drum bewein' ich mit dir mich Elende, herzlich bekümmert!
Denn kein Anderer nun in Troja's weitem Gefilde
Iſt mir Tröſter und Freund; ſie wenden ſich Alle mit Abſcheu!

Alſo ſprach ſie weinend; es ſeufzt' unzählbares Volk nach.

Pelasger, Griechen, Phönizier, die Egypter zumal, die alten Völker Italiens, die Etrusker, die Römer, alle haben ſie die Todtenklagen gehabt; nicht minder die Celten, wie die Iren,

die Germanen, und daſſelbe gilt von den heutigen Naturvölkern in America wie in Afrika, wie von den Indern. Auch in Italien finden ſich außerhalb Sardiniens und Corsica's ähnliche Todtengebräuche, namentlich im Neapolitaniſchen.

Schon Peter Cyrnäus findet den corsiſchen Todtencultus dem der alten Römer, welcher unzweifelhaft pelasgiſch-etruskiſch iſt, ſehr ähnlich. Wer die Gebräuche der alten Römer kennt, wird das beſtätigen. Auch ſie hatten die Klageweiber, welche, wie heute in Sardinien, praeficae genannt wurden und hatten die Klagelieder Naeniae. Ich habe eine ſolche römiſche Nänie ſchon mitgeteilt, damit man ſich ihrer hier erinnere, es iſt dies der freilich parodiſtiſche Vôcero des Seneca auf Claudius. Beim Leichenbegängniſſe des Germanicus ſpricht auch noch Tacitus von den Feierlichkeiten als Gebräuchen der Vorfahren, Lob- und Gedächtnißliedern ſeiner Tugenden, Tränen und Schmerzaufſtachlung. In dem römiſchen Geſetz der zwölf Tafeln wurde jene Ballata Leſſus genannt und als barbariſcher Gebrauch beſtraft, wie ihn ſchon das ſoloniſche Geſetz verboten hatte: „Es ſollen die Weiber ihre Wangen nicht zerkratzen, noch ſoll der Leſſus beim Begängniß gehalten werden; die Weiber ſollen ihr Geſicht nicht zerfleiſchen.“

Auch die Sitte das Todtenmal zu feiern iſt uralt. Ich leite mir ihren Urſprung aus drei Dingen ab: das Bedürfniß nach der Erſchöpfung durch den Traueract ſich zu erquicken; die Ehre welche dem Todten durch ein letztes Feſtmal erwieſen wird, deſſen Geber er gleichſam iſt; endlich das myſtiſche Symbol des Eſſens von Speiſen, welches die Rückkehr vom Tode zum Leben iſt und ausdrücken ſoll, wie nun die Trauernden wieder an der Welt der Lebendigen Teil haben. Das Todtenmal bei den Phöniziern, Pelasgern, Egyptern, Etruskern beſtand hauptſächlich in Bohnen und in Eiern. Beide Speiſen waren Symbole der activen und paſſiven Lebenskraft, nach der altorientaliſch-pythagoräiſchen Myſtik. Noch heute ißt man

beim Todtenmal in Sardinien an manchen Orten Bohnen und Eier; daß dies auch in Corsica gebräuchlich ist, habe ich nicht gehört. Bei den Römern hieß das Todtenmal Silicernium. Zum ſtattlichen Feſtſchmaus in Priamos Hauſe kehren auch die leidtragenden Trojaner vom Begängniſſe des Hector heim.

Die corsiſchen Vôceri von denen ich nun einige mitteile, ſind alle im Dialect gedichtet. In der Regel herrſcht das trochäiſche Maß vor, doch wird es nicht ſelten durchbrochen. Ebenſo iſt der dreifache Reim die Regel, doch kreuzt er ſich bisweilen. Dieſes Maß und die Monotonie der Reime ſind von der tiefſten Wirkung, und ſchwerlich ließe ſich ein Rhythmus finden, welcher dem Schmerz anpaſſender wäre. Die Vôceri ſelbſt ſcheiden ſich in die mildere Klage um den Tod eines Dahingenommenen, oder in das wilde Rachelied. In das Weſen der Corsen werfen dieſe Lieder ein helles Licht. Sie zeigen, wie heißblütig ihr Herz und wie ſtark ihre Leidenſchaft iſt. Bedenkt man, daß dieſe Lieder faſt alle von Frauen gedichtet ſind, ſo muß man erſchrecken, weil doch das Weib durch die Natur beſtimmt iſt, die milderen Empfindungen der Seele auszuſprechen und die rohe Kraft des Männlichen zu erweichen. Ich weiß kein Beiſpiel in aller Poeſie der Völker, wo das Grauſige und Furchtbare in gleicher Weiſe zum Stoff des Volksliedes geworden wäre, und hier zeigt ſich die Gewalt der Poeſie überhaupt, welche auch noch das Schrecklichſte mit einem Hauch von wehmütiger Schönheit zu mildern vermag. Denn auch der zarteſten Empfindungen iſt wieder die corsiſche Poeſie im höchſten Maße fähig. Man wird in dieſen Liedern die Bilderſprache des Homer und wieder die der Pſalmen und des Hohenliedes finden. Kunſtlos wie ſie ſind, tragen ſie nur das Gepräge von Improviſationen, welche ſich beliebig ausdehnen laſſen; und weil ſie ſolche ſind, lebt in ihnen der geniale Augenblick des trunkenen Herzens. Die ganz unſägliche Unſchuld in manchen Vôceri und ihre rührende Natureinfalt

entrücken in die Kinderwelt, Hirten- und Patriarchenwelt. Kein Genie des Dichters kann dergleichen Naturlaute erfinden. Daß unter den Stimmen der Völker, welche wir Deutſche zu erlauſchen wiſſen, dieſe Klageſtimme nicht fehle, habe ich einige der corſiſchen Lamente übertragen, mit der möglichſten Treue in ihrer Form wie in ihrem Ton. Schöne Lieder nennt man wol wie Tränen, die von einem edlen Schmerze geweint werden, Perlen; ich nenne dieſe Todtenklagen blutrothe Corallen aus Corsica.

Vôcero.

Corsiſche Todtenklagen.

E come i gru van cantando lor lai —
Dante.

Weihe.

Rufet ihr, Geliebte beide,
Deren Gräber frisch mir ragen?
Wenn am stillen Inselstrande
Sänger sanft die Citern schlagen,
O wie weckt dann ihr Lamento
Meiner Seele Todtenklagen!

Schwäne, mir voraufgeflogen,
Genien meiner Wanderreise,
Auf den Bergen, auf den Meeren
Grüßt ihr mich mit Stimmen leise,
Grüßt mich hier auf ödem Eiland
Mit der Todtenklageweise.

Was hier rührt im Klageliede,
Mitgefühlt ist's, mitgeklungen,
Eigner Seele ist es Echo,
Eignem Schmerz ist es entsprungen;
Klagend hab' ich meinen Todten
Einen Vôcero gesungen.

Vòcero

auf den Tod eines Mädchens von Pietra di Verde.

(Die Mutter ſingt:)

Laßt mich gehn zu meiner Tochter,
Nahe gehn zu meinem Kinde,
Denn mir ſcheint, daß auf der Tola
Ich ſie ausgeſtreckt hier finde,
Und daß um den Hals ſie banden
Ihr von Bändern ſchon die Binde.

O Maria, Mutterwonne,
Ach! Du Schatz von meinen Freuden,
Ach! Du Blume deines Vaters
Seine Augen dran zu weiden,
Heute muß es nun geſchehen,
Daß zum letzten Mal wir ſcheiden.

O wie haſt du Tod ſo grauſam
Um mein Hoffen mich betrogen,
Meine Blume mir geknicket,
Mir mein Herzenspfand entzogen,
Dieſen Morgen mir das Herze
So verſenkt in Jammers Wogen.

(Pauſe.)

Willſt du die Geſpielen nimmer,
Deine Trauteſten nicht ſehen,
Wie ſie alle dich im Kreiſe
So zum Tod betrübt umſtehen?
Ach! gib einmal ihnen Antwort,
Laß ſie ohne Troſt nicht gehen.

Ziehe an doch deine Kleider,
Luſt der Mutter, o Marie,
Sieh' die Jungfraun all zuſammen
Wollen mit dir dieſe Frühe
In die heil'ge Meſſe gehen,
Nach der Kirche Sant' Eliä.

(Eine Geſpielin der Todten nimmt den Geſang auf.)

In die Meſſe laß uns gehen,
Weil die Lichter ſchon erprangen
Und die Kerzen am Altare;
Ganz mit Schwarz iſt er behangen.
In die Kirche iſt dein Vater
Mit der Mitgift heut' gegangen.

Dieſen Morgen in der Kirche
Wird man ſehn ein großes Prangen,
Denn da iſt Maria's Mitgift
All' in Kerzen aufgegangen.

(Eine andere Geſpielin nimmt den Geſang auf.)

O mein Fräulein, eure Krankheit
Möcht' ich wol mit Namen ſagen,
Weiß nicht, ob es war das Fieber,
Oder ſoll ich's Schwindſucht klagen.
Oder war's ein fremdes Leiden,
Das ſich ſonſt nicht zugetragen.

Ach! wo mochte doch, mein Fräulein,
Euch der ſchnelle Tod erſpüren?
Immer ſaßt ihr ja im Lehnſtul,
Oder gingt im Tal ſpazieren.
Ließ euch doch bei Tiſch die Mutter
Niemals nur den Finger rühren.

(Die Mutter nimmt den Geſang auf.)

Heute früh will Sant Elia
Einen ſchönen Strauß ich bieten,
Eine Blume zum Geſchenke,
Die da ſteht in vollen Blüten,
Und ich glaub', er wird ſo ſchönes
Weihgeſchenk mit Dank behüten.

Beten will ich zur Maria,
Will zum Herren Jeſu ſprechen,
Denn heut' Morgen will ich gehen,
Meine Blume will ich brechen —
O Mari, du Herz der Mutter,
Denn mir will das Herz zerbrechen.

(Pauſe.)

O du Blume aller Jungfraun,
Wer ach! wer wird ſich erlaben
Nun an deinen zwölf Gebetten,
Wer wird deine Ringlein haben?
Brüder haſt du nicht noch Schweſtern,
Alles wird mit dir begraben.

Wie ſo blaß ſind nun geworden
Deine purpurhellen Wangen,
Ihre Roſen, ihre klaren,
Ach! wohin ſind ſie gegangen?
Ach! der Tod iſt es geweſen,
Hat ſie alle fortgefangen.

Tod, o woll' denn zu mir kommen,
Mach' daß gänzlich es ſich ende;

Hab' Erbarmen, denn ich leg' dir
Nun mein Leben in die Hände,
Daß vereint mit meiner Tochter
Ich mich heut' von hinnen wende.

(Pauſe.)

Heute iſt das Dorf von Petra
Mit Verzweiflung ganz geſchlagen,
Alle Leute ſtehn voll Jammer,
Schluchzen bitterlich und klagen,
Und die Schuld davon, mein Liebling,
Du alleine mußt ſie tragen.

Siehſt du nicht wie die Freundinnen
Zärtlich ſchmiegend an dir lehnen,
Wie ſie ſo dein liebes Antlitz
Dir benetzen all' mit Tränen?
Und du willſt ſie alſo laſſen,
Alſo traurig und voll Sehnen!

Ein'ge gingen ſchon nach Roſen,
Andre gingen Blumen binden,
Denn ſie flechten die Guirlande,
Wollen dich als Braut umwinden.
Und du willſt uns alſo laſſen,
Willſt im dunkeln Schrein verſchwinden?

Wenn du trateſt aus dem Hauſe,
Lieblichkeit iſt von dir kommen,
Und geglänzt hat deine Milde
Wie ein Stern von Licht umſchwommen.
Dich hat in der ſchönſten Blüte
Nun der Tod dahingenommen.

Doch nun enden wir das Weinen,
Wollen uns vom Gram erheben;
Wird doch unſre Mariutſcha
Nun als Braut des Herren leben.
Heute früh wird ihr Maria
Einen Platz im Himmel geben.

(Die Todtenbrüder kommen.)

Ach! ich hör': Ora pro ea
Rufen rings zu der Maria,
Denn die Todtenbrüder kommen
Auf den Platz ſchon — ach! Maria —
Und ſie wollen dich ſchon tragen
In die Kirche Sant Elia.

Auf den Kirchhof mit den andern
Wollt' zu gehn ich mich entſchließen;
Doch ich kann ſo weit nicht kommen,
Kann nicht ſtehn auf meinen Füßen.
Nur ein Bach aus meinen Augen
Kann allein hinunterfließen.

Vôcero

eines Mädchens an der Leiche ihres ermordeten Vaters.

(Dialekt von dieſſeits der Berge.)

(Das Mädchen kommt mit einer Fackel.)

Von Calanca bin ich gekommen,
Mitternacht war im Verſchwinden,
Hab' geſucht mit meiner Fackel
In den Gärten und in den Gründen,
Wo mein Vater ſei geblieben —
Todt, im Blute mußt' ich ihn finden.

(Es kommt eine andere Jungfrau, welche auch einen ermordeten Blutsverwandten ſucht; den Todten erblickend hält ſie ihn für einen Verwandten, bleibt ſtehen und will das Lament anheben. Die Erſte aber ſingt:)

Weiter aufwärts mußt du ſteigen,
Denn dort liegt Mattè erſchlagen,
Aber dies hier iſt mein Vater,
Und an mir iſt's hier zu klagen.

Hebet mir auf die Lederſchürze,
Seinen Hammer und ſeine Kelle.
Vater, willſt du nicht zur Arbeit
Wieder gehn an die Capelle?
Auch aus meines Bruders Wunden
Fließt vom Blute die rote Welle.

Laufet und holt mir ſchnell eine Scheere,
Schneiden will ich mir vom Zopfe
Einen Büſchel meiner Haare,
Daß die Wunden ich ihm verſtopfe.
Denn von meines Vaters Blute
Klebt am Finger mir ein Tropfe.

Färben will ich ein Mandile,
Rot vom Vaterblut es machen;
Das Mandile will ich tragen,
Wenn ich Muße hab' zum Lachen.

Nach der Kirche Santa Croce
Will ich gehn mein Leid zu klagen;
Immer ruf ich deinen Namen,
Antwort wirſt du einſt mir ſagen,
Denn ſie haben dich gekreuzigt,
Wie den Chriſt ans Kreuz geſchlagen.

Vôcero

der Nunziola auf den Tod ihres Mannes.

(Dialekt von jenſeits der Berge.)

(Nunziola ſingt:)

O du mein Petro Francesco,
O du Haupt von meinen Klagen,
Meine Roſe ohne Dornen,
Die mir Blumen hat getragen.
Von den Bergen bis zum Meere
Warſt mein Held du ohne Verzagen.

Ich umſchlinge dich mit den Armen,
Ich umſtricke dich mit den Füßen,
Biſt mein Ehgemal geweſen,
Hoffnungsſtern mit Segensgrüßen.
Und du haſt von meinem Unglück
Nun die Quelle werden müſſen.

Du mein Schiff auf hohem Meere,
Das da ſegelt um anzulanden,
Doch nicht kann zum Hafen kommen,
Weil im Sturm die Wellen branden.
Und mit ſeinen ſchönen Schätzen
Treibt es weiter um zu ſtranden.

Komm o Griscio, meine Tochter,
Wo dein Vater liegt in Frieden,
Sag' ihm daß im Paradieſe
Für ſein einzig Kind hienieden
Er ein beſſer Loos erbitte,
Als der Mutter ward beſchieden.

O du wareſt meine Säule,
Meine Stütze meine ganze,
O du warſt mein eigner Bruder,
Meine Wehr und meine Schanze.
O du warſt mein Schatz mein ſchönſter,
Meine Perle du voll Glanze.

O du meine Goldorange,
Kleinod ſorgſamlich verſchloſſen,
Du mein Becher blank von Silber
Und mit Golde ausgegoſſen.
Du mein Herren-Speiſeteller,
Mir wie Blei ins [redacted] geſchoſſen.

Eher will ich meine Augen
Zu zwei Quellen mir zerweinen,
Als ich je dein Angedenken
Zu vergeſſen ſollte ſcheinen.
Immer will ich dich, Francesco,
Klagend nennen noch den Meinen.

Biſt mein feines Schwert geweſen,
Meine ſtarke Wehr und Waffen,
O du mein unſelig Schickſal,
Trümmer die mich ſtürzend trafen.
Du biſt meinem Aug' erſchienen
Als ein Segel in dem Hafen.

Hätt' mich wol für dich gelobet,
Von dem Tode dich zu erlöſen,
Aber mir, mein Petro Francesco,
Iſt das nicht vergönnt geweſen.
O mein Großer du von Mute,
Schirm und Schutz mir vor den Böſen.

O du mein Hahn ſo hochgemutet,
Mein Faſan im blumigen Hügel,
Du mein Vogel ſo wunderherrlich,
Meines Glückes mir ein Spiegel,
Nimmer mehr darf ich mich ducken,
Ducken unter deinen Flügel.

O du mein Petro Francesco,
Unſern Herrgott will ich bitten,
Daß dich ſeine Engel tragen
In des Paradieſes Mitten.
Dies wird mir das Herze tröſten,
Weil es deinen Tod erlitten.

Vôcero

eines Mädchens auf den Tod ihrer zwei Brüder, welche an einem Tag erſchlagen wurden.

(Gemiſchter Dialekt von dieſſeits und jenſeits der Berge.)

(Die Schweſter ſingt:)

O das Pralen nun von Piero,
O das Großthun von Orazio!
Eine große Wüſte machten
Sie bis hin nach San Brancazio.
Satt iſt nun von unſrem Blute
Der Michele und der Orazio.

Tod, o Tod, wie biſt du ſo ſchwarz doch,
Weil dies Leiden uns überkommen,
Denn ein Haus ein volles haſt du
Bis aufs Neſt-Ei ausgenommen.
Haupt des Hauſes nun zu bleiben,
Soll das mir Verwaiſ'ten frommen?

Ich alleine von allen Frauen
Bin am Feuerherd geſeſſen,
Ueber meine fünf Gebrüder
Hab' ich Herrenrecht beſeſſen —
Aber nun iſt ja die Herrſchaft
All verloren, all vergeſſen.

Anziehn will ich die Faldetta,
Will mich ganz mit Schwarz betrüben,
Weil kein Hauch von keiner Freude
Mir im Herzen mehr iſt blieben,
Wegen meiner fünf Gebrüder,
Vater und Mutter, das ſind ſieben.

Und nach Asco will ich ſchicken,
Schwarzen Kienruß will ich haben,
Ganz in Schwarz will ich mich färben
Wie die Federn ſind vom Raben;
Steigen und ſinken ſoll mein Leben,
Wie die Regenflut im Graben.

Seht ihr nicht wie meine Augen
Als zwei Quellen mir überwallen?
Um die zwei vielſüßen Brüder,
Die in einer Stunde gefallen.
Nun zu thun die Glocken haben
Für zwei Todte zu erſchallen.

Du mein Ball von rotem Golde,
Du mein Ring von Demantſteine,
O Piero, du meine Wonne,
Und Orà um den ich weine.
In die Kirche von Tallanu
Gehet Keiner mehr ſo feine.

Und um euch, o Herr Curate,
Muß ich bitter mich beklagen,
Weil ihr euch zu meinem Hause
Also undankbar betragen.
In drei Jahren waren es sieben,
Die aus ihm ihr fortgetragen.

Bis ans Ende von der Gassen
Will ich gehen mit euch hernieder,
Und die Augen senk' ich weinend,
Kehr' nach Hause weinend wieder.
Und das sind die letzten Gänge
Für die todten fünf Gebrüder.

Vôcero

der Maria Felice von Calacuccia auf den Tod des Bruders.

(Dialekt von Niolo.)

(Die Schwester singt:)

Als ich spann an meiner Spindel,
Hört' ich einen Donner erschallen,
War's ein Schuß aus einer Flinte.
Thät durchs Herz mir wiederhallen,
War mir's doch, als ob er sagte:
Laufe, dein Bruder ist gefallen.

Auf die Kammer bin ich gesprungen,
An das Fenster, das stand offen.
Hab' im Herzen den Schuß empfangen,
Schrie: er fiel zu Tod getroffen.
Starb ich da nicht auf der Stelle,
War es um ein einziges Hoffen.

Will mir kaufen eine Piſtole,
Will in Hoſen mich verkleiden,
Zeigen will ich nun dein Bluthemd.
Weil mir doch zu dieſen Leiden
Niemand blieb, der ſeinen Bart ſich
Nach der Rache könnte ſchneiden.

Sprich, wen willſt du dir erwählen,
Deine Vendetta zu ererben?
Deine Mutter? Die liegt am Tode;
Schweſter Mari? Die will ſie erwerben.
Läge Lariu nicht im Grabe,
Würd' er ohne Blut nicht ſterben.

Dir iſt blieben vom großen Stamme
Eine einzige Schweſter nur Eine,
Ohne Vettern leiblichen Blutes,
Eine Waiſe, Arme und Kleine.
Aber deine Vendetta zu nehmen,
Sei ruhig, genügt auch die Eine.

Vôcero

einer Hirtin von Talavo auf den Tod ihres Mannes, eines Rinderhirten.

(Die Hirtin ſingt:)

An dem Strand iſt er geſtorben,
Wo die zwei Korkeichen ſtehen.
O Francescu Hirt der Heerde,
Grauſam iſt's dich todt zu ſehen.
Weh! wie wird es im dunkeln Buſchwald
Mir Verlaſſnen nun ergehen?

Will entäſten nun den Palo,
Jenen dort mit ſieben Aeſten,
Keinen Schlauch und keine Kappe
Soll man weiter daran befeſten.
Will die Ohren auch beſchneiden
Seinem Schäferhunde dem beſten.

Di, Di, Dih! wie bin ich traurig,
Nun erhebet ein helles Klagen,
Meine Brüder und Schweſtern alle;
Dieſes Leid iſt ſchwer zu tragen.
Todt iſt nun das Haupt des Hauſes,
O mein Gott der mich geſchlagen!

(Nachdem der Todte beerdigt iſt, kehrt die Hirtin in ihre Capanne zurück und beſchreibt der Familie und den Nachbarn die Beerdigung.)

Auf die Bahre ſie ihn legten,
Nach Prunelli ſie ihn brachten.
Da vor bittrem Herzeleide
Kühe und Lämmer alle klagten,
Auch die Zicklein in der Hürde,
Bè, bè, bè vor Gram ſie machten.

In der Kirche zu Sanct Marien,
In der heiligen Parocchiale,
Sang der Pfarrherr der Curate
Mit den Prieſtern allzumale,
Wie um einen vornehmen Herren
Sangen ſie alle das Miſſale.

Als ſie nun das Amt beendigt,
Wie ſie flink und dienſtbar waren,
Thäten eine Grube öffnen,
Den Francescu zu verwahren;
Eine große Menge Leute
Trugen ihn auf einer Bahren.

Ach! was wollen ſie doch machen,
Weh! weh! weh! thät ich da denken —
Sah in das Grab, ob drin ein Fenſter,
Das ihm Licht noch möchte ſchenken;
Doch ich ſah ihn von den Männern
In ein finſtres Grab verſenken.

Vôcero

auf den Tod des Banditen Canino.

(Dialekt aus dem Pieve von Ghisoni.)

(Die Schweſter ſingt:)

Ich wollt', daß meine Stimme
Wie der Donner könnte erklingen,
Daß ſie den Schlund von Vizzavona
Schallend ſollte durchdringen,
Von allen, die dich gemordet
Der Welt die Kunde zu bringen.

Alle von Luco di Nazza
Rachgierig zuſammen ſie traten,
Mit jenen grimmigen Schaaren,
Den Banditen und den Soldaten.
Und des Morgens in der Frühe
Plötzlich abmarſchirt ſie waren.

Plötzlich abmarſchirt ſie waren
Mit Schalmeien die erklangen;
Wie die Wölfe ſie im Rudel
Auf die Lämmer mordend drangen.
Als ſie in den Engpaß kamen,
An die Kehle ſie dir ſprangen.

Wie ich hörte ſolche Kunde
Thät ans Fenſter ich mich wagen,
Und ich rief: was gibt es da? —
Ach! dein Bruder wird getragen,
Todt im Engpaß iſt er geblieben,
Von dem Mörder iſt er erſchlagen.

Nicht gefrommt hat dir die Flinte,
Nicht gefrommt die Piſtolette,
Nicht gefrommt die Dolchesklinge,
Nicht gefrommt dir die Terzette,
Nicht gefrommt hat dir der Freiſpruch,
Nicht geweihte Amulette.

Grimmig wachſen meine Schmerzen
Bei dem Anblick deiner Wunden.
Warum ach! willſt du nicht reden?
Wol hält Tod dein Herz gebunden.
Cani, Herz du deiner Schweſter,
Deine Farbe iſt geſchwunden.

O du mein Breiter von Schultern,
O du mein Schlanker von Leben,
Du warſt ein Aſt voller Blumen,
Einen wie du hat's nimmer gegeben.
Cani, Herz du deiner Schweſter,
Gemordet haben ſie dein Leben.

Einen Dornſtrauch will ich pflanzen
In dem Dorf zu Nazza drüben,
Weil von unſres Vaters Hauſe
Keiner mehr iſt leben blieben.
Weil's nicht waren drei oder viere,
Gegen Einen waren es ſieben.

Unter den Dornſtrauch will ich tragen
Mein Bettchen, da will ich ſchlafen.
Weil ſie hier, o du mein Bruder,
In das Herz dich mitten trafen.
Laſſen will ich meine Spindel,
Greifen will ich zu den Waffen.

Will mich gürten mit Kartuſchen,
In den Gurt thun die Terzetta,
Cani, Herz du deiner Schweſter,
Nehmen will ich die Vendetta.

Vôcero

auf den Tod der Romana, Tochter der Dariola Danesi von Zuani.

(Die Mutter ſingt:)

Seht, nun liegt ſie auf der Tola,
Ach! mein Kind von ſechzehn Jahren,
Meine Tochter, die ſo lange
Schmerz und Leiden hat erfahren,
Ach! in ihrem ſchönſten Kleide,
In dem weißen, ſchleierklaren.

Ach! in ihrem ſchönſten Kleide
Will ſie nun von hinnen gehen,
Läßt der Herr ſie doch nicht länger
Hier auf dieſer Erde ſtehen.
Wer geſchaffen iſt zum Engel
Soll nicht lang auf Erden gehen.

Ach! wo ſind auf deinem Antlitz
Nun die Roſen, meine Wonnen?
Seine Klarheit, ſeine Schöne
Iſt im Tode all zerronnen.
Schau ich's an, will es mir ſcheinen
Eine Finſterniß der Sonnen.

Ach! du wareſt zwiſchen Jungfraun
Und den allerſchönſten Schönen
Wie die Roſe zwiſchen Blumen,
Wie der Mond, den Sterne krönen,
Und ſo mußten dich, o Tochter,
Alle Schönſten noch verſchönen.

Wenn vom Dorf die jungen Leute
Vor dein Angeſicht gekommen,
Schienen ſie wie Fackelbrände,
Die von Feuer ſind erglommen,
Und zu allen warſt du höflich,
Dir zu nah durft' Keiner kommen.

In der Kirche thäten alle
Nur alleine nach dir ſpähen,
Von dem Erſten bis zum Letzten;
Aber du thatſt keinen ſehen.
War die Meſſe kaum zu Ende,
Sprachſt du: Mutter, laß uns gehen.

Ach! du warſt ſo hoch gehalten,
Ach! du warſt ſo hochgeehret,
In den Lehren von dem Herren
Warſt du auch ſo hochgelehret.
Alles andre als zu beten
Haſt dem Herzen du verwehret.

Wer wird je mich tröſten können,
Du mein Stolz und du mein Prangen,
Da der Herr dich hat gerufen,
Und zu ihm du biſt gegangen.
Ach! warum trug auch Herr Jeſu
Nach dir alſo heiß Verlangen!

Doch du ruhſt jetzt in dem Himmel
Lächelnd aus von den Beſchwerden.
War ja auch dein liebes Antlitz
Viel zu ſchön auf dieſer Erden.
O! wie wird das Paradies nun
Um ſo vieles ſchöner werden.

Doch für mich wird dieſe Erde
Voller ſein von ſchweren Plagen,
Und zu tauſend Jahren wird mir
Schon ein Tag von meinen Klagen,
Wenn ich dann nach dir, o Tochter,
Alle Leute werde fragen.

Tod, warum haſt du vom Buſen
Meine Tochter mir geriſſen,
Und warum läßt du alleine
Mich in dieſen Kümmerniſſen!
Weiß ich doch nicht, was ich lebe
Wenn ich ihren Troſt ſoll miſſen.

Bei Verwandten ohne Liebe,
Bei den Nachbarn ohne Pflege,
Wer wird mir das Antlitz trocknen,
Wenn ich krank mich niederlege?
Wer wird mir zu trinken geben,
Wenn im Fieber ich mich rege?

Wenn ich doch nur ſterben könnte,
So wie du der Welt enthoben!
O du meiner Seelen Hoffnung,
Die im Jammer iſt zerſtoben.
Ach! dann würd' ich dich noch finden,
Mit dir leben noch dort oben.

Bitte drum den Herren Jeſu,
Laß er mich von hinnen jagen,
O du meiner Seelen Hoffnung,
Denn ſo kann ich's nicht ertragen,
Und ſo kann ich ja nicht enden,
Ach! nicht enden meine Klagen.

Vocero

eines Weibes von Niolo auf den Tod des Abbate Larione.

1740.

(Das Weib ſingt:)

Angerichtet iſt der Kuchen,
Kommen ſind die Kindtaufsgaben,
Denn er wollte doch, ſo ſagt' er,
Mich zu ſeiner Pathe haben.
Jetzo, wer vermag es zu denken,
Jetzo wird man ihn begraben.

(Das Weib ſieht im Fenſter des gegenüberſtehenden Hauſes den Todfeind des Verſtorbenen, welcher über den Vocero lacht, und ſingt zu ihm die folgende Strofe:)

Lache du nur an deinem Fenſter,
Spotte du nur der Furcht und Reue;

Gehe nur nach Feliceto
Und nach Muru geh' aufs neue;
Aus dem Blute des Larione
Auf den Weg ich Gift dir ſtreue.

An das Herz iſt mir ein Tropfe
Seines Blutes hingeſunken.
Und ich will ins Dorf von Muru
Werfen einen Nachefunken.
Denn ein Blut ein alſo edles
Hat die Erde nun getrunken.

O mein Großer du von Geiſte,
O du meines Hoffens Krone,
Du mein Hektor, du mein Löwe,
Ach ſie ſchlugen dich mit Hohne,
Würgten dich mit falſcher Tücke,
Du mein liebſter Larione.

Vôcero

auf den Tod des Cesario und des Cappato.

(Dieſes wilde Nachelied, welches vom Volke geſungen wird, iſt unter dem Namen eines Weibes von einem ungenannten Frate (!!), einem Freunde Cesario's gedichtet. Wie es das Lied geweiſſagt hat, rächte die Gefallnen ſpäter ein gewiſſer Paolo, ihr Blutsverwandter; er ging darauf in den Buſchwald und nachdem er einige Jahre als Bandit gelebt hatte, fiel er in die Hände der Juſtiz.)

Jeſus, Joſef und Marie
Und das heilige Sacramente,
Alle nun in Compagnie
Helfet mir bei dem Lamente.
Allerorten ſoll es erſchallen:
Die zwei Helden ſind gefallen.

So ihr gehet durch alle Gauen,
So ihr geht durch alle Reiche:
Einen der Ceſariu gleiche
Werdet nimmermehr ihr ſchauen;
Keinen der wie er geweſen
In der Rede ſo auserleſen.

Hat der Mörder von Martini
Wie ein Hund ſich da gerochen,
In dem Dornbuſch ſich verkrochen,
Aufgehetzt von den Martini.
Als er kam in ſein Bereiche
Fällte er ihn mit einem Streiche.

Nahe hatte er zum Ziele
Den Chiucchinu ſie nennen,
Thät in das Herz den Schuß ihm brennen,
War's Piſtole, war es Fucile,
Daß durchs Herz das Blei ihm dringe
Wie ein Stoß von einer Klinge.

Cappatu iſt aufgeſprungen
Gleich dem wunden Leu im Walde,
Auf Tangone eingedrungen,
Der — um's Leben bat er balde.
Reuig hub er an zu klagen,
Daß er tückiſch ihn erſchlagen.

Todt ſind nun die Helden beide,
Aber Paulu blieb auf Erden,
Wird im Buſchwald Klausner werden,
Wird ſich nennen Racheleide.
Wird zum Feld er niederſteigen,
Wird aufs Feld er manchen neigen.

Wartet nur bis auf dem Lande
Iſt der Winterſchnee zerfloſſen,
Rache wird dann ausgegoſſen
Von den Bergen bis zum Strande.
Rache iſt wie Flammenbrände,
Allerorten faßt es behende.

Wenn ein Dutzend wird erſtochen
Von den Erſten und von den Reichen,
Sind mit dieſem Dutzend Leichen
Seine Stiefeln kaum gerochen.
Und des Cappatu des Armen
Muß ſich Rache auch erbarmen.

Will's Lamento nun beſchließen,
Weiter hab' ich nichts zu ſagen.
Wehe, Wehe allen dieſen,
Die mit Ratſchlag ſie erſchlagen.
Nun gebt Acht, wenn's euch gelinget;
Denn wo nicht — der Prieſter ſinget.

Vôcero

eines jungen Mädchens auf den Tod ihrer Geſpielin, welche im Alter von vierzehn Jahren ſtarb.

(Dialekt von Bico.)

(Das Mädchen ſingt:)

Heute früh iſt meine Geſpielin
Mit dem ſchönſten Staate gezieret,
Denn vielleicht wird ſie verlobet,
Vater und Mutter ſie verlieret.
Iſt ſie ſchon bereit und fertig,
Daß man ſie zum Bräutigam führet?

Allbeiſammen iſt der Pieve,
Und man höret nichts als Klagen;
Traurig läuten alle Glocken,
Kreuz und Fahne wird getragen.
Und wie iſt doch deine Feier
So in Trauer umgeſchlagen!

Heut' verreiſet meine Geſpielin,
Reiſet nach entfernten Landen,
Meinen Vater will ſie beſuchen,
Wo ſich unſre Vorfahren fanden,
Wo ein Jeder muß verweilen,
Wo man gehet Hand in Handen.

Weil du Land und Luft willſt ändern,
Deiner Heimat dich entſchlagen,
Iſt es gleich noch viel zu frühe,
Sich ſo jung hinaus zu wagen —
Hör' ein bischen deine Geſpielin,
Dir ſo lieb in früheren Tagen.

Ein klein Briefchen will ich ſchreiben,
Alſogleich und will es dir geben,
Gar nicht will ich es verſiegeln,
Weil ich kann der Hoffnung leben,
Daß du gleich nach deiner Ankunft
Meinem Vater es wirſt geben.

Und dann ſage ihm auch mündlich
Neuigkeiten von den Seinen,
Daß die Kleine, die am Herde
Er verlaſſen in bitterm Weinen
Wol gedeiht und groß iſt worden
Und ſich aufnimmt, wie ſie meinen.

Und daß ſeine älteſte Tochter
Einem Manne wurde zu eigen,
Daß ein Söhnchen ſie geboren,
Einen Aſt voll Blumenzweigen,
Daß er ſchon den Babu kennet,
Mit dem Finger ihn kann zeigen.

Daß er ſeinen Namen führet,
Den ich hoch in Ehren halte,
Und er hat ſo ſchöne Glieder
Zierliche und wolgeſtalte.
Alle die das Kindlein ſehen,
Sagen gleich: ganz wie der Alte.

Sage auch dem lieben Onkel,
Daß ſein Dorf iſt wol geborgen,
Seit er mit ſo vielen Koſten
Jenen Brunnen ließ beſorgen.
Und daß alle an ihn denken,
Wie den Abend ſo den Morgen.

Wenn wir in die Kirche kommen,
Wenden wir uns zu der Stelle,
Wo wir ihn beſtattet haben,
Dort an jener Altarſchwelle;
Dann thut gleich das Herz uns wehe,
Und die Tränen fließen helle.

Seht! nun kommt der Herr Curate,
Dich mit Waſſer einzuweihen;
Alle ſtehn mit bloßem Haupte —
Um den Sarg ſich andre reihen —
Geh' nun ein zum Himmel, Liebſte,
Mit dem Herren dich zu freuen.

Vôcero

auf den Tod des Giovanni von Vescovato.

(Eine Frau ſingt:)

Bin ein Vogel aus dem Buſch,
Schlimme Mähre komm ich ſagen;
Steiget ſchnell herab zur Kammer,
Müſſet ſchnell den Tiſch aufſchlagen.

(Santia des Verſtorbenen Weib ſingt:)

Aufgeſchlagen iſt die Tola
Für fünfhundert Speiſegäſte;
Herr Juvanni läßt euch bitten,
Daß ihr alle kommt zum Feſte.

Eine Tafel alſo koſtbar,
Froh die Gäſte und unverdroſſen —
O Juvà, Juvà, was haſt du
Mir ein ſolches Leid beſchloſſen,
Einen Pfeil mir in die Seele
Mitten durch das Herz geſchoſſen!

Nein! nach oben laßt uns gehen,
Dies iſt ja das Fremdenzimmer,
Und du weißt es wol Juvanni,
Hier verweilet ſind wir nimmer.
Wie iſt doch dein Haus gefallen,
Hingeſunken ſo in Trümmer!

Ach! daß du kein Wort ſollſt ſagen,
Wer Juvà hat's dich geheißen?
Aus dem Leibe will mein Herz ich
Mir mit allen Wurzeln reißen,

Weil du ſolche Jammertage
Hinzuleben mich geheißen.

Nimm den Ring zurück von Demant,
Den du mir zum Pfand gegeben.
Weißt du nicht, daß ich dein Weib bin,
Du mit mir als Mann ſollſt leben?
Ach! du warſt wie Nebelwolken,
Die in blauer Luft verſchweben.

Willſt im Dorf du nicht mehr wohnen,
Kannſt du nach Baſtia gehen,
Und dort wird an deiner Seite
Deine Annunziata ſtehen.
Denn vielleicht, biſt du mir böſe,
Willſt dein Weib nicht gerne ſehen.

Wo ſind Felix und Lilina,
Unſre Kinder hingetragen?
Will das Herz in meinem Leibe
Mit der eignen Hand zerſchlagen,
Wenn es wahr iſt was die Leute
In dem Dorfe von dir ſagen.

(Eine Frau von Venzolasca fällt ein:)

Gebt zufrieden euch Signora,
Herrn Juvà Ade zu ſagen,
Und das Volk von Vescovato
Wird ihn ewiglich beklagen.
Wollen ihn nach Venzolasca
Heute früh hinübertragen.

(Santia nimmt den Geſang auf:)

Doch ich glaube Vescovato
Läßt ihn nicht von dannen tragen.

Ach! drei Dörfer ſind gekommen,
Daß ſie dich zur Gruft geleiten;
Ach! Juvà, willſt du nicht ſehen,
Wie ſie Stricke um dich breiten?

O ihr Herren von Venzolasca,
O ihr Sieger nun, ihr großen,
Habt genommen mir Juvanni,
Mich in Einſamkeit geſtoßen.

Abthun will ich meinen Schleier,
Will in der Faldetta wandern,
Und ſo will ich weiter gehen,
Wie die Armen gehn, die andern.

Vôcero

auf den Tod des Matteo.

(Die Schweſter ſingt:)

Fluch komm' über ſeinen Stamm,
Ueber alle, die dran hangen;
Meinen Bruder ſchluget ihr todt,
Der dem Frieden iſt nachgegangen.
Wo ihr ihn zur Stelle locktet,
Habt im Netz ihr ihn gefangen.
Aber alles was geſät iſt,
Früh oder ſpat iſt's aufgegangen.

Was er war will ich nicht ſagen,
Noch wie jetzo ich ihn fand;

Jeden laß ich in ſeinem Hauſe,
Jeden laß ich in ſeinem Stand.
Du allerhöchſter Jeſu,
Alles geb' ich in deine Hand.

Zum Flußrand will ich mich wenden,
Dort wo im blutigen Staube
Ihre Federn und Flügel ließ
Meine liebliche Taube.
Auf der Straße iſt ſie gewandelt,
Sorglos fiel ſie Falken zum Raube.
Gemein iſt der Tod, es iſt wahr,
Doch dieſer iſt einzig, wie ich glaube.

Weiter kann ich nichts mehr ſagen,
Mich thut Schmerz zu ſehr verwunden,
Weil doch meine fünf Gebrüder
Alle bis auf zwei geſchwunden.
Das Blut vom Petracchiolo
Wie habt ihr's doch ſo ſüß erfunden.

Wir ſind umrungen von Gendarmen,
Von Sergeanten, die ſtehn auf der Hut;
Ihre Zähne ſie uns weiſen,
Meine Brüder trieſen von Blut.
Wenn Gelegenheit iſt kommen,
Wird ſich zeigen, wie uns zu Mut.

Wer doch war's, der dich, o Jammer,
Ausgeblaſen, o meine Kerze?
Daß ich an ihn kommen könnte,
Ihm zerdolchen doch ſein Herze!

O Matteju, wirſt meinem Herzen
Blutegel ſein nun immerdar.
Wie ſo oft ſagt' ich's, o Bruder,
Mehr als zwanzig Male fürwahr,
Daß im Herzen dieſer Grimmen
Nichts als Gift von Schlangen war.

O du gottverfluchte Neidſchaft,
Möchteſt du durch Peſt doch enden,
Immer ſtehn ſie auf der Wache,
Laſſen uns nicht aus den Wänden.
Aber Zeit iſt's ſich zu rächen,
Und zur Hölle ſie zu ſenden.

O Mattè, wie grimme Stiche
In der Nacht mein Herz durchdringen!
Neunmal haben ſie geſchoſſen,
Eh' die Mordthat wollt' gelingen.
Helfet mir, o meine Schweſtern,
Weil die Adern mir zerſpringen.

Vôcero

auf den Tod des Matteo eines Arztes.

(Dieſes alte Lament aus dem Jahre 1745 wurde geſungen von einer Blutsverwandten des Todten. Als Chorführerin an der Spitze der Scirrata zur Klage gehend, kommt ſie an eine Brücke und begegnet hier denen, welche den Todten nach ſeinem heimiſchen Dorfe tragen, worauf ſie das Lament beginnt:)

Wie ich an die Brücke kommen,
War es wie Wolken, die dort ſtunden;
Doch nicht Prieſter mit der Stola,
Noch das Kreuz hab' ich gefunden.
Das Mandile nur alleine
Um den Hals ihm war gebunden.

(Indem ſie den Leichnam zu grüßen ſich weigert, noch irgend einem ein Zeichen der Freundſchaft geben will, fährt ſie fort:)

Setzet nieder hier Matteju,
Daß ich ihm die Hand mag reichen,
Andern will ich ſie nicht geben,
Denn ſie ſind nicht Seinesgleichen.
O Matteju, meine Taube,
Du biſt todt von ihren Streichen.

Ach! erhebe dich doch, Matteju,
Deine Krankheit wolle uns klagen.
Fieber iſt es nicht geweſen,
Noch hat Schlagfluß dich erſchlagen.
Deine Krankheit heißt Negretti
Und Natale muß man ſagen.

Wenn die Not es hatte geboten,
Tint' und Feder zu beeilen,
Wenn nicht italieniſch genügte,
Schrieb lateiniſch er die Zeilen.
Ach! du konnteſt gehn nach Sorru,
Einen Kain ſelbſt zu heilen.

(Eine andere Blutsverwandte des Todten kommt herbei und fällt ein:)

Wenn ich denke an meinen Vetter,
Fühl' die Erde ich zerſpringen;
Wenn ich denke daß er geſtorben,
Will mich Schauder all durchdringen.
Gehn wir weiter, liebe Nachbarn,
Daß wir heim die Leiche bringen.

Dieſer war die Turteltaube,
Einem Bruder gleich geachtet,

War ein Schatz begehrt von Fremden,
Labsal dem der arm verschmachtet.
Wo er ging, von den Balconen
Hat im Dorf man ihn betrachtet.

Wütender bist du gewesen,
Denn ein Hund, o Hund Natale;
Weil er seinen Arzt verraten,
Wie der Judas nach dem Male.
Weil er wähnte, daß aus dem Blute
Man den Beuteteil ihm zahle.

Doch das Blut von dem Matteju
Ungerochen darf es nicht fließen.
Schuldlos habt ihr ihn erschlagen,
Und sein Blut sollt ihr nun büßen.
Ehe will ich zur Mohrin werden,
Als es ungerochen wissen.

(Die Chorführerin nimmt den Gesang auf:)

Ja! das Blut von dem Matteju
Wird in Bälde schon gerochen;
Denn es sind schon seine Brüder
Und die Vettern aufgebrochen.
Und wenn diese nicht genügen,
Hats der ganze Stamm versprochen.

(Während der Leichenzug durch ein Dorf von Soro zieht, kommt ein Paesan dieses Dorfes und bietet allen eine kleine Erfrischung, aber die Chorführerin singt:)

Nein, von euch in Sorru droben
Sei uns Labe nicht geboten.
Wir erwiesen euch nur Gutthat,
Uebles habt ihr uns entboten.

Den wir lebend euch gegeben,
Gebt zurück ihr uns als Todten.

Eſſet nur von eurem Brode,
Trinket nur von eurem Weine.
Denn wir wollen das nicht haben,
Wollen euer Blut alleine.
Einen ſchickten wir zum Buſchwald,
Daß der Rächer uns erſcheine.

Iſt das nicht das Dorf da droben,
Wo mein Vetter mußte erblaſſen?
Möge Feuer es verſchlingen,
Lieg' es verödet und verlaſſen!

(Eine Alte fällt ein:)

Stille, ſtille, o ihr Schweſtern,
Hört nun auf mit dieſem Toben.
Denn Matteju will nicht Rache,
Er iſt nun im Himmel droben.

Schweſtern ſeht auf dieſe Bahre,
Seht das Kreuz darüber ſchweben.
Jeſus Chriſtus will uns lehren,
Unſern Feinden zu vergeben.
Stachelt nicht die Männer weiter,
Sturm genug hat ja das Leben.
Heute ſtehn wir noch in Gnaden,
Morgen ach! ſchon fluchbeladen.

Vòcero

auf den Tod der Chilina von Carcheto d'Orezza.

(Die Mutter ſingt:)

Ach! ſie ſagten ſchon das Ave,
Und ich lag hier an der Bahre;
Schon gekommen ſind die Frauen,
Dich zu ſehn den Kranz im Haare —
O Chilina, Mutterwonne,
Meine ſchöne, demantklare.

Weißer warſt du denn der Bergſchnee,
Mehr denn Reis warſt du erleſen;
Ach! dein Leib iſt auf der Tola,
Doch dein Geiſt im Herrn geneſen.
O Chilina, Mutterwonne,
Biſt ſo eilig mir geweſen.

O mein Hahn du in den Nächten,
Meine Taube du am Morgen,
Nimmer wirſt du heut' erwachen,
Meine Luſt du und mein Sorgen.
Ach! Chilina, deine Augen
Haben all' ihr Licht verborgen.

Niemals ſchickt' ſie mich zum Brunnen,
Niemals ließ ſie Holz mich ſpalten,
Denn es hat mich meine Tochter
Einer Herrin gleich gehalten.
Ach! der Tod hat ihr die Flügel
Nun mit einem Mal entfalten.

Wo iſt blieben meine Schönhand,
Die Schmalfingerlein die raſchen,
Wenn die Fäden ſie geknüpft hat
Und die Knoten und die Maſchen.
Ach! der Dieb der Fußzehſchleicher
Mußte ſie ſo plötzlich haſchen.

Nimmer konnt' ich das mir denken,
Alſobald zu ſein alleine.
O wie wird nun Annadea
Stralen dort im Freudenſcheine,
Wenn die Schweſter ſie empfanget,
Ach Chili, Chili du Meine.

Ach! was willſt du doch Chilina
In ſo böſem Ort verſchwinden!
Nimmer geht dort auf die Sonne,
Feuer kann man da nicht zünden.
O Chilina, Mutterwonne,
Nirgend mehr werd' ich dich finden.

Du wirſt nicht mehr in die Meſſe,
Zu dem Ave nicht mehr gehen,
O Chilina, Mutterwonne,
Nimmermehr werd' ich dich ſehen.
Ach! das will mir nicht gefallen,
Daß ich ſoll verlaſſen ſtehen.

(Ein Mädchen tritt in die Todtenkammer und ſingt:)

Nun ſteh auf, ſteh auf, Chilina,
Weil dein Pferdchen iſt bereitet,
Und wir wollen nach Carcheto,
Wo die Hochzeitsglocke läutet;

Denn du biſt ſchon aufgeboten,
Und der Brautzug dich geleitet.

Du bewegſt dich nicht, du ſagſt nichts,
O Chill willſt keinen ſehen —
Deine Händchen ſind gebunden,
Deine Füßchen ſind gebunden —
Schweſtern, löſen wir die Binden,
Weil ſie gern will mit uns gehen.

(Eine Frau fällt ein:)

Stille, ſtill o Madalena,
Denn ich will ſie etwas fragen:
Eh' vielleicht als ihrer Mutter
Wird ſie mir die Antwort ſagen,
Weil zu Haupt ihr doch die Mutter
Alſo weint und ſchluchzt in Klagen . . .

Text des zweiten Vòcero in dieſer Reihe.

Eo partu dalle Calanche
Circa quattr' ore di notte:
Mi ne falgu cu la teda
A circà per tutte l'orte,
Per truvallu lu mio vabu:
Ma li avianu datu morte.

Cullatevene più in su,
Chi truvarete a Matteju;
Perchè questu è lu mio vabu.
E l'aghiu da pienghie eju.

Via, pigliatemi u scuzzale
La cazzola e lu martellu.
Nun ci vulete anda, vabu,
A travaglià a San Marcellu?
Tombu m'hann lu mio vabu,
E feritu u mio fratellu.

Or circatemi e trisore,
E qui prestu ne venite:
Vogliu tondemi i capelli
Per tuppalli le ferite;
Chi di lu sangue di vabu
N'achiu carcu le mio dite.

Di lu vostru sangue, o vabu,
Bogliu tinghiemi un mandile;
Lu mi vogliu mette a collu
Quandu avrachiu oziu di ride.

Eo collu per le Calanche
Falgu per la Santa Croce,
Sempre chiamanduvi, vabu:
Rispunditemi una voce.
Mi l'hann crucifissatu
Cume Ghesù Cristu in croce.

Ich habe den Text dieſes Vôcero mitgeteilt, damit ſich aus einem Ganzen ein Urteil über den corſiſchen Dialekt bilden laſſe und der Kundige im Stande ſei, ihn mit dem Italieniſchen zu vergleichen. Ich finde eine nicht geringe Aehnlichkeit zwiſchen dem Dialekte Corsica's und dem römiſchen, wie er in Traſtevere geſprochen wird. Aber überhaupt iſt den italieniſchen Volksmundarten die Eigenſchaft gemein, die Verbalendungen are und ire abzuſchleifen oder abzuplatten, ferner

oft das l in r zu verwandeln. Der Corse ſagt auch soretra ſtatt sorella. Durchgehend iſt die Neigung der corsiſchen Mundart, den Vocal o in das u abzudämpfen. Sprachkenner haben es ausgeſprochen, daß der corsiſche Dialekt einer der reinſten unter denen Italiens ſei, und beſonders rühmt ihn Tommaſeo in ſeiner Sammlung toscaniſcher, corsiſcher und griechiſcher Volkslieder, in welcher er auch die corsiſchen Vôceri, aber ziemlich verſtümmelt, aufgenommen und erläutert hat. Er nennt in dieſem Buch das Corsiſche eine mächtige Sprache und einen der am meiſten italieniſchen Dialekte Italiens. Mich dünkt ſie ächtes Gold gegen das Patois der Piemonteſen und Lombarden und die Mundarten von Parma und Bologna. Schon aus dem mitgeteilten Klageliede wird man erkannt haben, daß die corsiſche Sprache, wiewol eine platte Mundart, doch weich und graziös iſt.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Durch die Balagna nach Corte.

Ich verzichtete auf eine Wanderung längs der Küste von Calvi bis Sagone, wo die Golfe von Galeria und Girolata und die größeren von Porto und Sagone in das Land einschneiden. Dieſe Gegenden ſind größtenteils uncultivirt, die Wege abſchreckend.

Mit der Poſt, welche von Calvi nach Corte geht, machte ich mich auf, durch das herrliche Tal der Balagna zu fahren. Wie ich ſchon erwähnt habe nennt man dieſes große und beſtens cultivirte Land den Garten von Corsica. Himmelhohe Berge umſchließen daſſelbe, Schneehäupter wie der Tolo und der gewaltige Groſſo, Höhen von den prächtigſten Formen, die den Landſchaftsmaler entzücken würden. An den Abhängen ſtehen Ortſchaften in großer Zahl, welche der Blick überlaufen kann, Santa Reparata, Muro, Belgodere, Coſta, Speloncato, Feliceto, Neſſa, Occhiatana, alle ehedem Sitze des Adels und der Caporali und voll von Erinnerungen alter Zeiten. Einſt herrſchten hier die Markgrafen Malaspina, die aus Maſſa und der lunigianiſchen Mark zu Hauſe waren, ein mächtiges Herrengeſchlecht, welches auch Dante rühmt. Im Fegefeuer findet er Currado Malaspina und ſagt zu ihm:

Ich bin in euer Land noch nie gekommen,
Doch wo man in Europa mag verkehren,
Wo hätte seinen Ruf man nicht vernommen.
Man hört den Ruhm von eures Hauses Ehren
Von Herr'n und Land aus jedem Munde kommen.

Fünf Grafen ihres Hauses Guglielmo, Ugo, Rinaldo, Isuardo und Alberto Rufo waren seit dem Jahre 1019 nach Corsica gekommen. Ihr zahlreiches Geschlecht ist in vielen Zweigen über die italienischen Lande verbreitet. Sie bauten in der Balagna Speloncato.

Später verloren die Barone ihre Macht durch die Verfassung der Terra del Commune. Man hielt hier häufig die Volksversammlungen, wie auf dem Feld von Campiolo. Der corsische Geschichtschreiber erzählt einen Zug von Heroismus, welchen Renuccio della Rocca auf einer dieser Veduten an den Tag legte. Renuccio stand gerade vor dem Volk, als sein vierzehnjähriger Sohn über das Feld ritt, und von dem wild gewordenen Roß in die Lanze geschleudert wurde, welche sein hinter ihm reitender Schildknappe hielt. Man brachte den sterbenden Jüngling zum Vater. Aber Renuccio, ohne die Miene zu ändern, fuhr in seiner Rede fort, das Volk zum Aufstand gegen Genua zu entflammen. Dieser spartanische Zug, der Heroismus Gaffori's, jener Heldensinn Leoni's vor dem Turm von Nonza, an welchem sein Sohn gefallen war, erinnert an die eherne Männlichkeit Xenophons. Als Xenophon beim Opfern war, brachte man ihm die Nachricht, daß sein Sohn Gryllus gefallen sei. Der Vater nahm bestürzt den Opferkranz vom Haupt, aber als man ihm sagte, daß sein Sohn tapfer gekämpft habe, setzte er den Kranz wieder auf und opferte ruhig den Göttern.

Ich fand in der Balagna viele schon gesichelte Getreidefelder, ein tröstlicher Anblick in corsischen Landen. Ueberall,

zumal in der Nähe von Ortſchaften, gibt es herrliche Haine von Caſtanien, Wallnußbäumen und Mandeln, Gärten voll von Orangen und Citronen, und Oelwäldern. Die gute Straße führt am Fuß des Bergcirkels hin, und von allen Punkten genießt man der reizendſten Fernſichten in die Berge oder auf das Meer. Die größten Orte der Balagna ſind Muro und Belgodere, namentlich das letztere, welches ſeinen Namen der ſchönen Lage verdankt. Um Belgodere her iſt das rechte palladiſche Land der Olivenhaine.

Man behauptet, daß es in ganz Italien keinen Ort gebe, wo der Oelbaum zu ſolcher Größe erwachſe, wie in der Balagna. Sein Wuchs, ſeine Fülle von Gezweig und ſein Fruchtſegen ſind erſtaunlich. Er iſt ſtark wie die Buche, und im heißen Mittag ruht man beſchirmt unter ſeinem Frieden. Wie muß man den Oelbaum lieb gewinnen! Er iſt nicht prächtig anzuſchauen wie die Platane oder die Eiche; ſein Stamm, ſeine graulich grünen, langen, ſchmalen Blätter erinnern an die heimiſche Weide, aber außer dem Reichtum, den er trägt, haftet an ihm die Poeſie der menſchlichen Cultur. Wenn man unter einem grauen Oelbaum am Meeresſtrande ſitzt, wird man in das fromme, ſonnige Morgenland entrückt, wo unſre Phantaſie zu Hauſe iſt, ſeitdem uns die Mutter die Bilderbibel aufſchlug und vom Oelberg in Jeruſalem erzählte. Wie oft haben wir uns nicht jene Olivenhaine gedacht! Und wieder rauſcht aus dieſem Baume die Poeſie der Hellenen und die Weisheit der Minerva, und ſie verſetzt uns in das Land des Homer, des Pindar und Aeſchylus und unter die Muſen und Götter des Olymp. Ein chriſtlich helleniſcher Baum iſt der Oelbaum, ein doppelheimiſcher; ſein Zweig köſtlicher als der des Lorbeers, das ſchönſte Sinnbild des Glücks und des Friedens, und der Menſch ſollte die ewigen Götter zu allererſt bitten: ſchenkt mir ins Leben einen grünen Oelzweig. Sie ſchenken allerlei ins Menſchenleben, den Lorbeerzweig, die Mirte, den Dorn-

und den Cypreſſenzweig. Mit Demut ſoll's der Menſch hinnehmen. —

Es gibt in der Balagna mehrere Gattungen von Oelbäumen, die ſabiniſchen sabinacci, die saraceni, die genovesi, ſo nennt man ſie nach ihrer Abkunft gleich edlen Signorenfamilien. Die dritte iſt die häufigſte. Man ſchreibt ſie Agoſtino Doria zu, welcher die Corſen zwang, die Olive reichlich zu pflanzen. Das iſt denn ein friedliches Denkmal der Genueſenherrſchaft in Corsica. Wann dort die Olive überhaupt heimiſch geworden iſt, weiß ich nicht zu ſagen. Im Epigramm Seneca's wird noch geklagt, daß der Pallas Geſchenk auf der Inſel nicht zu finden ſei. Doch ſcheint es mir kaum glaublich, daß man nicht ſchon vor Seneca den Oelbaum auf Corsica ſollte cultivirt haben. Heute gilt von den corſiſchen Oelbäumen der Ruhm, daß ſie unter allen andern der Welt den Witterungsveränderungen am kräftigſten trotzen, und dieſes Lob hat ihnen Humboldt geſpendet. Sie bedürfen weniger Pflege. Man ſchneidet, um ſie zu kräftigen, ihre älteſten Aeſte ab, umgräbt den Baum, oder trägt etwas Dünger um den Stamm auf. Wenn die Oliven abfallen, ſammelt man ſie. Zwanzig Pfund geben fünf Pfund klares Oel. Das thut man in Steinkrüge, worin es bis zum Monat Mai ſtehen bleibt. Der Oelbaum trägt alle drei Jahre ſehr reichlich.

Es kommen die Vögel und tragen die Olivenkerne nach allen vier Winden und ſtreuen ſie aus. Da bedeckt ſich die Inſel mit wilden Oelgebüſchen, welche in Berg und Tal luſtig grünen und der Veredelung warten. Im Jahr 1820 hat man ſie, ich weiß nicht auf welche Weiſe, zu zählen unternommen und man will ihrer zwölf Millionen rechnen. Heute ſind die reichſten Oelländer Corsica's die Balagna, das Nebbio und die Gegend von Boniſazio.

Ich verließ die Balagna bei dem Ort Novella. Von dort geht es in das bergige Innere hinein, und ſtundenweit rollt

das Fuhrwerk durch enge Täler und zwiſchen unfruchtbaren Felſenhügeln hin, ohne daß ſich eine Ortſchaft zeigt, bis man nach Ponte alla Leccia in dem Golotal gelangt, wo die Hauptſtraßen von Calvi, Ajaccio und Baſtia ſich treffen. Man fährt nun längs des Golo fort in einem anmutigen Tale. Zur Rechten hat man das Hirtenland Niolo, den heutigen Canton Calacuccia; es iſt muſchelförmig von den höchſten Bergen umgeben, in denen die Seen Neno und Creno liegen. Dies merkwürdige Gebiet iſt eine natürliche Feſtung, denn nur an vier Stellen öffnet es ſich, nach Vico, Venaco, Calvi und nach Corte. Ein ſteiler Weg, die scala di Santa Regina, führt nach Corte. In jenem Ländchen wohnen die ſtärkſten Männer Corsica's, patriarchaliſche Hirten, welche die Sitten der Altvordern treu bewahrt haben.

Mancher merkwürdige Ort liegt auf der Straße nach Corte, wie zuerſt Soveria, die Heimat der Cervoni. Thomas Cervoni war es, welcher Pasquale Paoli aus dem Kloſter von Alando befreite, als Matra ihn dort belagerte. Man wird ſich erinnern, daß er Pasquale's Feind war, daß aber ſeine Mutter ihm ſelbſt die Waffen in die Hand gab und unter der Drohung, ihn zu verfluchen, ihn forttrieb, Pasquale zu retten. Cervoni eilte nach dem beſtürmten Kloſter, und Matra ward erſchlagen.

Cervoni's Sohn war der tapfere General, welcher als Officier bei Toulon neben Napoleon die erſten Waffenehren davontrug. Er glänzte bei Lodi; im Jahr 1799 war er Commandant von Rom. Er kündigte dem Papſt Pius VI. an, daß ſeine Herrſchaft zu Ende ſei und daß er den Vatican verlaſſen müſſe. Er war das Schrecken von Rom. Valery erzählt, daß derſelbe Cervoni in den Tuilerien an der Spitze der Generale vor Pius VII. trat und ihn begrüßte. Sein ſchönes Organ und ſeine italieniſche Ausſprache ſetzten den Papſt in Erſtaunen, ſo daß er ihm Schmeicheleien ſagte. Santo Padre, ſagte hierauf Cervoni, sono quasi italiano — Oh! — Sono

Corso — oh! oh! — „Sono Cervoni!“ — oh! oh! oh! und bei dieſer Erinnerung wich der Papſt bis an das Kamin zurück. Im Jahr 1809 riß dem Marſchall Cervoni eine Kanonenkugel bei Regensburg den Kopf hinweg.

Nahe bei Soveria ſteht Alando, berühmt durch den Namen Sambucuccio, jenen Lykurg der Corsen, welcher die demokratiſche Verfaſſung dieſes Volkes gründete. Man zeigt kaum kenntliche Trümmer ſeines Schloſſes. Einer ſeiner Nachkommen war vierhundert Jahre ſpäter, im Jahr 1466, Vicar der corsiſchen Nation. Caporali wohnten hier, namentlich im nahen Omeſſa. Erſt Tribune des Volks und durch die Demokratie Sambucuccio's berufen, die Rechte der Communen zu vertreten, erlagen ſie dem allgemeinen Uebel, welches die beſten Verfaſſungen untergräbt, dem Ehrgeiz und der Herrſchſucht, und ſie machten ſich ebenſo wie die Signoren zu Despoten. Noch zu ſeiner Zeit klagt Filippini, daß die Caporali die ſchrecklichſte Geißel Corsica's ſeien.

Rings um Alando gedeihen Caſtanien, aber das Land iſt arm. Auf den Berghaiden haben ſchwarze Schafe und Ziegen ihre Nahrung. Ihre Wolle wird hier zu dem pelone verwirkt.

Sobald man über das Gebirg Alluraja gekommen iſt, welches ſich hoch zwiſchen dem Golo und dem Tavignanofluſſe erhebt, ſteigt man auf der vortrefflichen Straße nach Corte nieder.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Corte.

Das Arondiſſement von Corte, das centrale Gebiet der Inſel, umfaßt in 15 Cantons und 113 Communen eine Zahl von 55000 Menſchen. Die kleine Hauptſtadt ſelber zählt etwa 5000 Seelen.

Corte ist eine Binnenstadt von herrlicher Lage. Das Panorama der braunen Berge, in deren Mitte sie liegt, die Citadelle auf einem unersteiglich schroffen Felsenriff, geben ihr eine sehr ernste Physiognomie. Von allen Seiten erheben sich Berge und in den mannigfachsten Formen. Nach Norden sind sie niedriger und meist kuppelförmige Höhen, welche bebuscht oder mit Getreidefeldern bedeckt sind. Der Sommer hat sie in tiefes Braun gekleidet. Es sind dies die letzten Absenkungen der Bergreihen, welche die Wasserscheide zwischen dem Golo und dem Tavignano bilden und zwei Täler trennen, Niolo und Tavignano. An der Oeffnung des letzteren, wo der Tavignano mit der Restonica zusammenströmt, liegt Corte. Drei hohe und ganz mit Felsen gepanzerte Berge beherrschen den Eingang in dieses Gebirgstal; beide Flüsse haben sich durch tiefe Schluchten ihre Wege gebahnt und rauschen über Trümmergestein in einander. Zwei steinerne Brücken führen über sie hinweg.

Die untere Stadt hat nur eine Hauptstraße, welche neu ist, den sogenannten Corso, dem eine Allee von Ulmen ein ländliches Ansehn gibt. Und auch hier überraschte mich die idyllische Stimmung, welche den corsischen Orten ein so eigentümliches Gepräge verleiht. Man glaubt sich wahrlich in dem fernsten Teil der Welt und von allem Verkehre abgeschieden.

Ehrwürdig ist die Stadt durch Erinnerungen der Geschichte. Zur Zeit Paoli's war sie der Mittelpunkt seiner Regierung, in ältesten Zeiten Sitz maurischer Könige, in allen Jahrhunderten als Mittelpunkt der Insel wichtig und durch ihre Festung oftmals entscheidend für den Gang der Kriegsereignisse.

Die Citadelle von Corte ist die Akropolis von Corsica. Sie steht auf einem schwarzen, schroffen, zackigen Felsen, welcher über dem Tavignano aufsteigt. Mauern, Türme, die alte Stadt, welche sie umschließt, Alles sieht schwarz, verwittert, grauenvoll wüste aus und von unablässigem Kampf zerhauen.

Oefter als Belgrad iſt dieſes Schloß beſtürmt und verteidigt worden. Den Grund zu ſeiner jetzigen Geſtalt legte Vincentello d'Iſtria im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts.

Man zeigt hier noch die Schießſcharte, aus welcher die Genueſen den jungen Sohn Gaffori's heraushingen, um den Vater vom Sturm abzuhalten.

Gaffori's Name iſt die ſchönſte Zierde der Stadt Corte, und ſein kleines von Kugeln noch durchlöchertes Haus ihr glänzendſtes Monument. Es bewahrt noch eine andere Erinnerung, die an ſein heldengroßes Weib. Die Genueſen benutzten einſt die Abweſenheit Gaffori's, ſein Haus zu überfallen und ſich ſeines Weibes zu bemächtigen, wie es ihre Politik war, die Familien gefürchteter Corsen als Geißeln zu gebrauchen und die Vaterlandsliebe durch die Natur zu bekämpfen. Aber Gaffori's Weib verſchanzte ſich in ihrem Hauſe, und verteidigte ſich darin mit den wenigen Freunden, die ihr zugeſprungen waren, die Flinte in der Hand, Tage lang. Als die Not immer höher ſtieg, rieten ihr ihre Freunde zur Capitulation. Sie aber brachte ein Pulverfaß in ein unteres Zimmer, ergriff eine Lunte und ſchwor das Haus in die Luft zu ſprengen, wenn man aufhöre auf die Stürmenden zu feuern. Die Freunde kannten den verzweifelten Mut dieſes Weibes und hielten Stand, bis Gaffori ſelbſt mit einer Corsenſchaar herbeikam und ſeine Gattin befreite. Als er ermordet war, nahm dasſelbe Weib ſeinen jungen Sohn, den man einſt an jene Mauer des Caſtells gebunden hatte, und ließ ihn ſchwören, die Genueſen zu haſſen und ſeinen Vater zu rächen. So that auch Hasdrubal mit Hannibal in alten Zeiten.

In demſelben Hauſe wohnte im Jahr 1768 Carl Bonaparte mit Lätitia; es war würdig einem Napoleon die Entſtehung zu geben.

Viele Erinnerungen an Paoli haften an einem andern Gebäude, welches Palazzo de Corte heißt, und Sitz der Regierung

Paoli's wie ſeine Wohnung war. Da iſt ſein Zimmer, in welchem er arbeitete, ärmlich und ſchlecht, wie es dem Geſetzgeber der Corſen geziemte. Man weiß zu erzählen, daß der große Mann, nicht ſicher vor den Mörderkugeln, das Fenſter dieſes Zimmers ſtets verbarrikadirt hielt; und in der That ſieht man noch die Fenſterladen mit Kork ausgefüttert. Die Nationalverſammlung hatte ihm eine Garde von 24 Mann bewilligt, wie ehedem Demokratien Griechenlands ihren Volksmännern ſolche Garden gaben. Stets hatte er ſechs Hunde als Wache bei ſich. Ich muß hier an ſeinen Zeitgenoſſen und Bewunderer Friedrich den Großen denken, wie auch er in ſeinem Cabinet ſtets von Hunden umgeben war; doch waren es Spielhunde, die reizende Alcmene und die zierliche Biche und andere Windhunde. Wollte man Paoli in dieſer Hundegeſellſchaft malen, wie man den alten Fritz in der ſeinen ſo oft dargeſtellt hat, ſo würde es ein wildes Bild geben: der corſiſche Held in ſeinem ärmlichen Cabinet am Kaminfeuer ſchreibend, in einen groben Rock gehüllt, hinter einem verbarrikadirten Fenſter, auf dem Boden kauernd zottige Wolfshunde — da hat man ein corſiſches hiſtoriſches Genrebild.

Ein anderes Zimmer, ehemals der Sitzungsſaal des Staatsrats der Neun, bewahrt eine nicht minder intereſſante Merkwürdigkeit. Da ſieht man nämlich noch die Stangen, welche den Baldachin über einem Tron Paoli's tragen ſollten. Paoli und ein Tron! das iſt unglaublich — hat dieſer große Volksmann Gelüſte nach königlichen Emblemen getragen? Man will es behaupten und erzählt davon Folgendes. Eines Tags ſah man im Nationalpalaſt einen Tron aufſtellen. Er war von carmoiſinrotem Damaſt, mit goldenen Franſen verziert und trug über dem Wappen Corſica's eine goldene Krone, welche ſo angebracht war, daß wenn Paoli auf dem Stule ſaß, ſie über ſeinem Haupte ſtand. Zu dieſem Tron gehörten kleinere Seſſel für die Neunmänner. Als nun der Rat der Neun in

dem Saal ſich verſammelt hatte, öffnete ſich die Thüre und Paoli trat herein, in einem prächtigen Staatsgewand, das Haupt bedeckt, den Degen an der Seite, und ſchritt auf den Tron zu. In dieſem Augenblick erhob ſich ein Murmeln des Staunens und Unwillens unter den Neunmännern, und dann folgte tiefe Stille. Paoli hat ſich nie auf den Tron geſetzt.

Ich finde dieſe Erzählung ſo oft beſtätigt, daß ſie zu bezweifeln mir faſt gewagt ſcheint. Wenn ſie wahr iſt, wäre das ein merkwürdiger Zug in der Seele des großen Bürgers, ein Beweis, daß menſchliche Schwachheit überall eindringt, daß kein Sterblicher vor dem Augenblick ſicher iſt, wo ihn die Eitelkeit beſchleicht. Paoli und ein Tron — es gibt kaum einen größeren Widerſpruch. War doch das corsiſche Volk und die Freiheit der höchſte Tron für den edlen Mann, und nie hat Einer auf einem herrlicheren geſeſſen als der hölzerne Schemel war, auf welchem Paoli der Geſetzgeber und Befreier ſeines Volkes ſaß.

Seine Feinde haben ihm vorgeworfen, daß er nach der Königskrone ſtrebte, doch thaten ſie ihm Unrecht, und jener Vorwurf wird durch die Geſchichte Lügen geſtraft. Wollte er vielleicht durch königliche Embleme ſeinem Staat nach außen ein erhöhtes Anſehn geben, da dieſer ſtets den althergebrachten Titel des Königreichs Corsica führte? Sonſt hat er nie fürſtlichen Prunk zur Schau getragen. Er, wie alle Glieder der Regierung, trug die Kleidung des Landes, das Tuch Corsica's, und er lebte nach der ſchlichteſten Landesart. Die Häupter des Staats unterſchieden ſich nur durch ihre Intelligenz von dem Volk, und nur um den Franzoſen auch äußerlich den Schein einer geregelten Regierung zu geben, beſtimmte Paoli für den Staatsrat eine auszeichnende Kleidung, einen grünen Rock mit Goldſtreifen, den Farben Corsica's. Er ſelbſt legte ihn an und ließ dieſes Staatsgewand von den Räten tragen, als die franzöſiſchen Officiere zum erſtenmal nach Corte kamen.

In würdiger Weiſe ſollten die Landesregenten erſcheinen. Dies war ein Zugeſtändniß an die franzöſiſche Etikette, das ſchon bedauerlich iſt, weil ſich Paoli hier nicht mehr frei vom Schein erhielt, und jene demokratiſche Gleichheit durch ein paar Goldtreſſen aufhob; und doch durften die Corsen ihren wollenen Kittel mit größerem Stolz tragen, als die Franzoſen ihre prunkenden Uniformen. So geringfügig und in der Betrachtung untergeordnet dieſe Dinge an ſich erſcheinen mögen, ſo geben ſie doch zu denken. Denn die Zeit macht unweſentliche Unterſchiede zu weſentlichen und das Aeußere auch zum Innern. Es liegen in ihr unſichtbare Einflüſſe des Schlechten, welche alles Reine trüben und alles Edle verunedlen. Die Menſchenwelt iſt einmal ſo, daß ihre erhabenſten Erſcheinungen nur da zu finden ſind, wo nach einem hohen Ziel erſt gerungen wird. Es hat mich in Corsica manchmal traurig gemacht, wenn ich daran dachte, daß alle dieſe heroiſchen Anſtrengungen des Volks um die Freiheit fruchtlos geweſen ſind, daß nun im Lande Sampiero's, Gaffori's und Paoli's die Nation der Eitelkeit die Herrſchaft führt. Doch ſchmerzlicher noch wäre die Erfahrung, wenn der Staat Paoli's in ſich ſelber erkrankte und dem menſchlichen Eigennutze erlag. Ich glaube wenigſtens, daß er dieſem Schickſal nicht entgangen wäre. Denn die wahre Freiheit lebt nur in Utopien. Die Menſchheit ſcheint ihrer nur in geweihten Augenblicken fähig zu ſein.

Einmal empfing Paoli in dieſem Palazzo nationale auch eine pomphafte Geſandtſchaft. Ein tuneſiſches Schiff war an den Küſten der Balagna geſtrandet, und Paoli hatte den ſchiffbrüchigen Barbaren nicht allein all' ihr Hab und Gut zurückſtellen, ſondern ſie gaſtlich verpflegen und von zwei Officieren zum Bey von Tunis heimwärts geleiten laſſen. Der Bey ſchickte deshalb eine Geſandtſchaft an Paoli, welche ihm ſeinen Dank und die Verſicherung bringen ſollte, daß er ſein und ſeines Volkes Freund bleiben wolle, und daß in ſeinen Staaten

keinem Corsen je ein Leid zugefügt werden dürfe. Der Geſandte von Tunis kniete vor Paoli nieder, und die Hand an die Stirne führend ſagte er: il bey ti saluta e ti vuol bene, der Bey läßt dich grüßen und will dir wol. Er brachte ihm ein ſchönes, koſtbar bedecktes Pferd, zwei Strauße, einen Tiger, einen mit Diamanten beſetzten Säbel; und nachdem er einige Tage in Corte gewohnt hatte, kehrte er nach Afrika zurück.

In der unmittelbaren Nähe Corte's liegt das alte Franciscanerkloſter, eine anſehnliche Ruine. Hier verſammelte ſich zu Paoli's Zeit das corsiſche Parlament in der Kirche, von deren Kanzel herab ſo mancher Patriot feurige Reden hielt. Der Freiheit wurde in dieſer Kirche viel geopfert, und ihr Name klang hier nicht als weſenloſe Phraſe. Die ihn anriefen, ſtarben auch dafür. Im Jahr 1793 waren auf dem Platz vor dieſem Kloſter die Corsen zu einer Verſammlung vereinigt; die Zeit war ſtürmiſch, denn der franzöſiſche Nationalconvent hatte Paoli des Hochverrats angeklagt. Da kletterte hier Pozzo di Borgo, jener unerbittliche Feind Napoleons, gleich ihm ein Bürger aus Ajaccio, auf einen Baum und hielt eine begeiſternde Verteidigungsrede Paoli's; für infam wurden hier erklärt Paoli's Ankläger, die wütenden Clubbiſten Arena und die Bonaparte.

Wenn man heute in dem grabesſtillen Städtchen umherwandert, unter deſſen ſchattigen Ulmen ärmlich ausſehende Corsen ſtehn, als wollten ſie den Tag und die Welt verträumen, ſo will's einem gar nicht in den Sinn, daß vor kaum hundert Jahren die aufgeklärteſte Staatsweisheit in ſolchem verborgnen Erdenwinkel ihren Sitz aufgeſchlagen hatte.

Auch eine Univerſität hatte Paoli in Corte gegründet, wie er hier auch die erſte corsiſche Druckerei und die erſte Zeitung ins Leben rief. Von dieſer hohen Schule ſollten ſich Aufklärung und Wiſſenſchaft als ein Lichtſtrom über die Berge und in alle Täler Corsica's verbreiten, und vor ihm ſollte die mittel-

altrige Barbarei verſchwinden. Ich habe ſchon dieſer Univerſität gedacht und geſagt, welch ein patriotiſches Inſtitut ſie war. Viele wackere Männer gingen aus ihr hervor, tüchtige Advocaten, die auf dieſer Inſel meiſt auch die Schriftſteller ſind. Auch Carl Bonaparte, Napoleons Vater, ſtudirte hier. Die junge Anſtalt ging mit dem Verluſt der Freiheit unter. Jene wiederherzuſtellen, ſetzte Paoli auf ſeinem Todtenbette ein Legat aus, und mit Hülfe dieſes Capitals wurde im Jahr 1836 eine Hochſchule neu errichtet. Sie hat heute einen Director und ſieben Profeſſoren für Wiſſenſchaften, doch erfreut ſie ſich keiner großen Blüte. Vielleicht auch möchte eine Anſtalt akademiſcher Art den Bedürfniſſen Corsica's weniger entſprechen, als tüchtige Realſchulen.

Ich habe unter den Corsen wolgebildete und gelehrte Männer getroffen, und auch hier in Corte machte ich die Bekanntſchaft eines Mannes, deſſen Beleſenheit in den romaniſchen Literaturen mich in Erſtaunen ſetzte. Es war der Sohn eines der tapferen Capitäne, die nach der Schlacht von Ponte Nuovo bis zum letzten Augenblick die Waffen hielten, und den ich namentlich genannt habe. Sein Gedächtniß iſt ſo groß, daß er die beſten Stellen aus Italienern, Franzoſen und Lateinern auswendig kannte, und es ihm nicht darauf ankam, ganze Seiten aus dem Taſſo oder Arioſt, lange Sentenzen aus Voltaire oder Machiavelli, aus Livius, Horaz, Boileau und Rouſſeau herzuſagen. Mit ihm über Literatur ſprechend, fragte ich ihn einmal: laſen Sie je etwas von Göthe? Nein, ſagte der wolbeleſene Mann, von den Engländern kenne ich nur Pope.

Meine freundlichen Tiſchgenoſſen, unter ihnen der einzige corsiſche Maler, den ich auf der Inſel kennen lernte, führten mich zu den Marmorbrüchen Corte's. Der Stein iſt von bläulicher Farbe mit rötlichweißem Geäder und brauchbar für Architectur und Ornamente. Man war in der Grube beſchäftigt,

einen Säulenblock den Berg hinunter zu ſchaffen. Man hatte ihn auf Walzen gelegt und ſchob ihn mit der archimediſchen Schraube bis an den Rand des abſchüſſigen Weges, der von dem Bruch an die Stelle führte, wo die Blöcke behauen werden. Der mächtige Stein fuhr den Weg hinunter, wühlte ſich durch, hüllte ſich in eine ſchwarze Staubwolke, und ſo hinabgleitend erklang er hell und rein wie eine Glocke. Am Fuß dieſes marmorreichen Berges treibt die Restonica eine Mühle, in welcher Marmorplatten geſchnitten werden. Man braucht ſieben Tage, um einen Block in 30 Platten zu zerſchneiden. In Corte alſo wird Seneca's Ausſpruch über Corsica zu Schanden: non pretiosus lapis hic caeditur; hier wird kein köſtlicher Stein gehauen. — Sonſt beſteht Seneca's Wort noch in Kraft; die köſtlichen Steine ſind hier todtes Kapital.

Drittes Kapitel.

Unter den Ziegenhirten des Monte Rotondo.

— tomo un puño de bellotas en la mano, y mirandolas atentamente solto la voz a semejantes razones: Dichosa edad y siglos dichosos aquellos a quien los antiguos pusieron nombre de dorados —
Cervantes, Don Quijote.

Ich hatte mir vorgenommen, den höchſten Berg Corsica's, den Monte Rotondo zu beſteigen, welcher eine halbe Tagereiſe ſüdweſtlich von Corte liegt und faſt als Mittelpunkt der Inſel betrachtet werden kann. Obwol man mir die Mühe als ſehr groß ſchilderte, hoffte ich doch einen klaren Tag und hinreichende Entſchädigung zu finden. Am meiſten war mir daran gelegen, einen Blick in das noch ganz urſprüngliche Naturleben der Hirten zu thun.

Ich mietete einen Führer und ein Maulthier, und ausgerüſtet mit Brod und einigen Kürbisflaſchen voll Wein, ritt

ich am 28. Julius in der Morgenfrühe in die Berge hinein. Der Weg, ein Hirtenpfad, führt immer durch ein und daſſelbe Tal der wilden Restonica, von ihrer Mündung in den Tavignano hart an der Stadt bis hinauf zum Gipfel des Rotondo, über den ihre Quellwaſſer hinabſtrömen. Das Bette dieſes ſchönen Bergſtroms iſt jene tiefe und ſchauerliche Talſchlucht. In der Nähe Corte's öffnet ſie ſich zu ziemlicher Breite, und da gedeihen Caſtanien- und Wallnußbäume am Waſſer. Weiter hinauf wird ſie enger, die Ufer türmen ſich ſchwarz und gigantiſch zu beiden Seiten und tiefgrüne Urwälder von Pinien und Lärchenbäumen umſchatten ſie.

Das Maulthier kletterte ſicher auf den ſchmalſten Pfaden an Abgründen hinauf, und oft war der Blick in die Tiefe, durch welche die Restonica ſchäumt, ſchön und furchterregend. Wie die Sonne empor ſtieg, nahm mich ein prächtiger Wald auf. Herrlich ſind dieſe Rieſenbäume und maleriſch, die Pinie mit ihrem grünen breiten Dach, der Lärchenbaum gleich einer Ceder knorrig, mächtig aufgeſtrebt und vieläſtig. Die Stämme umbuſcht der wilde Waldgarten von blühenden Mirten, von hochaufgeſchoſſener Erika und von Buxus. Erquickend und labſam war der Waldduft von all' dem medicinalen Kraut, woran die Berge Corſica's ſo reich ſind.

Mein Führer ſchritt raſch voran. Manchesmal überfiel mich doch ein Grauen, wenn ich mich in dieſer dunkeln Felſen- und Waldwildniß mit ihm allein ſah und er einen Blick nach mir zurück warf. Er war ein häßlicher Menſch und in ſeinen Augen lag nichts Gutes. Ich ſollte erſt nachher erfahren, daß an ſeiner Hand Blut klebte.

In dieſer romantiſchen Bergwildniß ſtundenweit reitend, hört man nichts als das monotone Rauſchen der Waſſer, das Schreien der Falken und bisweilen den hellen Pfiff eines Hirten, der ſeinen Ziegen ruft.

Die Hirten wohnen zerſtreut in Hölen oder in Capannen

an den Abhängen des Monte Rotondo, bis zu deſſen Kamm hinauf ihre Heerden klettern. Die letzten Hirtengemeinden hauſen in einer Höhe von mehr als 5000 Fuß über dem Meeresſpiegel. Ihre wunderlichen Stationen haben ihre Namen.

Nach einem dreiſtündigen Ritte kam ich an die erſte Hirtenſtation, die Rota del Dragone, das Drachenrad. Vom Ufer der Schlucht ans Waſſer hinreitend, ſah ich eine ſchwarze rußige Höle vor mir, tief in den Fels gebogen, aus ungeheuren Granitblöcken aufgewölbt. Wenige Schritte vor ihrem Eingange tobte die Restonica vorüber, zwiſchen Felsgetrümmer hinwegraſend — ringsum Felſen und dichter Wald. Um den Eingang der Grotte waren als Umfriedung Steine aufgeſchichtet. Ein Feuer brannte in der Höle, um daſſelbe kauerte die Hirtenfamilie. Ein elend ausſehendes Weib ſaß daran und beſſerte an einem Kleide, neben ihr ein fieberkranker Knabe in eine braune Decke von Ziegenwolle eingehüllt, aus der ſein bleiches Geſicht und ſeine flackernden Augen fragend herausſchauten.

Der Hirte war aus der Höle getreten; er lud mich freundlich ein, abzuſteigen und friſche Milch und friſchen Käſe zu eſſen. Ich nahm das mit Dank an und beſah das Innere dieſer wunderlichen Felſenklauſe. Die Grotte zog ſich tief in den Berg hinein und hatte Raum für eine Heerde von 200 Ziegen und Schafen, welche der Hirte jeden Abend dort hinein treibt, ſie zu melken. Es war das ſo wahrhaft die Höle des Polyphem, daß Homers Beſchreibung nach ihr gemacht zu ſein ſcheinen konnte. Denn alles fand ich hier wieder, ſelbſt die Reihen von Gefäßen voll Milch und mehr als hundert Stück plattrunder Käſe auf friſches Blätterwerk gelegt. Nur den Polyphemos ſelber fand ich nicht, denn mein Gaſtwirt, ſo räuberiſch und wild er in ſeinen zottigen Kleidern ausſah, war die Gaſtlichkeit ſelbſt.

Kommen bisweilen die Banditen vom Berge zu euch? fragte

ich den Troglodyten. — Die kommen wol, ſagte der Mann, wenn ſie hungrig ſind. Seht hier dieſen Stein, auf dem ich ſitze — vor zwei Jahren verſteckten ſich hier zwei Banditenjäger, die wollten den Serafin erlauern. Aber der kam Nachts herbeigeſchlichen, und mit zwei Stichen hatte er die Beiden auf dieſem Steine ſtumm gemacht, dann ging er wieder in die Berge.

Der Führer mahnte zum Aufbruch. Ich ſagte dem Hirten Dank für ſeine Gabe, und ritt hinweg, nicht ohne Schaudern.

Der Pfad, der nun durch die Restonica aufs andere Ufer führte, wurde immer ſteiler und beſchwerlicher. Endlich erreichte ich nach zwei Stunden, vom Nebel durchnäßt, während eines prächtigen Gewitters die letzte Hirtenſtation auf den Unterbergen des Rotondo, wo ich übernachten ſollte. Sie heißt Co di Mozzo.

Ich hatte von den Capannen auf dem Monte Rotondo viel gehört, und dachte ſie mir in den wilden Bergen originell genug, vielleicht gar idylliſch, kleine Hütten im grünen Pinienwalde oder auf duftigen Alpenhängen in ſchäferlichſter Natur. Wie ich nun bei Donner und Blitz und im Sprühregen hinaufritt, ſah ich nichts als wüſtes Geſtein, titaniſch zertrümmert, durcheinandergeworfene Granitklippen auf dem Hange eines großen grauen, troſtlos öden Felſenkegels. Aus dem Geſteine ſtieg leichter Rauch empor. Das Grau der Regenwolken, die matten Blitze, das Rollen des Donners, das Rauſchen der Restonica und die tiefe Melancholie der Berge umher ſtimmte die Seele traurig.

Einige vom Sturm zerzauſte Lärchenbäume ſtanden auf dem ſteilſten Rande einer nackten Schlucht, durch die in Wellenſtürzen von Block zu Block die Restonica herabſchäumte. Rings umher nichts als die ödeſten Klippen und ein großer Blick in das vernebelte Tal, aus dem ich heraufgekommen war. Ich ſuchte mit den Augen lange die Capannen, auf die mein

Führer hinwies. Endlich ſah ich ſie im Geſtein und den ſeltſamſten Hirtenſtaat vor mir, beſtehend aus vier Wohnungen im urſpünglichſten Bauſtile der Welt, ja vielleicht mit weniger Kunſt gebaut als Termiten oder Biber an ihre Häuſer zu wenden wiſſen.

Jede dieſer Capannen beſteht aus vier Wänden von einfach über einander gelegten Steinen. Sie ſind etwa 3 Fuß hoch. Auf ihnen liegt ein Dachgiebel von ſchwarzberußten Baumſtämmen und Brettern, welche mit großen Steinen beſchwert ſind. Eine Oeffnung in der Vorderwand dient als Thüre. Der Rauch ſucht durch dieſe ſeinen Ausgang und quillt aus dem Dach oder aus den Wänden, wo er immer eine Ritze findet. Vor der Hütte umſchließt eine Umfriedung von Steinen einen kleinen Raum, in welchem Gefäße ſtehn. In deſſen Ecke erhebt ſich der palo, ein Pfahl mit wenigen Aeſten, an welchen Keſſel, Kleidungsſtücke und Striemen von Ziegenfleiſch hängen.

Ein paar zottige Hunde ſprangen mir entgegen als ich auf die Capanne zuritt, und die Hirtengemeinde, Männer und zerlumpte Kinder, krochen aus den Hütten heraus und betrachteten neugierig den Fremdling. Sie ſahen ſeltſam genug aus in dieſen wüſten Steinen, den pelone, ihren zottigen braunen Mantel umgeſchlagen und das rote berretto auf dem Kopf, die Geſichter bronzen und dunkelbärtig. Ich rief ihnen zu: Freunde, gebt einem Fremden Gaſtfreundſchaft, der über Meer gekommen iſt die Hirten von Co di Mozzo zu beſuchen. — Sie rieſen freundlich: Evviva! und Benvenuto!

Tretet in die Capanne, ſagte der Eine, und trocknet euch am Feuer; drinnen iſt es warm. Ich zwängte mich ſogleich durch die Thüre, neugierig, das Innere zu ſehen. Ich fand einen dunklen Raum von etwa 14 Fuß Länge und 10 Fuß Breite — da war kein Gerät, kein Stul, kein Tiſch, nichts als der nackte ſchwarze Steinboden, die nackten ſchwarzen Stein-

wände und ein Rauch des Kienfeuers, welcher mir unerträglich ſchien. An der Wand brannte auf dem Boden ein mächtiger Holzſtamm, ein Keſſel hing darüber.

Angelo, mein Wirt, breitete die Decke, die ich mitgebracht hatte, auf dem Boden aus und gab mir den Ehrenplatz ſo nahe am Feuer als möglich. Bald kauerte darum die ganze Familie, das Weib, drei kleine Mädchen und ein Bube, der Hirt, ich und mein Führer. Die Capanne war voll. Unterdeß warf Angelo einige Striemen von getrocknetem Ziegenfleiſch in den Keſſel, und Santa ſein Weib holte Käſe und Milch. Das Gedeck war originell hirtenmäßig, die Tafel nämlich beſtand aus einem drei Fuß langen abgerandeten Brette, welches auf die Erde gelegt wurde. Darauf ſtellte die Hirtin ein hölzernes Gefäß voll Milch, einen platten Käſe und ein Brod. Eßt, ſagte ſie, und denkt daß ihr bei armen Hirten ſeid; zu Abend geben wir euch Truten (Forellen), denn mein Sohn iſt gegangen ſie zu fiſchen.

Hole den Broccio, ſagte der Hirte, das iſt das Beſte was wir haben, und es wird euch ſchmecken. Ich war auf den Broccio neugierig; ich hatte ihn ſchon in Corte als den größten Leckerbiſſen der Inſel und als die Blume der Hirteninduſtrie preiſen hören. Santa brachte ein bedecktes rundes Korbgeflecht, ſtellte es vor mich hin und that es auseinander. Da drinnen lag denn der Broccio, weiß wie Schnee. Es iſt eine Art geronnener ſüßer Ziegenmilch. Mit Rum und Zucker genoſſen iſt's allerdings ein Leckerbiſſen. Die armen Hirten verkaufen einen Broccio-Kuchen in der Stadt für 1 oder 2 Franken.

Wir langten mit den Holzlöffeln wacker in den Broccio — nur das Weib und die Kinder durften nicht mit eſſen. So am Feuer auf dem Boden kauernd in der engen, ganz von Rauch erfüllten Capanne, um mich her wilde und neugierige Geſichter, den Holzlöffel in der Hand, überkam mich die Laune, und ich hob an das Leben der Hirten auf den

Bergen zu preiſen, welche ſich genügen laſſen mit dem was ihre Heerden geben, und das Elend von Mein und Dein und die goldne Sorge des Palaſtes nicht kennen.

Aber der wackere pastore ſchüttelte den Kopf und ſagte: vita povera, vita miserabile!

Und ſo iſt es in der That. Dieſe Menſchen führen ein ſehr elendes Leben. Vier Monate lang, Mai, Juni, Juli und Auguſt hauſen ſie in dieſen Capannen, alles entbehrend was das Leben menſchlich macht. In ihrer Welt gibt es keinen andern Wechſel als den der Elemente, von Sturm, Wolken, Regenflut, Hagel und Sonnenwärme; Abends ein trauriges Lied, ein Lamento zur Schalmei, eine Banditengeſchichte am Feuer, ein Jagdſtück vom Muffro und vom Fuchs, und hoch über ſich und um ſich die Rieſenpyramiden des Urbergs und die geſtirnte Herrlichkeit des Aethers, in der Bruſt vielleicht, trotz der vita povera, ein genügſames, heiteres, gottergebenes und ehrliches Menſchenherz.

Wenn der Morgen graut, erheben ſich dieſe armen Menſchen von dem harten Boden, auf dem ſie in ihren Kleidern und ohne Decke geſchlafen haben und jagen die Heerden auf ihre Waideplätze. Dort verzehren ſie ihr dürftiges Mal, den Käſe und die Milch. Die Alten, welche zu Hauſe bleiben, liegen in der Capanne am Feuer oder beſchäftigen ſich mit der notdürftigſten Hausarbeit. Abends kehrt die Heerde heim und wird gemolken, und dann bricht wieder die Nacht an, und es iſt Zeit ſich niederzulegen.

Der Schnee und die Regengüſſe des September vertreiben die Hirten aus ihren Bergcapannen. Dann ſteigen ſie mit den Heerden nach der Küſte hinunter. Dort haben ſie in der Regel ihre wohnlicheren Hütten, in denen oft auch das Weib mit den Kindern den Sommer über bleibt. Meine Wirtin Santa war das einzige Weib in dem Hirtenſtaat von Co di Mozzo, welcher aus ſechs Familien beſteht. Warum, fragte ich ſie,

ſeid ihr vom Paeſe in dieſe düſtre Capanne herauf gezogen? Seht, fiel Angelo ein, ſie iſt heraufgekommen ſich zu erfriſchen. Ich hätte beinahe aufgelacht, wie er dies ſagte, denn der Rauch in der Capanne preßte mir Thränen aus und die Atmoſphäre war infernaliſch. Ich ſollte alſo den elenden Steinhaufen gar als Sommervilla betrachten, wohin eine Familie gekommen war ſich zu erquicken. Ja, ſagte Angelo, wie ich ein bedenkliches Geſicht machte, unten iſt es warm und hier oben weht der Bergwind, und das klare Waſſer kommt herunter, das iſt friſch wie Eis. Wir leben ſo wie es uns Gott geſegnet. — Mir aber war, wie Angelo ſprach, und ich die lachenden braunen Kindergeſichter um mich her ſah, als wäre ich auf den wunderbaren Berg der Brahmanen gekommen, und als wäre Angelo Jarchas aller Brahmanen und Bergphiloſophen Weiſeſter. Er ſprach ernſt, kurz, und war ſchweigſam wie einem Philoſophen ziemt.

Angelo beſaß 60 Stück Ziegen und 50 Stück Schafe. Der Ertrag der Milch iſt gleichwol nicht groß. Im Sommer reicht er hin die Familie notdürftig zu nähren. Der Broccio und der Käſe wird unten verkauft, aus dem Erlös wird Brod und das Kleid beſchafft. Im Winter gibts wenig, denn die Milch geht drauf die jungen Lämmer und Ziegen zu füttern. Mancher Hirte hat einige hundert Stück in ſeiner Heerde. Wenn es an die Teilung unter die Kinder kommt, gilt es das Glück der Patriarchen zu haben und die Heerde zu mehren. Die Ausſteuer einer Hirtentochter beſteht in 12 Ziegen wenn ſie arm, wenn ſie reich iſt, nach dem Vermögen.

Die Nebelwolke hatte ſich verzogen. Ich trat aus der Capanne in die friſche Luft und ſchöpfte Odem. Die Hirten ſaßen auf den Steinen umher und rauchten aus ihren hölzernen Pfeifen. Sie wählen unter ſich den Aelteſten oder den Angeſehenſten zu ihrem Vorſtande und Friedensrichter. Mich überraſchte dieſe Bemerkung, die ich zufällig machte; denn ſie

ließ mich in dieſer kleinen Hirtendemokratie einen Blick gleichſam in den Urzuſtand der menſchlichen Gemeinſchaft und in die Anfänge der Staatenbildung thun. So können denn nicht ſechs Menſchen neben einander leben ohne daß ihre Geſellſchaft zu einer Regel wird, aus der ſich Geſetze entwickeln. Ich grüßte den kleinen ſtämmigen Podeſtà voll Ehrfurcht, und indem ich ihn ſchweigend betrachtete, dünkte er mir noch ehrwürdiger zu ſein als Dejoces, der erſte und weiſeſte aller Könige der Meder.

Neben den Capannen bemerkte ich kleinere überdeckte Steinhütten von runder oder von länglicher Form. Das waren die Vorratskammern. Angelo öffnete eine kleine Thüre in der ſeinigen, und in das Innere hineinkriechend winkte er mir zu folgen. Ich begnügte mich hineinzuſehn. Da lagen auf grünen Zweigen die platten Käſe und in kleinen Körbchen Kugeln von weißlicher Ziegenbutter.

Nun ſetzte ich mich auf einen Stein und zeichnete die Capannen. Die ganze Gemeinde umringte mich und drückte ihr höchſtes Vergnügen aus. Es wollte nun ein jeder gezeichnet ſein, um nachher in Paris gedruckt zu werden, wie ſie ſagten. Sie blieben dabei daß ich aus Paris ſei, und ich konnte ihnen gar nicht begreiflich machen daß es außer Paris noch ein Land gebe, welches Germania heiße. Germania alſo, ſagte mein Wirt, heißt euer Paeſe, und dieſes Paeſe hat Könige, und es gehört zu Paris. Dabei blieb es denn.

Die Nachmittagsſonne ſchien warm und lockte mich in die Berge. Ich nahm die Hirtenkinder mit mir, Antonio einen Jungen von 13 Jahren, der wie ein zottiger Bär ausſah, Paola Maria und Fiordaliſa. Fiordaliſa heißt auf deutſch Lilienblume. Man denke ſich dieſe 12jährige Lilienblume vom Monte Rotondo in einem zerfetzten Kleide, die dunklen Haare wild um das braune Geſicht hängend, und mit nackten Füßen flink wie eine Gemſe auf den Felſen kletternd. Ihre Augen

waren munter wie die Augen des Bergfalken und ihre Zähne weiß wie Elfenbein. Wir botaniſirten an der Restonica. Ich ſah ſchöne rote Nelken auf einer mir ſchwer erſteiglichen Felſenkante und wies darauf hin. Aspettate! rief die Lilienblume, und wie ein Blitz war ſie hinweg und oben hinauf geſprungen, und nach kurzer Zeit mit einer Handvoll Nelken wieder unten. Nun wetteiferten die Kinder im Klettern und tanzten auf den gefährlichen Felsblöcken gleich den Kobolden, furchtlos, denn es waren die Kinder des Berges. Als wir wieder nach Hauſe zurückkehrten und über die Restonica hinüber mußten, ſprang die Lilienblume ins Waſſer und machte ſich das tolle Vergnügen, mich waidlich zu taufen. Ich fand in den Bergen unſern rotblühenden Fingerhut in großer Zahl. Die kleinen Teufel brachten mir davon die Menge, und heimkehrend umkränzten wir die rauchende Capanne mit einer Guirlande der ſchönen Giftblumen — ein Schmuck, welcher ihr ſchwerlich noch widerfahren war. Und dies ſollte das Feſtzeichen an der Capanne ſein, denn für gute Menſchen iſt es immer ein Feſttag, wenn ein Gaſt in ihr Haus einzieht.

Die Lilienblume hatte eine närriſche Freude an der Guirlande. Morgen, ſagte ſie, wenn ihr oben auf dem Berge ſein werdet, da werdet ihr eine blaue Blume finden, die iſt die allerſchönſte Blume in ganz Corsica. — Wenn du es ſagſt, Fiordaliſe, ſo wird es wahr ſein und ich werde morgen die blaue Wunderblume finden.

So kam der Abend in der großen ſtillen Wildniß. Müde von dem Tage ſetzte ich mich vor den Capannen nieder und betrachtete das wechſelvolle Schauſpiel der Wolkenbildung. Die Nebel ſtiegen aus den Schlünden, und von den Bergen angezogen und abgeſtoßen ballten ſie ſich in den Tälern zuſammen, oder zerfloßen und zergingen in die Gewölke, welche ſich langſam über die Berggipfel von oben herunterwälzten. Die Heerden kamen heim. Ich betrachtete mit Vergnügen dieſe

langen Züge von ſchwarzen zierlichen Ziegen und von ſchwarzen Schafen, denen die armen Hirten ihre Exiſtenz verdanken. Jeder Hirte trieb oder lockte ſie durch einen hellen Ruf in eine Umzäunung neben ſeiner Capanne, wo er ſie melkte. Dieſe Arbeit geht erſtaunlich ſchnell von ſtatten. Der Hirte ſitzt unter der Heerde und greift eine Ziege nach der andern bei den Hinterbeinen. Alle Thiere ruft er bei ihrem Namen, jedes kennt er genau, und irgend eine Marke, hauptſächlich am Ohre iſt das Zeichen, welchem Beſitzer das Thier gehört. Vierzig Stück Ziegen meines Hirten gaben einen nur mäßigen Eimer voll Milch.

In der Umzäunung bleiben nun die Heerden bei Nacht. Die zottigen Hunde beſchirmen ſie, nicht vor dem Wolfe, der in Corsica nicht zu finden iſt, aber wol vor dem Fuchs, welcher in den Bergen auffallend ſtark und mutig iſt und die Lämmer überfällt. Der Roſſo und der Muſtaccio meines Wirtes waren ein paar prächtige Hunde.

Unterdeß kam der älteſte Sohn mit ſeiner Beute von Forellen heim, und Angelo rüſtete die Abendmalzeit. Es fiel mir auf daß ſtets der Mann kochte und nicht das Weib. Wollte er vielleicht ſeinen Gaſt ehren? Denn ſonſt ſteht das Weib in Corsica in niedrigem und dienendem Verhältniſſe. Wie ich nun das bedachte, fiel mir ein, daß ja auch beim Homer die Männer alles ſelber verrichten, das Fleiſch an den Spieß ſtecken, braten und vortragen; und da hatte ich denn den Menſchen der epiſchen und einfachen Culturepoche leibhaftig vor mir.

Es gabe eine Brodſuppe, Käſe und Milch und zur Auszeichnung des Gaſtes gebratenes Ziegenfleiſch. Denn der wolgeborne und göttliche Ziegenhirte nahm das Fleiſch vom palo und nach uralter Menſchenweiſe ſteckte er es an einen Spieß, und am Feuer knieend hielt er es über die glühenden Kohlen. Sorgſam wurde das abtröpfelnde Fett von Zeit zu Zeit auf

ein Stück Brod gedrückt, auf daß von dem duftigen Lendenstücke das Köſtlichſte nicht verloren gehe. Die Forellen kochte er in einer Brühe von Ziegenfleiſch, und als ſie nun gehörig geſotten waren, ſtellte er ſie vor mich hin, ſchöpfte mir aus dem großen Löffel und gab mir aus demſelben Löffel zu eſſen, ſo viel als das Herz begehrte. Ich ſah es den Kindern an den Augen an, daß dies ein ungewöhnliches Mal war, und noch vortrefflicher hätte es mich erquickt, wenn jene auch hätten miteſſen dürfen.

Nun die Nacht in der Capanne. Ich war geſpannt darauf, wie wir uns in dem engen Raume einrichten würden. Doch war es ſchnell geſchehn. Die Decke ward für mich auf die Erde gebreitet, ich ſtreckte mich an der innerſten Wand darauf hin, und des Menſchen Sohn hatte nichts worauf er ſein Haupt legen ſollte. Ich ſah Angelo an. Göttlicher und weiſer Angelo, ſagte ich, mögeſt du dieſe meine Rede hören und in deinem Herzen wol erwägen. Niemals, ſo ſchwöre ich dir, war Schwelgerei meine Gewohnheit, immer aber ein Kopfkiſſen. Wenn du mir alſo ein kiſſenartiges Ding geben willſt, ſo wird das eine der edelſten Thaten deines Lebens ſein. Hierauf ſann Angelo der Ziegenhirte nach, und nachdem er nachgeſonnen und alles reiflich erwogen hatte, reichte er mir den Zaino ſeinen Ziegenſchlauch und ſprach die geflügelten Worte: nun ſchlaft, und felicissema notte!

Nach und nach legten ſich auch die Andern nieder, Weib und Kinder auf nackter Erde, den Kopf an die Wand gelehnt. Angelo aber legte ſich neben die Schwelle, neben ſich das kleinſte Kind Maria, dann Santa ſein Weib, die Lilienblume, Paola Maria und ich. So lagen wir friedlich beiſammen, alle die Füße gegen das Feuer hingekehrt. Es dauerte nicht lange, ſo waren ſie in Schlaf geſunken, und ich betrachtete mit Freude dieſe glücklich ſchlummernde Gymnoſophiſten-Familie und gedachte des tiefſinnigen Sancho, wie er den zu preiſen

anhob, welcher den Schlaf erfunden hat, „den Mantel, der alle menſchlichen Sorgen zudeckt, das Eſſen, das den Hunger ſtillt, das Waſſer, das den Durſt vertreibt, das Feuer, das die Kälte erwärmt, die Kälte, die die Hitze mildert, und kurz das allgemeine Geld, für welches alle Dinge gekauft werden können, die Wage und das Gewicht, welches den Schäfer und den König gleich macht.“ Die rote Glut übergoß die wunderliche Gruppe mit ihrem Schein. Ich bedauerte, daß ich nicht Maler war. Aber die entſetzliche Hitze des Harzbrandes und ſein Rauch ließen mich nicht ſchlafen. Ich ſtand von Zeit zu Zeit auf und ſtieg über die Schlafenden durch die Thüre ins Freie. Ich kann ſagen, ich ſtieg aus der Capanne geradezu in eine Wolke, denn dieſe hatte Berg und Hütten bedeckt, und ſo ſtieg ich aus der Hölle in den Himmel, und wieder zurück aus dem Himmel in die Hölle.

Die Nacht war kalt und nebelfeucht, doch verzogen ſich die Wolken, und der unendliche Himmel warf ſeine Myriaden Lichter auf die Nebel, die Felſenzacken und die dunkeln Lärchenbäume. Ich ſaß lange an der brauſenden Restonica, deren wildes Rauſchen dieſe erhabene, äterreine Nacht durchbrach. Nimmer noch war mir der ſchauerliche Geiſt der Einſamkeit ſo nahe gekommen, als in dieſer Nacht unter ſchwarzen Felſenbergen, am Wellenſturz eines raſenden Baches, ſo hoch in den Wolken, auf der Urſtätte der Natur, unter wilden Hirten, auf fremder Inſel mitten im Meer verloren. In ſolchem Augenblick möchte das Gefühl der Vereinſamung das Gemüt erſchrecken und der plötzliche Gedanke kränkt die Seele, wie das menſchliche Weſen doch nur ein Atom ſei — vielleicht auch könnte dies Geiſtesatom ſeine Beziehung zu allen ihm verwandten auf einmal verlieren, vergeſſen, im leeren Raume bleiben. Aber ſiehe da! die Seele breitet von dem einſamen Inſelberge ihre Schwingen aus, und heiter ſchwingt ſie ſich zu dem Heimiſchen und durchfliegt wandernd das Geiſterreich,

und ist nimmer allein. — Ich horche in die Berge: manchmal ist's als stoßen sie ein wildes Gelächter aus — es ist die Restonica, welche so rast. Diese Steine sind stumme Zeugen von alten, fürchterlichen Schöpfungsqualen, Kinder von feurigsten Umarmungen des Uranus und der Gäa.

Die kalte Luft trieb mich wieder ans Feuer. Endlich vor Müdigkeit eingeschlafen, weckte mich plötzlich die helle Stimme Santa's, welche mehrmals rief: spettacoli divini, spettacoli divini! Sie legte ihre Kinder zurecht, die sich in komischen Stellungen umhergeworfen hatten. Die Lilienblume lag wie eine Schlange zusammengeringelt halb über ihrer Mutter, die kleine Paola aber hatte ihren Arm um meinen Hals geschlungen. Das Kind hatte vielleicht eine Eule im Schlaf gehört oder den Vampyr im Traum gesehn, welcher kommt das Herzblut auszusaugen.

Ich verbrachte den Rest der Nacht sitzend und in die Flamme blickend, und unterhielt mich damit mir die Ketzer zu vergegenwärtigen, welche die heilige römische Kirche zu Ehren Gottes verbrannt hat.

Viertes Kapitel.

Der Berggipfel.

Der Morgen graute. Ich ging hinaus und erfrischte mich an den Wellen der schlummerlosen Restonica, welche jung und klar vom Felsen sprang und in das Tal hinunterraste. Der Quell hat ein schönes Leben. Nach zwölf Stunden eines wonnesamen Laufes durch die immergrünen Wälder stirbt er in den Wassern des Tavignano. Ich gewann die Restonica lieb. Ich kenne ihre ganze Lebensgeschichte, denn von ihrem Ursprunge an habe ich sie an einem Tage bis an ihr Ende begleitet, und manchen herrlichen Trunk hat sie mir kredenzt. Ihr Wasser

iſt ſo klar, ſo friſch und ſo leicht wie der Aether, und im ganzen Lande Corsica iſt es weit und breit berühmt. Nie trank ich beſſeres Waſſer, es hat mich mehr gelabt als der köſtlichſte Wein. Dieſer unvergleichliche Quell beſitzt eine ſolche Schärfe, daß er Eiſen in kürzeſter Zeit ſpiegelblank reinigt und es vor Roſt bewahrt; ſchon Boswell weiß, daß die Corsen zur Zeit Paoli's ihre roſtigen Flintenläufe in die Restonica ſteckten, um ſie zu reinigen. Alle Kieſel und Steine, welche der Quell überflutet, macht er ſchneeweiß, und bis zu ſeiner Mündung in den Tavignano iſt ſein Bette oder ſein Ufer mit dieſem milchweißen Geſtein geziert.

Als ich meinen Führer aufforderte, nunmehr auf den Gipfel des Rotondo zu ſteigen, geſtand er, daß er den Weg nicht wiſſe. Es wurde nun Angelo mein Führer auf den Berg. Nach drei Uhr des Morgens begannen wir die Wanderung. Sie war gefahrloſer aber unendlich mühevoller als ich geglaubt hatte.

Es erheben ſich mehrere Felſenkämme über einander, die man erſt zu erſteigen hat bis man zum Trigione, dem letzten Vorberge des Rotondo gelangt. Es iſt eine gewaltige Scala, die hier die Natur über einander gelegt hat, von Koloſſalſtufen aus dem prächtigſten rötlichen Urgranit; plumpe Giganten, welche den Himmel ſtürmen, Felsblöcke mit den Rieſenhänden faſſend, möchten ſie beſchreiten. Block liegt hier über Block, ungeheuer und ungeſtaltet wie die Urzeit und ſo grau, ins Unendliche fort emporgetürmt, daß der Menſchenfuß verzagen will. Das überſtrömende Herbſtwaſſer hat den Granit oft ſo ſehr geglättet, daß der ſchöne Stein große Flächen darbietet, welche wie im Fluße erſtarrt zu ſein ſcheinen. Das Waſſer rinnt aus tauſend Rinnen in unerſchöpflicher Fülle. Die Baumvegetation aber hört gänzlich auf, nur Erlenbüſche bezeichnen den ſpringenden Lauf der Restonica.

Nach zwei Stunden hatten wir den Trigione erklettert,

und vor uns lag der weiß beſchneite Berggipfel. Seine zerſplitterten ſchroffen Felſen bilden einen kraterförmigen Halbtrichter, und dieſe Form hat dem Berge ſeinen Namen gegeben. Wo dies ungeheure Felſenamphitheater ſich öffnet liegt dunkel hingegoſſen ein kleiner See, der Lago di Monte Rotondo, von grünen Wieſen ſanft umkränzt; ein eiſig kühler Trank in einer granitnen Rieſenſchale. Schneefelder ziehen ſich vom See bis zum Gipfel auf, in der Glutzeit des Hundsgeſtirns und unter dem 42ſten Breitengrade, unter ſüdlichem Himmel ein ſeltſamer Anblick und ein wunderliches Gefühl. Sie waren mit einer Eiskruſte überlegt und hauchten eine kalte Luft aus. Aber obwol ich in der Region des ewigen Schnees war, blieb die Temperatur angenehm friſch und erquicklich, ohne je empfindlich zu werden.

Der Gipfel erſchien dem Auge nahe genug, und doch mußten wir zwei volle Stunden mit großer Anſtrengung oft auf Händen und Füßen über das Getrümmer klettern, ehe wir ihn erreichten. Am ſchwierigſten war der Aufgang über einen Schneeſtreifen, auf dem der Fuß nicht haften wollte. Wir halfen uns, indem wir mit einem ſpitzigen Steine nach und nach Stufen ausſchlugen, in welche wir vorſichtig den Fuß ſetzten. So gelangten wir endlich ſehr erſchöpft auf die äußerſte Spitze, welche von einem grauen durchriſſenen Felſenobelisken gebildet wird und in einem ſchmalen Zacken endigt, ſo daß man ihn umklammernd auf ſchwindelnder Felſenhöhe gleichſam ſchwebend ſich erhält.

Von dieſem 9000 Fuß (genau 2764 Metres) über dem Meere gelegenen höchſten Gipfel Corsica's überſah ich denn den größten Teil der Inſel und das Meer tief zu ihren Füßen und zu ihren beiden Seiten, ein Anblick von unſäglicher Größe, und den einmal gehabt zu haben man ſein Lebenlang ſich freuen darf. Der Horizont, welchen man vom Rotondo überblickt, iſt bei weitem großartiger als der des Mont-Blanc.

Weit hin ſtreift das Auge über das Inſelland weg in die ſtralenden Meeresfernen, hinaus über die toscaniſchen Inſeln nach dem Feſtlande Italiens, welches bei heitrer Luft die weißen Seealpen und den ganzen Uferbogen von Nizza bis nach Rom zeigt. Auf der andern Seite tauchen die Berge von Toulon auf, und ſo kann der Blick ein wunderbares Panorama umſpannen, welches Berge und Meere, Eilande, die Alpen, die Apenninen und Sardinien in einen Zauberring ſchließt. Nicht ganz ſo glücklich war mir die Stunde, denn die raſtlos aus den Schluchten ſich ſpinnenden Wolken und Dünſte entzogen mir einen Teil der Ferne. Nach Norden ſah ich die Halbinſel Cap Corſo lang ausgeſtreckt wie ein Dolch, nach Oſten die Ebenen der Küſte in ſanften Linien niederſteigend, die Inſeln des toscaniſchen Meers, Toscana ſelbſt, nach Weſten die Golfe von Prato, Sagone, Ajaccio und Valinco. Deutlich zeigte ſich Ajaccio auf ſeiner Landzunge in der ſchönen Bai, eine Reihe von weißen Häuſern, die auf dem Meere ſchwimmende Schwäne zu ſein ſchienen. Das Meer ſelbſt glich einem Lichtocean.

Nach dem Süden zu verſperrt der breitbruſtige Monte d'Oro die Ausſicht in das Inſelland. Viele Berggipfel, wenig kleiner als der Rotondo und ebenfalls vom Schnee umglänzt, zeigen ſich umher, wie der Cinto und der Capo Bianco nach Norden zu, die Gipfel des Landes von Niolo.

Die Inſel ſelbſt erſcheint als ein ungeheures Felſenſkelett. Der Monte Rotondo liegt zwar nicht auf der Gebirgskette, welche ſie von Norden bis zum Süden durchzieht, ſondern auf einem etwas öſtlich fortgewichnen Zweige. Aber der Standpunkt erlaubt einen Blick in das ganze Bergſyſtem und ſein rieſiges Zellengewebe. Man ſieht die Hauptkette nahe vor ſich, von dieſem Grat die Gebirgsrippen nach beiden Seiten parallel fortlaufen und die Reihen von Tälern bilden, welche bebaut und bewohnt ſind. Jedes dieſer Täler iſt von einem Fluſſe durchſtrömt, und wiederum ſtrömen von dem Hauptgebirgsſtock

die drei großen Flüſſe der Inſel, nach der Oſtküſte der Golo und Tavignano, nach dem Weſten der Liamone.

Blickt man vom Gipfel in deſſen nächſte Umgebung, ſo erſchrickt das Auge vor den Felſenwüſten und todtenſtillen Bergruinen rings umher. Die Blöcke liegen hier endlos ungeheuer wie ein Mal des Kampfs der Elementargeiſter mit dem Licht des Himmels. Fürchterlich ſteile Bergwände bilden ein Gewebe von öden Tälern. In den meiſten derſelben liegt mitten inne ein kleiner unbewegter See. Je nachdem er Licht oder Schatten vom Himmel oder von den Felſen empfängt, iſt ſeine Farbe azur, grau oder tiefſchwarz. Ich zählte mehrere ſolcher Seen rings umher, den Rinoſo, Mello, Nielluccio, Pozzolo, aus denen Quellen nach der Reſtonica hinunterfließen, den Oriente, aus welchem die Hauptquelle der Reſtonica ſelbſt entſpringt. Weiter nach dem Nordweſten lag vor mir das berühmte Hirtenland Niolo, das höchſte Baſſin Corsica's, und ſein ſchwarzer See Nino, aus welchem der Tavignano entſpringt.

Alle dieſe Seen ſind ſehr kleine und tiefe Waſſerbecken; die meiſten wimmeln von Forellen.

Man hört, auf dem Gipfel ſtehend, beſtändig die Waſſer rauſchen, die zum Teil ihre unterirdiſchen Wege ſich bahnen müſſen. Alſo ſtrömt, obwol ſtarr und verwittert, dieſe Felſenwildniß dennoch von lebendigen Quellen über, deren Segen in die Täler quillt und Cultur und Menſchengeſellſchaft möglich macht. Da ſieht man denn an den Hängen dieſer Berge tief unten hie und da ein Paeſe und grüne Gärten ſowie Streifen gelblicher Felder.

Das Gewölk umzog allmälig die Gipfel, wir mußten hinabſteigen. Wir nahmen nun den beſchwerlichen Rückweg nach der Seite des Lago di Pozzolo. Dort erhebt ſich der gewaltige Frate, ein Felskoloß des Rotondo und die mächtigſte Granitpyramide des Berges. Schwarze Zinnen und Zacken umſtarren ihn, und chaotiſches Urgeſtein, in unzählige graue Trümmer

zerſchmettert und herabgeſtürzt, bedeckt ſeinen plumpen Fuß, der ſich in das melancholiſche Felſental des Pozzolo hinabſenkt. In den Ritzen des Geſteins ſtand die blaue Wunderblume, von der mir Fiordaliſe geſagt hatte, daß ich ſie finden würde. Angelo hatte ſie gepflückt und rief mir zu: ecco, ecco lu fiore! Ich nahm ſie aus ſeiner Hand; es war unſer Vergißmeinnicht. Camillen, Tauſendſchön und Ranunkeln blühten in Menge in dem Geſtein des Gipfels ſelber, und den Rand der Schneefelder zierten unſere Veilchen.

Es koſtete gar große Mühe über das Geſtein des Frate hinwegzuſteigen, und endlich drüber weggekommen, drohte uns ein Schneeſtreif den Weg zu verſperren: der Ziegenhirte wollte ihn umgehen, doch hätte es mir als einem Nordländer zu ſehr wehe gethan, dies vortreffliche Rutſchfeld unbenutzt zu laſſen. Ich ſetzte mich alſo auf Angelo's Pelone und fuhr getroſt hinunter. So bin ich denn in der Sommerſonnenglut und obenein in Italien, unter dem 42. Breitengrade auf Schnee gefahren.

Wir hielten unſer Frühſtück an dem Fuße eines Kegels, und geſtärkt durch etwas Brod und friſches Waſſer wanderten wir weiter abwärts. Vergebens ſah ich mich nach den wilden Thieren um, welche die Felſen des Monte Rotondo bewohnen, nach dem Muffio nämlich und dem Banditen. Wiewol mir Angelo verſicherte, daß deren genug in dem Geklüfte hauſen, an dem wir vorüber gingen, konnte ich doch keinen entdecken. Ich ſah nur ein einziges vogelfreies Weſen auf jener Höhe, die zierliche Bergamſel, einen grauen Vogel mit rot-, ſchwarz- und weißgefiederten Flügeln.

Das corſiſche Wildſchaf, der Muffro oder Mufflone, iſt ein ſehr merkwürdiges Erzeugniß der Inſel. Es iſt ein ſchönes Thier mit ſpiralen Hörnern, braunſchwarz und ſeidenhaarig, und ſtark von Gliedern. Es lebt in den höchſten Regionen des ewigen Schnees und ſteigt immer höher hinauf, je mehr die

Sommersonne den Schnee von den Bergen zehrt. Tags schweift es um die Felsenseen, wo es grüne Weide findet, Nachts sucht es wieder den Schnee. Denn der Muffro schläft auf dem Schnee, sein Weibchen wirft auf den Schnee auch die Jungen. Wie die Gemse stellt auch der Muffro Schildwachen aus. Bisweilen kommen diese Wildschafe im harten Winter, wenn tiefer Schnee ihre Weiden bedeckt, unter die Ziegen der Hirten, und man sieht sie oft in den Tälern von Vivario, von Niolo und von Guagno friedlich neben den Heerden weiden. Das junge Thier läßt sich zähmen, nicht so das alte. Man stellt ihnen häufig nach, und wenn man oben in den corsischen Bergen eine Jagd toben hört und Schuß auf Schuß in den Felsen donnert, so weiß man, es wird gejagt der Muffro oder der Bandit. Beide sind Wildbrüder und gleiche Berggenossen und klimmen bis zum ewigen Schnee.

Nach dreistündigem Herabsteigen erreichte ich die Capannen wieder, und da mein Zweck erfüllt war, erschienen mir diese Hütten so traurig und im Vergleich zu dem reinen Aeter, den ich eben geatmet hatte, ihre Luft so infernalisch, daß ich nach einer Stunde Rast das Maulthier satteln ließ und mich auf den Rückweg nach Corte machte. Freundlich sagte ich dem guten Völkchen von Co di Mozzo Lebewol, und wünschte ihnen, daß ihre Heerden sich mehren möchten wie die Heerden Jacobs und daß es ihren Kindern wol erginge. Sie geleiteten mich alle bis zum Ausgange der Capannen, und wie ich hinabritt riefen mir Männer und Kinder noch ein ehrlich gemeintes Evviva nach.

Nach einigen Stunden befand ich mich wieder in der climatischen Region, wo Castanien und Citronen reifen, und ich hatte also an einem Tag vom ewigen Schnee herab bis in die Gärten von Corte drei climatische Zonen durchwandert, was einer Reise gleichkommt von dem hohen Winter Norwegens bis zu den Südländern Europa's.

Fünftes Kapitel.

Vendetta oder nicht?

Nicht ganz im Frieden ſollte ich von dem ſtillen Corte ſcheiden, und das verſchuldete mein Führer auf den Monte Rotondo. Nach der Stadt zurückgekehrt erfuhr ich erſt, welchem jähzornigen Menſchen ich mich anvertraut hatte. Obwol er mir die Unwahrheit geſagt und, des Weges auf den Gipfel nicht kundig, mich genötigt hatte, den Ziegenhirten Angelo zum Führer zu nehmen, gab ich ihm dennoch den vollen vorausbedungenen Lohn. Aber der Menſch forderte in der unverſchämteſten Weiſe noch die Hälfte darüber. Seine und meine heftigen Worte zogen einige corsiſche Herren herbei, welche ſich meines Rechtes annehmen wollten. Seht, ſagte der Eine zu dem Führer, dies iſt ein Fremder, und der Fremde hat bei uns immer Recht. Ich entgegnete dem artigen Parolanten, daß ich mein Recht nicht als Fremder ſondern als Menſch beanſpruche und die Behörde der Stadt augenblicks angehen würde, wenn der Wütende mich noch weiter beläſtige. Der warf ſeinen Lohn auf den Tiſch und indem er rief, daß er ſich an dem Deutſchen ſchon zu rächen wiſſen würde, ſtürmte er davon. Auf dieſes kam die Wirtin der Locanda herbei und ſagte mir, ich ſolle auf meiner Hut ſein, denn der Menſch ſei in höchſtem Maße jähzornig, im vorigen Jahre habe er einen Burſchen auf dem Markt erſtochen.

Beſtürzt fragte ich nach dem Grunde. Weil, ſagte die Wirtin, der Lucheſe den kleinen Bruder des Menſchen geſchlagen hatte, der ſich an den Wagen gehängt, wie Kinder thun. Der Knabe lief weinend und klagend zu ſeinem Bruder, und dieſer ſprang augenblicks mit dem Dolch dem Burſchen nach und mit einem Stoß hat er ihn gemordet.

Wie hat man ihn beſtraft? — Mit fünf Monaten Gefängniß, denn man konnte ihm die That nicht ſo recht beweiſen. — Nun ich geſtehe, la giustizia Corsa è un po' corta.

Aber, gute Frau, Ihr kanntet die jähe Art dieſes Menſchen, wußtet daß er Blut vergoſſen, und doch habt Ihr mir dieſen Teufel ſelber zum Führer beſtellt und ließet einen Fremden ohne Waffen mit einem Mörder in das einſame Gebirg ziehn?

Ich glaubte, Herr, Ihr würdet es ihm an den Augen anſehn, auch habe ich Euch ein paar Male zugeblinzelt. Der Menſch hatte ſich angeboten, und wenn ich der Grund geweſen wäre, daß Ihr ihn abwieſet, dann hätte ich's mit ihm gehabt.

Jetzt erſt fiel mir ein, daß die gute Frau, wie ich mit dem Führer hinwegzog mich fragte: wann denkt Ihr wieder zu kommen? und daß ſie auf meine Antwort: nach zwei Tagen, die Achſeln zuckte und mit den Augen etwas zu ſagen ſchien.

Nun laßt's gut ſein, ſagte ich, ich gebe dem Menſchen nicht einen Quatrino mehr, als Recht iſt, und dabei ſoll es ſein Bewenden haben. Abends kam der Wütende und holte ſich von der Wirtin beſcheiden ſein ihm gebührendes Geld. Aber obwol er ſo ſein Unrecht eingeſehen zu haben ſchien, glaubte ich doch mich hüten zu müſſen, und ging Nachts nicht vor die Stadt.

Am folgenden Abende machte ich einen Spaziergang in Begleitung des mir bekannt gewordenen Officiers. Vor dem Tore ſah ich ein kleines Probeſtück von corſiſchem Temperament. Ein Junge von ungefähr 15 Jahren hatte ein Pferd an einen Zaun gebunden, und ſteinigte daſſelbe, ganz außer ſich vor Wut und ſinnlos gleich einem raſenden Thiere kreiſchend. Wahrſcheinlich hatte das arme Thier ihm nicht gehorchen wollen. Ich blieb ſtehen, und indem mich eine ſolche beſtialiſche Bosheit erbitterte, rief ich dem Burſchen zu, daß er aufhören ſolle, das Pferd zu ſteinigen. Augenblicks ſagte mir mein Begleiter: um Himmels willen, kommen Sie und ſeien Sie ſtill. — Ich that, wie er ſagte, und war nicht wenig nachdenklich über die Scene und die beſorgliche Weiſe in der mein Begleiter mir die Worte halblaut zugerufen hatte. Es war das auch ein Blick in die Zuſtände der Corſen.

Nach kurzer Zeit jagte der Burſche auf ſeinem Pferd vorüber, wie ein Rachegeiſt, die Haare flatternd, das Geſicht flammend, die Augen zwei Blitze — die ganze Erſcheinung jach vorüber wie ein Wutausjauchzen.

In dem Augenblicke fiel mir ein, daß ich doch unter Barbaren war, und mich überkam eine plötzliche Sehnſucht nach Florenz und ſeinem milden Volke.

Indeß häufte ſich auf dieſem Gange das Unheimliche. Denn kaum eine Viertelſtunde weiter in die Berge hineingekommen, ſah ich meinen Führer, ſeine Flinte geſchultert ſeitab vom Wege auf eine nahe Höhe gehen und auf einem Felſen niederſitzen, das Gewehr auf die Kniee nehmend. Ich wußte nicht, ob er noch einen Groll auf mich habe und Böſes im Schilde führe, aber es war möglich. Ich zeigte ihn meinem Begleiter; denn nicht ein Zeichen von Furcht ſehen zu laſſen, ging ich ruhig vorüber, doch dünkte mich der Gang ein wenig ſchwül. Er wird nicht auf euch ſchießen, ſagte mein Begleiter, wenn ihr ihn nicht durch ein Wort beleidigt habt. Thatet ihr aber das, ſo kann man für nichts ſtehen, denn dieſe Menſchen können eine Beleidigung nicht ertragen. Und ſo ſchoß er denn auch nicht, und dies war recht freundlich von dieſem Vampyr, dem armen Teufel wollte ich ſagen, der mehr unglücklich als ſchuldig zu nennen iſt. Denn mehr ſündigt hier die Natur als der Menſch. Das Blut, das in den corſiſchen Bergen fließt, fließt ſelten um gemeine Habſucht, Gewinn und niedres Gut, zu allermeiſt um falſche Ehre.

Sechstes Kapitel.

Von Corte nach Ajaccio.

Die Straße von Corte nach Ajaccio ſteigt nach Süden bis zu dem Berge Monte d'Oro mehrere Stunden lang auf.

Sie führt durch ein freundliches und wolbebautes Hügelland und die herrlichſten Caſtanienhaine. Nichts iſt lachender als die Landſchaften des Cantons von Serraggio, welcher ehemals die Pieve von Venaco war. Bäche, die vom Monte Rotondo herabfließen, durchſtrömen ein grünes Land, auf deſſen Hügeln Dörfer ſtehen, wie Pietro, Caſa Nova, Riventoſa und Poggio.

Poggio di Venaco bewahrt die Erinnerung an Arrigo Colonna, welcher im zehnten Jahrhundert Graf von Corsica war. Im Vorüberfahren haſcht man manches Bild romantiſcher Sagen auf, und das iſt von Wanderfreuden immer ein gutes Teil. Arrigo war ſo ſchön von Geſtalt und ſo holdſelig von Weſen, daß er Bel-Meſſere hieß; mit dieſem Namen lebt er noch im Munde des Volks. Schön und edel war auch ſein Weib, und ſeine ſieben Kinder waren alle lieblich und jung. Aber ſeine Feinde wollten ihm die Herrſchaft rauben, und ein grimmiger Sarde verſchwor ſich mit ihnen gegen ſein Leben. Eines Tages überfielen ihn die Mörder und erſtachen ihn, und die ſieben Kinder nahmen ſie und warfen ſie in den kleinen See „der ſieben Näpfe.“ Wie nun die böſe That geſchehen war, erhob ſich eine Stimme in den Lüften, die klagte und rief: Bel Meſſere iſt todt! armes Corsica, nun hoffe kein Glück mehr! — Alles Volk hob an zu klagen um Bel Meſſere. Sein Weib aber nahm Schild und Speer, und mit den Vaſallen zog ſie vor das Schloß von Tralavedo, in welches die Mörder ſich geflüchtet hatten; das Schloß brannte ſie nieder und ſchlug alle Mörder zu Tod. Heute ſieht man noch auf den grünen Hügeln von Venaco in mancher Nacht neun Geiſter herumſchweifen, das ſind die Geiſter des Bel Meſſere, ſeines Weibes und der ſieben armen Kinder.

Es war Sonntag. Das Volk wandelte in den Dörfern umher, und zumeiſt ſaßen ſie wie die Väter in uralten Tagen um die Kirche — ein ſchönes Bild; in der Sabbatruhe feiernde Menſchen, welche den Gottesfrieden halten. Doch auch Sonntags

und vor der Kirchenthüre kann plötzlich ein Flintenſchuß fallen, und dann gibt's eine andere Scene.

Bei Vivario wird die Gegend wüſter und die Berge werden bedeutender. Vor der Schwelle der kleinen Kirche ſteht mancher ſtill und betrachtet einen Grabſtein. Auf ihm ſteht der lateiniſche Bibelvers geſchrieben: Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen. Verflucht ſei wer ſeinen Nächſten heimlich erſchlägt, und alles Volk wird ſagen Amen (5. Moſ. Cap. 27). Der Stein erzählt eine Geſchichte der Blutrache aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert; unter ihm liegt der Bluträcher begraben. Geſegnet ſei das Andenken des Geiſtlichen, der dieſen Fluch aus der Bibel nahm und auf den Stein ſchrieb. Er iſt, ſagt man, der Talisman von Vivario; denn auf ihm ſteht die letzte Blutrache des Dorfs verzeichnet. Wäre doch die Hand die ihn ſchrieb eine Rieſenhand geweſen, und hätte ſie in Rieſenlettern über ganz Corsica ſchreiben können: Maledictus qui percusserit clam proximum suum et dicet omnis populus amen!

Ein Blockhaus mit einer Beſatzung von zehn Mann ſteht in den Bergen von Vivario, einſam und wild gelegen. Hier ſchließt ſich das große Tal des Tavignano, und ein Höhenzug bildet die Waſſerſcheide zwiſchen ihm und dem in entgegengeſetzter Richtung nach S.W. bis Ajaccio hinſtrömenden Gravone. An der Grenze beider Täler ſtehen die beſchneiten Berge, der Monte Renoso und der Monte d'Oro, der nur um wenige Metres kleiner iſt als der Rotondo und ihn an mächtigen Formen übertrifft.

Viele Stunden lang hat man ihn vor Augen.

Nun fährt man zwiſchen beiden Bergen durch den herrlichen Forſt von Vizzavona. Er beſteht größtenteils aus Lärchenbäumen (pinus larix), die oft eine Höhe von 120 Fuß und eine Dicke von 21 Fuß erreichen. Unter allen Nadelholzbäumen iſt dieſer breitäſtige, duftende Lärchenbaum nächſt der Ceder

wol der prächtigſte; da ich die Cedern Aſiens nicht kenne, darf ich wol behaupten, daß der Lärchenbaum Corsica's der erhabenſte aller Bäume iſt, den ich noch irgend ſah. Ihn zu ſehn in ſeiner ſtillen, dunkeln Majeſtät auf den gewaltigen Granitfelſen jener Berge, war für mich ſtets ein entzückender Anblick. Dieſem kaiſerlichen Baume will es wol geziemen, daß er auf Granit ſtehe. Er wächst hoch hinauf über den Felſen, welche ſeine Wurzeln gewaltſam durchdringen, und an vielen Stellen, die nur der Adler oder das Wildſchaf kennt, ſteht er herrlich und majeſtätiſch. Es gibt in dem Walde auch Pinien, Rotbuchen, immergrüne Eichen (Ilex) und Tannen. Viel Wild birgt ſich in ihm, namentlich Hirſche, welche in Corsica klein ſind; das Wildſchwein zieht ſich nach den Küſten hinab, wo es eifrig gejagt wird.

Der Forſt von Vizzavona iſt der zweite an Größe nächſt dem von Aitone im Canton von Eviſa, welcher zu Ajaccio gehört. Alle dieſe Forſten ſtehn in den gebirgigen Gegenden. Einige gehören dem Staat, die meiſten den Communen. Auch hier ſind noch große Schätze zu heben. Ich ſah eine Schlange im Wege ſich ſonnen. Nur zwei Schlangenarten beſitzt Corsica und kein giftiges Thier, außer einer Spinne, Malmignatto genannt, deren Biß plötzliche Erkaltung des Körpers und bisweilen den Tod herbeiführt, und der giftigen Ameiſe Innafantato.

Es war um die Mittagszeit, als ich den Forſt paſſirte. Die Luft war erſtickend heiß, aber der Wald bot ſeine kühlen Quellen. Ueberall rieſeln ſie von den Felſen dem Gravone zu, ihr Waſſer iſt kalt und leicht. Seneca muß niemals corſiſche Bergquellen gekoſtet haben, weil er in ſeinem Epigramme ſagt, daß Corsica keinen Trunk Waſſers habe.

Endlich erreichten wir das Bergjoch, den höchſten Punkt der Straße von Ajaccio, welcher 3500 Fuß über dem Meeresſpiegel liegt. Es iſt dies der Paß von Vizzavona, welcher in manchem corſiſchen Liede genannt wird.

Nun fällt der Weg in das Gravonetal hinunter. Dieſes fruchtbare Tal wird von zwei Bergketten gebildet. Die nördliche geht vom Monte d'Oro aus und endet oberhalb Ajaccio in der Punta della Parata. Sie trennt das Waſſergebiet des Gravone von dem des Liamone. Die ſüdliche läuft vom Monte Renoso in paralleler Richtung fort und trennt das Gravonetal vom Tale des Prunelli. Zu beiden Seiten des Gravone ſtehen Ortſchaften auf den Bergen. Sie ſahen freundlicher aus, als ich ſie noch in Corsica gefunden hatte.

Der erſte Cantonsort iſt Bocognano, welcher nahe vor dem wilden Schlunde von Vizzavona liegt. Rings umher waldbedeckte dunkle Berge mit beſchneiten Häuptern, die ganze Gegend von einem ernſten, grandioſen Charakter. Arme Hirten wohnen hier, ſtarkes und tapferes Volk. Wer nicht von der Milch ſich nährt, nährt ſich von der Caſtanie. Viele wirken den Pelone. Waffen ſind hier überall. Der Anblick ſo ſtarker Männer mit ihren Doppelflinten, der Carchera und dem braunen Wollenrock ſtimmt gut zu den düſtern Alpenbergen und den Pinienforſten rings umher. Eiſern ſehen dieſe Bergcorsen aus, wie ihre Fucili, die ſie tragen. Das Volk ſchien mir hier im Mittelalter ſtehen geblieben und eingeroſtet zu ſein.

Der Weg fällt immer ab nach Ajaccio zu. Endlich ſahen wir den herrlichen Golf. Es war fünf Uhr Abends als wir uns der Stadt nahten. Die reicher bebauten Hügel, Weingärten und Oliven und eine fruchtbare Ebne, das Campoloro genannt, in welches das Gravonetal am Golfe endigt, verkündigten die Hauptſtadt Corsica's. Sie zeigte ſich endlich als eine in den Golf gezogne Reihe von weißen Häuſern zu Füßen einer Hügelkette und umgeben von Villen. Eine Allee von Ulmenbäumen führt längs des Golfs in die Stadt, und ſo betrat ich den kleinen Heimatsort des welterſchütternden Mannes mit freudiger Erregung.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Ajaccio.

Ajaccio liegt am nördlichen Ende eines Golfes, welcher zu den herrlichſten der Welt gezählt wird. Seine beiden Uferlinien ſind von ungleicher Länge. Die nördliche iſt die kürzere; ſie läuft in weſtlicher Richtung fort bis zur Punta della Parata, einer Landſpitze, vor welcher die Iſole Sanguinarie oder Bluteinſeln liegen. Die ſüdliche Seite zieht ſich von Nord nach Süd in vielen Einſprüngen weithin bis zum Cap Muro, um welches herumfahrend man in die Bai von Valinco gelangt.

Man ſieht auf dem nördlichen Ufer keine, auf dem ſüdlichen wenige Ortſchaften und mehre Türme und Fanale. Das Nordende des Golfs überragen hohe Berge, unter ihnen der Pozzo di Borgo; es ſind die Grenzgebirge des Gravonetals, welches in der fruchtreichen Ebne Campo di Loro endigt. Die Lage Ajaccio's hat Aehnlichkeit mit der Neapels.

Man behauptet, daß Ajaccio eine der älteſten Städte Corsica's ſei. Die fabelnden Chroniſten leiten ſie von Ajax ab, andere von Ajazzo dem Sohne des trojaniſchen Fürſten Corso, welcher mit Aeneas in das Weſtmeer wanderte, Sica, eine Nichte der Dido, entführte und der Inſel ſo den Namen Corsica gab. Nach den Angaben des Ptolemäus lag an dieſem Golf Urcinium, welches das Adjacium des früheſten Mittelalters geweſen ſein ſoll, und dieſe Stadt wird ſtets mit den

älteſten der Inſel, mit Aleria, Mariana, Nebium und Sagona genannt, Städten die untergegangen ſind.

Das alte Ajaccio lag aber nicht auf der Stelle des heutigen, ſondern auf einem nördlicher gelegenen Hügel, San Giovanni. Auf ſeiner Spitze liegen noch die Trümmer eines Caſtells, castello vecchio genannt, und ehedem ſah man dort die Ruinen der alten Kathedrale, auf denen die Biſchöfe von Ajaccio lange Zeit fortfuhren ſich einweihen zu laſſen. Sie ſind verſchwunden; nichts verrät mehr, daß hier eine Stadt geſtanden habe. Aber man fand in den Weinbergen viele Römermünzen und große Gefäſſe von terra cotta in ovaler Form, Graburnen, welche jedesmal ein Skelett und einen Schlüſſel enthielten. Man will dort auch die gewölbten Gräber der Maurenkönige gezeigt haben, welche verſchwunden ſind.

Die neue Stadt legte mit der Citadelle die Bank des heiligen Georg im Jahre 1492 an. Sie war der Sitz eines Leutnants des Gouverneurs von Baſtia, und erſt im Jahr 1811 wurde ſie zur Hauptſtadt der Inſel erhoben, auf Betreiben der Madame Letitia und des Cardinals Feſch, welche ihren und des Kaiſers Geburtsort durch dieſe Erhebung auszeichnen wollten.

Von jenem Hügel San Giovanni überſieht man die Stadt und ihre Umgebung am beſten. Sie gewährt das freundlichſte Bild, das man ſich vorſtellen mag, und keine andere Stadt Corsica's kommt ihr gleich. Ihr Horizont iſt unvergleichlich. Wolkenhohe Berge weit ins Land hinein, der majeſtätiſche Golf in azurblauem Licht, der Himmel des Südens und eine italieniſche Vegetation; man kann ſich keinen beſſeren Verein denken, und da liegt nun ein ſchweigſam harmloſes Städtchen von 11500 Einwohnern, im Laub der Ulmenbäume verſteckt, und gebietet über eine Gegend, welche beſtimmt zu ſein ſcheint, eine Weltſtadt zu tragen.

Ajaccio ſteht auf einer Landzunge, deren Spitze das Caſtell

einnimmt. Auf ihr reiht ſich die Stadt auf und zieht ſich weiter zu beiden Seiten am Golf entlang. Die Allee von Ulmen und Platanen ſetzt ſich in ihrer Hauptſtraße, dem Cours Napoleon, fort. Denn dieſe iſt eigentlich die Fortſetzung der Straße von Corte. Man hat ſie zum Teil in die Felſen ſprengen müſſen, von denen zwei noch an ihrem Eingange und an den Häuſern ſtehn. In dieſem Corso verwandeln ſich die Ulmen in Orangenbäume von ziemlicher Höhe, welche der Straße ein feſtliches und reiches Anſehn geben. Die Häuſer ſind hoch aber ohne ſchöne Architectur. Charakteriſtiſch ſind die grauen Jalouſien, welche man in Corsica liebt, während ſie in Italien von einer muntern grünen Farbe zu ſein pflegen. Dieſes Grau ſtumpft die Gebäude ab und macht ſie monoton. Alle anſehnlicheren Häuſer des Corso ſtehn auf der rechten Seite, das kleine Gabrieltheater, die zierliche Präfectur und eine Militärcaſerne.

Mich überraſchte die ländliche Stille auf allen dieſen Straßen; nur ihre Namen rufen den Wandrer an und erzählen die Geſchichte Napoleons. Da lieſt man cours Napoléon, rue Napoléon, rue Fesch, rue Cardinal, place Letitia und rue du roi de Rome. Die Erinnerung an Napoleon iſt die eigentliche Seele der Stadt, und ſo geht man einher in Gedanken an den wunderbaren Menſchen und an ſeine Kindheit, aus einer Gaſſe in die andere, und bald ſind ſie alle durchwandert. Parallel mit dem Cours Napoleon läuft die Straße Feſch. Jene führt auf den breiten Platz des Diamanten am Meer, welcher eine köſtliche Ausſicht auf den Golf und ſein ſüdliches Ufer gewährt; dieſe endigt in dem Marktplatz und führt nach dem Hafen. Das nun ſind die beiden Hauptſtraßen Ajaccio's und ſeine beiden Hauptplätze. Kleine Seitengaſſen verbinden ſie und durchſchneiden alle die Landzunge. Die Stille iſt ſo recht einladend zum Erinnern, und ſo ſtill liegt auch der blaue Golf vor den Blicken ausgebreitet. Man ſieht ihn

faſt aus jeder Straße. Nirgend bleibt das Auge in Mauern gefangen, denn die Hauptſtraßen ſind breit, die Plätze groß, mit grünen Bäumen bepflanzt, und Meer und Oelberge, welche hart über dem Städtchen aufſteigen, blicken überall herein wo man gehn und ſtehen mag. Ajaccio iſt Landſtadt und Seeſtadt zugleich, man lebt dort mitten in der Natur.

Abends belebt ſich der Corso und der Diamantplatz mit Wandelnden, welche die Kühle genießen wollen. Die Muſikbande ſpielt; in Gruppen geht, ſteht das Volk umher. Die Frauen tragen meiſt ſchwarze Schleier, die vom Mittelſtande die maleriſche Faldetta. Man kann ſich einbilden, irgendwo auf einer ſpaniſchen Küſte zu ſtehn.

Die Ajacciner haben wahrlich die ſchönſten Promenaden der Welt, ſei es auf dem Platz der einen ſo märchenhaften Namen führt, oder längs des Golfes unter Ulmenalleen und Wein- und Olivengärten. Ich kenne wenige Plätze, die eine ſo ſchöne Anſicht gewährten, als dieſer Diamantplatz von Ajaccio. Unmittelbar an ihm rauſchen die Meereswellen, nach der Landſeite zu ſchließen ihn freundliche Häuſerreihen, darunter ein ſtattliches Militärhoſpital und ein zierliches Seminar der Prieſter, und hart über ihm ſteht ein grüner Berg. Eine ſteinerne Wehr faßt ihn gegen den Golf ein; mit wenigen Schritten iſt man am Strand, welchen eine Allee umkränzt.

Ich fand nichts Angenehmeres in Ajaccio als in der Abendfriſche, wenn der Weſtwind über den Golf wehte, auf jenem Diamantplatze zu luſtwandeln oder auf der Wehr zu ſitzen und an dem zauberiſchen Panorama von Meer und Bergen mich zu waiden. Der Himmel Italiens ſtralt dann im feenhaften Licht; die Luft iſt ſo klar, daß die Milchſtraße und der Venusſtern lange Schimmer über den Golf werfen und die Wellen von einem ſanften Glanze wiederſcheinen. Wo ſie ſchwanken oder ein vorübergleitender Kahn Furchen hinter ſich zieht, erzittern ſie von phosphoreſcirenden Funken. Gerade über

hüllt ſich das Ufer in Nacht; Fanale brennen auf den Landſpitzen, und an den Bergen ſieht man mächtige Feuer lodern. Dort brennt man nämlich um die Zeit des Auguſt die Buſchwälder nieder, um urbares Land zu gewinnen, welches durch die Aſche zugleich gedüngt wird. Ich ſah dieſe Feuer viele Tage lang fortbrennen. Tags wälzen ſie weiße Dampfwolken über die Berge, Nachts leuchten ſie über dem Golf wie Vulkane, und dann wird die Aehnlichkeit mit Neapel überraſchend. Man kann alſo jeden Abend auf dem Diamantplatz von Ajaccio die herrlichſte Illumination genießen.

Auch der Marktplatz iſt nicht minder ſchön, wenn auch ſeine Ausſicht nicht ſo umfaſſend iſt. Man überſieht von ihm den ſichern und prächtigen Hafen, der durch einen granitnen Molo, eine Anlage Napoleons, begrenzt wird. Ein ſchöner Kai von Granit ſchließt die Hafenſeite des Marktplatzes, der mit Bäumen bepflanzt gar ländlich und friedlich ausſieht. An ſeinem Eingange ſteht Ajaccio's Hauptbrunnen, ein großer Würfel von Marmor, aus deſſen Seiten das Waſſer in halbrunde Becken ſtrömt. Er iſt vom Morgen bis zum Abend umlagert, und niemals konnte ich dieſe Gruppen von Waſſer ſchöpfenden Frauen und Kindern betrachten, ohne an die Brunnenſcenen des alten Teſtamentes zu denken. In einem heißen Lande iſt die Waſſerquelle wahrhaft die Quelle der Poeſie und der Geſelligkeit; Feuerherd und Brunnen ſind wol die altgeheiligten Sammelpunkte der menſchlichen Gemeinſchaft. — Die Weiber ſchöpfen hier nicht mehr mit den antiken Erzgefäſſen wie in Baſtia, ſondern mit kleinen Tonnen oder Steinkrügen von Terra Cotta, über deren Oeffnung ein Henkel geſchlagen iſt. Auch dieſe Krüge ſind althergebracht; ſie haben aber auch Steingefäſſe mit langem ſchmalem Halſe, welche ganz und gar etruskiſch ausſehen. Die armen Leute auf der unfruchtbaren Inſel Capraja erwerben ſich zum Teil ihren Unterhalt mit der Anfertigung ſolcher Gefäſſe, welche weit und breit verſendet werden.

Auf demſelben Marktplatz ſteht vor dem Hafen und dem Stadthauſe eine Marmorſtatue Napoleons, auf einem übertrieben hohen und unſchönen Piedeſtale von Granit. Die Inſchrift lautet: dem Kaiſer Napoleon ſeine Vaterſtadt am 5. Mai 1850, im zweiten Jahre der Präſidentſchaft Louis Napoleons. Lange hatte ſich Ajaccio um ein Denkmal Napoleons bemüht und immer vergeblich. Die Ankunft eines Kunſtwerks in Corsica war daher ein nicht kleines Ereigniß. Nun traf es ſich, daß die Familie Bonaparte einſt dem Herrn Ramolino die Statue eines Ganymed ſchickte. Als dieſe ausgeſchifft wurde und das Volk ſie erblickte, hielt es den Adler des Zeus für den Kaiſeradler, den Ganymed aber für Napoleon. Es ſammelte ſich auf dem Marktplatz und verlangte, daß man die Bildſäule ſofort auf dem Brunnenwürfel aufſtelle, damit man endlich den großen Mann in Marmor vor ſich habe. Indem die wackern Corsen den trojaniſchen Jüngling zu ihrem Landsmanne Napoleon machten, ſchienen ſie die Fabel der Chroniſten zu beſtätigen, daß die Ajacciner von einem trojaniſchen Prinzen abſtammen.

Eigentlich war die ſchöne Napoleonbildſäule des Florentiners Bartolini für Ajaccio beſtimmt; man wurde indeß um den Preis von 60,000 Franken nicht einig, und ſo ſchmückt Bartolini's Werk Ajaccio nicht. Die Statue Napoleons auf dem Marktplatz iſt eine mittelmäßige Arbeit Laboureurs; nur ihre Stellung im Angeſicht des Golfs hebt ſie zur vortrefflichſten Wirkung. Sie iſt eine Conſularſtatue. Der Conſul blickt vom Sockel auf das Meer, von der winzigen Vaterſtadt in das Element hinausgewendet. Er trägt die römiſche Toga und auf dem Haupt einen Lorbeerkranz; die rechte Hand hält ein Steuerruder, welches auf der Weltkugel aufſteht. Die Idee iſt gut, denn im Angeſicht des Golfs iſt das Steuerruder ein ganz natürliches Symbol, zumal in der Hand des Inſulaners. Der Beſchauer verweilt hier bei der Geſchichte nicht des voll-

endeten, ſondern des werdenden Herrſchers, indem er die kleine Welt von Ajaccio um ſich her ſieht, auf welcher der gewaltigſte Menſch Europa's als Kind und Jüngling umherging, nicht wiſſend wer er ſei und wozu ihn das Geſchick beſtimmt hatte. Dann ſchweift die Erinnerung wieder auf das Meer und in dieſem Golfe hier ſieht ſie das Schiff ankern, welches den General Bonaparte von Egypten nach Frankreich trug. Nachts ſaß er am Bord und durchflog mit haſtiger Seele die Journale, die man in Ajaccio für ihn auftreiben konnte, und hier war es, wo er den Entſchluß faßte, jenes Steuerruder zu ergreifen, mit dem er dann nicht Frankreich allein, ſondern ein Kaiſertum und die halbe Welt regieren ſollte, bis es in ſeinen Händen zerbrach, und der Mann von Corsica an der Inſel Sanct Helena ſcheiterte.

Dem Maeſtrale nicht ausgeſetzt wie die Bai von S. Fiorenzo, ſondern vor allen Stürmen geſchützt, könnte dieſer Golf die größeſten Flotten beſchirmen. Aber der Hafen iſt todt, denn es mangelt der Verkehr. Einmal in der Woche kommt ein Dampfſchiff aus Marſeille und bringt Nachrichten aus der Welt und Gebrauchsartikel. Ich hörte oft die Corsen klagen, daß die Vaterſtadt Napoleons, obwol durch eine unvergleichliche Lage und Zone ſo ſehr begünſtigt, nichts mehr ſei als ein Städtchen irgend einer Provinz von Frankreich. Wie gering der Abſatz der Waaren und wie dürftig die heimiſche Induſtrie iſt, zeigt gleich ein Umgang auf dem Marktplatze, wo die meiſten Verkaufsläden im Untergeſchoß der Häuſer ſich befinden. Man ſieht keinen Luxusladen, nur das notdürftigſte Handwerk, namentlich Schneider und Schuhmacher; was nach Luxuswaaren ausſieht, hat ein veraltetes und verlegenes Anſehn.

Ich fand eine einzige Buchhandlung in Ajaccio, aber auch dieſe iſt mit einem Kleinwaarenlager verbunden, und Seife, Band, Meſſer und Flechtwerk verkauft man dort neben Büchern.

Doch hat das Stadthaus eine Bibliothek von 27,000 Bänden. Lucian Bonaparte hat zu ihr den Grund gelegt, und man ſagt, er habe ſich durch dieſe Bücherſammlung größere Verdienſte um Corsica erworben als durch ſeine Epopöe in zwölf Geſängen: La Cyrneide. Auch die Präfectur beſitzt eine ſchätzenswerte Bibliothek, namentlich iſt ihr Archiv reich an Documenten corsiſcher Geſchichte.

Im Stadthauſe wird auch die Bilderſammlung aufbewahrt, welche der Cardinal Feſch ſeiner Vaterſtadt vermacht hat. Es ſind 1000 Bilder an der Zahl. Die armen Bürger von Ajaccio können dieſe Gemälde nicht aufſtellen, weil ſie kein Muſeum dafür haben. Sie liegen alſo ſchon ſeit Jahren in der Rumpelkammer. Feſch beſtimmte auch ſein Haus zu einer Stiftung, erſt für die Jeſuiten, dann zu einem Collegium, welches nun ſeinen Namen trägt. Es beſteht aus einem Principale und 12 Lehrern für verſchiedene Wiſſenſchaften.

Groß iſt die Armut Ajaccio's an Anſtalten, wie an öffentlichen Gebäuden. Sein größter Schatz iſt das Haus Bonaparte.

Zweites Kapitel.

Die Casa Bonaparte.

Aus der Gaſſe S. Charles tritt man auf einen kleinen viereckigen Platz. Ein Ulmbaum ſteht dort vor einem gelbgrau übertünchten Hauſe von drei Stockwerken, mit plattem Dach und einem Balkonaufſatz darüber, mit ſechs Fenſtern Fronte und mit verbraucht ausſehenden Thüren. An der Ecke dieſes Hauſes lieſt man die Aufſchrift „Place Letitia.“

Keine Marmortafel ſagt dem Fremden, der aus Italien kam, wo die Häuſer großer Menſchen ihre Inſchriften tragen, daß er vor der Casa Bonaparte ſteht. Er klopft vergebens

an der Thüre; keine Stimme antwortet; alle Fenſter ſind mit grauen Jalouſien verſperrt, als befinde ſich das Haus im Verteidigungsſtande der Vendetta. Kein Menſch zeigt ſich auf dem Platze. Alles ringsum iſt todt und ſcheint hinweggeſtorben oder hinweggeſcheucht von dem Namen Napoleon.

Endlich erſchien ein alter Mann an einem Fenſter der Nachbarſchaft und beſchied mich nach zwei Stunden wiederzukommen, wo er mir den Schlüſſel beſorgen wollte.

Bonaparte's Haus, ſeither wenig verändert, wie man mir verſicherte, iſt, wenn auch kein Palais, ſo doch immer die Wohnung einer angeſehenen Familie geweſen. Dies zeigt ſein Ausſehn, und geradezu iſt es ein Palaſt zu nennen im Vergleich mit der Dorfcapanne, in welcher Pasquale Paoli geboren wurde. Es iſt geräumig, wohnlich und ſauber. Aber alle Meubel ſind aus den Zimmern verſchwunden, nur die Tapeten hat man auf den Wänden gelaſſen, und auch ſie ſind veraltet. Der Fußboden, welcher nach corſiſchem Gebrauch mit kleinen ſechskantigen roten Flieſen ausgelegt iſt, zeigt ſich ſchon hie und da ſchadhaft. Ganz unheimlich machte die Zimmer ihre Leere und ihre Dunkelheit bei verſchloſſenen Läden.

Einſt glänzte dieſes Wohnhaus zur Zeit der ſchönen Letitia von einem großen Familienleben und von froher Gaſtlichkeit, heute gleicht es einem Todtengewölbe, und vergebens ſucht man nach einem Gegenſtande umher, an dem die Phantaſie einen Anhalt für die Geſchichte der rätſelhaften Bewohner fände.

Ich weiß nicht, wann das Haus gebaut wurde, doch ſchwerlich iſt es alt. Damals beherrſchte Genua die Inſel, und vielleicht erfüllte Ludwig XIV. die Welt mit ſeinem und mit Frankreichs Ruhme. Ich dachte an die Zeit, da der Meiſter dieſes Haus richtete und ſeinen üblichen Segen ſprach, und nach geheiligter Sitte die Sippſchaft die Familie hineingeleitete, welche es hatte bauen laſſen; ahnungslos, daß einſt das launenhafte Schickſal Kaiſer- und Königskronen über dieſes Dach

ausſchütten würde, und daß es die Wiege eines länderverſchlingenden Fürſtengeſchlechtes werden ſollte.

Die erregte Phantaſie ſucht ſie in dieſen Zimmern und ſieht ſie um ihre Mutter verſammelt, Kinder, gewöhnlich wie andere Menſchenkinder, Schulbuben, welche bei ihrem Plutarch oder Julius Cäſar ſchwitzen, vom ernſten Vater und von dem Großonkel Lucian gemeiſtert, und die drei jungen Schweſtern, welche ſorglos und ziemlich wild aufwachſen wie ihre Nachbarinnen in der halbbarbariſchen Inſelſtadt. Da iſt Joſeph, der älteſte, da Napoleon, der zweitgeborne, Lucian, Louis, Jerome, da Caroline, Eliſe und Pauline, die Kinder eines Notars von mittelmäßigem Einkommen, der mit den Jeſuiten von Ajaccio unausgeſetzt und vergebens Proceſſe führt, ein ihm beſtrittenes Gut zu gewinnen, deſſen ſeine ſehr zahlreiche Familie benötigt iſt. Denn die Zukunft ſeiner Kinder macht ihm Sorgen. Was werden ſie einmal in der Welt werden, und auf welche Weiſe ein wolhabendes Daſein ſich ſichern? —

Und ſiehe da! dieſelben Kinder langen ſich eines Tages eins nach dem andern die mächtigſten Kronen der Erde, reißen ſie von den Häuptern der unnahbarſten Könige Europa's, tragen ſie vor aller Welt, laſſen ſich von Kaiſern und Königen als Brüder und Schwäger umarmen, und große Völker fallen zu ihren Füßen und geben den Söhnen des Notars von Ajaccio Blut und Vermögen preis. Napoleon iſt europäiſcher Kaiſer, Joſeph König von Spanien, Ludwig König von Holland, Jerome König von Weſtfalen, Pauline eine Fürſtin Italiens, Eliſe eine Fürſtin Italiens, Caroline eine Königin von Neapel. So viele gekrönte Herrſcher gebar und erzog in dieſem kleinen Hauſe eine der Welt unbekannte Bürgerstochter einer kleinen kaum genannten Inſelſtadt, Letitia Ramolino, welche vierzehn Jahre alt einen eben ſo unbekannten Mann heiratete. Ihre Wehen waren wahrhaft Wehen der Weltgeſchichte.

Es gibt kein Märchen aus tauſend und einer Nacht, das

märchenhafter wäre als die Geſchichte der Familie Bonaparte. Daß aber dieſes Märchen in den ganz nüchternen Tagen der modernſten Zeit Wahrheit geworden iſt, muß man als eine große That der Geſchichte und als ein großes Glück betrachten. Hat es doch die Geſchichte der Menſchheit, welche durch die politiſche Regel in Verknöcherung verſank und in einem legitimen Kaſtenweſen erſtarrte, gewaltſam durchbrochen, neu bewegt, mit neuem Geiſt erfüllt und den Mann über das politiſche Schickſal geſtellt. Es hat die Menſchenkraft und Menſchenleidenſchaft vom Banne der traditionellen Ständebeſchränkungen losgeriſſen, und gezeigt, daß der Einzelne, auch wenn er im Staube geboren iſt, alles werden darf, weil die Menſchen ſich gleich ſind. Daß nun die Geſchichte der Bonaparte märchenhaft erſcheint, iſt allein die Schuld der mittelalterigen Zuſtände, in denen ſich das Leben noch bewegt und jener überkommenen Anſichten von den unerſchütterlichen Unterſchieden der Geſellſchaft. Napoleon iſt der politiſche Fauſt. Nicht in ſeinen Schlachten, ſondern in ſeinem revolutionären Weſen liegt ſeine weltgeſchichtliche Größe. Er hat die legitimen Götter der Tradition geſtürzt. Die Geſchichte dieſes prädeſtinirten Menſchen iſt darum ſehr einfach, menſchlich und natürlich, aber heute kann ſie noch nicht geſchrieben werden.

Auch die Geſchichte iſt Natur. Es gibt eine Kette von Urſachen und von Wirkungen, und was wir Genie oder einen großen Menſchen nennen, iſt immer das Reſultat von beſtimmten Bedingungen und notwendig.

Ein mehr als tauſendjähriger faſt ununterbrochener Kampf Corsica's mit ſeinen Bezwingern war vorangegangen, ehe der große Sieger Napoleon geboren wurde, in deſſen Natur ſich dies felſenfeſte Eiland und dies im Schlachtenkampf geſtählte, auf engſtem Raum zuſammengedrängte Inſelvolk ein Organ geſchaffen hat, deſſen Geſetz war: die Schrankenloſigkeit. Dies iſt die Reihe aufwärts, der corſiſche Bandit, der corſiſche

Soldat, Renuccio della Rocca, Sampiero, Gaffori, Pasquale Paoli, Napoleon.

Ich trat in ein kleines Zimmer mit blauen Tapeten und zwei Fenstern, von denen das eine nach einem Hofbalkon, das andere nach der Straße geht. Man sieht darin einen Wandschrank hinter einer Tapetenthüre, und einen Kamin, der mit gelbem Marmor eingefaßt und mit mythologischen Reliefs geziert ist. In diesem Zimmer kam am 15. August 1769 Napoleon zur Welt. Es ist doch ein seltsames Gefühl, welches die Seele auf einer Stätte ergreift, wo ein großer Mensch geboren ward. Es ist, als werfe man einen Blick hinter den Vorhang der Natur, wo sie die Organe ihrer Bewegung schafft. Aber nichts erkennt der Mensch als das Erscheinende, und nach dem Wie fragt er stets vergebens. Vor den Geheimnissen der Natur zu stehen und die leuchtenden Gestalten bewundernd anzuschauen, die dem Dunkel entsteigen, das ist auch Religion. Den Denkenden ergreift wol nichts so tief als der gestirnte Himmel der Nacht, und als der gestirnte Himmel der Weltgeschichte.

Noch andere Räume zeigt man, den Tanzsaal der Familie, das Zimmer der Madame Letitia, das kleine Zimmer Napoleons, wo er schlief, und das, worin er arbeitete. Es sind dort noch die beiden kleinen Wandschränke zu sehen, in denen seine Schulbücher standen. Auch jetzt stehen Bücher darin. Neugierig griff ich darnach, als ob es die Napoleons gewesen wären; es waren vergilbte Rechtsbücher, theologische Dinge, ein Livius, ein Guicciardini und andere, wol Eigentum der Familie Pietra Santa, die mit den Bonaparte verwandt ist und gegenwärtig ihr Haus besitzt.

In diesem Hause ist es gut die Jugendgeschichte Napoleons sich zu vergegenwärtigen, welche noch immer nicht gehörig begründet ist. Was ich davon weiß, hörte, las, will ich erzählen. Vieles verdanke ich dem eben erschienenen Buche eines Corsen

Nasica: Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon jusqu'à l'age de vingt-trois ans. Das Buch iſt dem Neffen des Onkels gewidmet, geiſtlos geſchrieben, aber es enthält unbezweifelt richtige Thatſachen und einige ſchätzenswerte Documente.

Drittes Kapitel.

Die Familie Bonaparte.

Der Urſprung der Bonaparte iſt gar nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln. Niedrige Schmeichelei hat die lächerlichſten Dinge herbeigezogen, um Napoleon die älteſten und höchſtgeſtellten Ahnen zu geben. Man hat ſogar einen Stammbaum angefertigt, welcher mit Emanuel II., dem achten Kaiſer aus dem Hauſe der Comnenen anhebt, deſſen zwei Söhne nach dem Falle Conſtantinopels unter dem Namen Bonaparte erſt nach Corfu, dann nach Neapel, nach Rom und Florenz gegangen ſein ſollen. Von ihnen ſtammen dann lächerlicher Weiſe die corsiſchen Bonaparte ab.

Daß die Familie der Bonaparte im Mittelalter eine Rolle unter den Signoren italieniſcher Städte ſpielte, iſt geſchichtlich erwieſen. Sie waren in das goldne Buch von Bologna, unter die Patricier von Florenz und in das Adelsbuch von Treviſo eingeſchrieben. Als Napoleon Schwiegerſohn Oeſterreichs geworden war, ließ der Kaiſer Franz Nachforſchungen über deſſen Familie anſtellen und überſandte ſeinem Schwiegerſohne einige Documente, welche beweiſen ſollten, daß die Bonaparte lange Zeit Herren von Treviſo geweſen ſeien. Napoleon dankte und entgegnete, er finde ſich geehrt genug, der Rudolf von Habsburg ſeines Stammes zu ſein. Und auch ſonſt beſeitigte er die alten Adelsdiplome, die man ihm vorkramte, mit dem Worte: ich datire meinen Adel von Milleſimo und von Montenotte.

Ich habe an einer andern Stelle die Vermutung ausgesprochen, daß der Name Bonaparte eine Italianisirung des longobardischen Namens „Bonipert" sei, welcher sich in Urkunden des achten Jahrhunderts in tuscischen Landen häufig findet. Wann die Bonaparte nach Corsica kamen, ist ungewiß. Muratori hat ein Document vom Jahr 947 angeführt, in welchem drei corsische Signoren Othon, Domenico und Guido dem Klosterabt Silverio von Monte Cristo ihre Besitzung Venaco in Corsica schenken; unter den Zeugen, welche dieses Instrument in Mariana zeichnen, befindet sich auch ein Bonaparte. Es müßte demnach die Familie oder vielmehr ein Zweig derselben schon frühe aus Toscana nach Corsica gegangen sein. Andere vielleicht folgten in späteren Jahrhunderten nach, denn die toscanischen Bonaparte waren teils Guelfen, teils Ghibellinen und wurden abwechselnd mit der einen oder der andern Partei vertrieben. Man weiß, daß einige von ihnen in die Lunigiana, nach Sarzana, gingen und in den Dienst der mächtigen Herren Malaspina traten, mit denen sie, wie ich behaupten möchte, auch nach Corsica wanderten. Ein anderer Zweig blieb in Toscana und machte sich hier ganz heimisch, erst in Florenz, dann in dem Castell San Miniato al tedesco. Die Familie hatte ihre Gruft in Santo Spirito zu Florenz, und dort las ich im Kreuzgang des Convents auf einem Grabstein diese Inschrift:

S. di Benedeto
Di Piero di Giovanni
Buonaparte. E di sua Descendenti.

Das Wappen zeigt über und unter den Querbalken je einen Stern, bezeichnend genug, denn zweimal ist der Stern über dem Hause Bonaparte aufgegangen.

In San Miniato blieben noch bis auf Napoleons Zeit Glieder seiner Familie. Nach seiner Expedition von Livorno

fand er dort einen alten Canonicus Filippo Bonaparte, welcher den jungen Helden zu ſeinem Erben einſetzte und im Jahre 1799 ſtarb.

Was die Bonaparte in Ajaccio betrifft, ſo ſteigen ſie mit Sicherheit auf bis zum Messire Francesco, der im Jahre 1567 ſtarb; ohne Zweifel war der corsiſche Zweig der Bonaparte von Sarzana herüber gekommen. Ich gebe der Ueberſicht wegen dieſe Stammtafel:

Francesco Bonaparte 1567.

Gabriele Bonaparte Messire,
baute in Ajaccio Türme gegen die Barbaresken.

Geronimo Bonaparte Egregius, procurator nobilis,
Haupt der Aelteſten von Ajaccio.

Francesco Bonaparte,
Capitano der Stadt.

Sebaſtiano Bonaparte. — Fulvio Bonaparte.

Carlo Bonaparte nobilis. — Lodovico Bonaparte 1632,
vermält mit Maria von Gondi.

Giuseppe Bonaparte,
Aelteſter der Stadt.

Sebaſtiano Bonaparte, magnificus, — Luciano Bonaparte,
Aelteſter der Stadt. 1760. — Archidiaconus.

Carlo Maria Bonaparte,
geb. 29. März 1746, Vater Napoleons,
vermält mit Letitia Ramolino.

Die Bonaparte haben keine Rolle in der corsiſchen Geſchichte geſpielt. Angeſehn in ihrer Stadt, von den Genueſen, welchen dieſe gehorſam blieb, mit Titeln als Edle geehrt, beſchränkten ſie ſich auf die Teilnahme an der bürgerlichen Verwaltung. Erſt mit Carlo Bonaparte wird dieſer Name im ganzen Lande Corsica angeſehn und geſchichtlich.

Napoleons Vater war am 29. März 1746 in Ajaccio geboren, in einer ſtürmiſchen Zeit, da die Corsen alle ihre Kraft zuſammen nahmen, um das Genueſenjoch abzuſchütteln. Gaffori war damals Haupt der Corsen, Pasquale noch in der Verbannung zu Neapel. Bei den Bonaparte in Ajaccio war es Sitte geworden, ihre Kinder nach Toscana zur Ausbildung zu ſchicken, und beſonders ſie in Piſa ſtudiren zu laſſen. Denn ſie erinnerten ſich ihres florentiniſchen Adels, welchen ſie geltend zu machen nie aufhörten. Carlo ſelbſt nannte ſich Nobile und Patrizier von Florenz. Er machte ſeine erſten Studien auf Paoli's neu geſtifteter Hochſchule in Corte und dann ging auch er nach Piſa, wo er viele Landsleute fand. Er ſtudirte die Rechtswiſſenſchaften, und man erzählt von ihm, daß er ſich durch ſeine Kenntniſſe Achtung und durch ſeine Freigebigkeit Neigung zu gewinnen wußte. In ſein Vaterland zurückgekehrt, nachdem er zum Doctor der Rechte promovirt war, wurde er der beliebteſte Advocat Ajaccio's.

Carlo Bonaparte, ſehr ſchön, beredt und von glänzendem Verſtande, erregte die Aufmerkſamkeit Paoli's, welcher einen richtigen Blick für die Menſchen zu haben pflegte. Er zog ihn an ſich und wußte ihn in Staatsgeſchäften zu gebrauchen. Im Jahre 1764 lernte der junge Advocat das ſchönſte Mädchen von Ajaccio kennen, Letitia Ramolino, welche 14 Jahre alt war. Beide entbrannten in heftiger Neigung für einander, aber die Ramolini waren genueſiſch geſinnt und wollten ihre Tochter einem Paoliſten nicht zum Weibe geben. Da legte Paoli ſelbſt ſich ins Mittel und wußte die Eltern Letitia's zu gewinnen. Ihre Mutter hatte als Wittwe Herrn Feſch geheiratet, Capitän im Schweizerregiment in genueſiſchen Dienſten, und aus dieſer Ehe ſtammte der nachherige Cardinal Feſch.

Den jungen Carlo machte unterdeß Paoli zu ſeinem Secretär und nahm ihn mit ſich nach Corte, dem Sitze der Regierung. Nur ungern folgte Letitia. Nun brach die Kataſtrophe über

die Corsen herein; die Franzoſen hatten nach dem Vertrage von Fontainebleau bereits die Inſel betreten; das Volk war zu einem Parlament zuſammen gekommen, um über die zu nehmende Entſchließung zu ratſchlagen. Hier ſtimmte Carlo Bonaparte in einer feurigen Rede für den Krieg gegen Frankreich.

Nach der unglücklichen Schlacht von Ponte nuovo, da alles ſein Heil in der Flucht ſuchte und die Franzoſen bereits Corte ſich näherten, flüchteten einige hundert angeſehene Familien auf den Monte Rotondo, unter ihnen auch Carlo Bonaparte und ſein Weib, welches gerade mit Napoleon ſchwanger ging. Der Berg bot einen traurigen Anblick von Verzweifelnden und Wehrloſen, von Weibern und Kindern. So vergingen Tage der Angſt und Ungewißheit in jenen Wildniſſen unter den Ziegenhirten. Endlich erſchienen franzöſiſche Officiere mit der Friedensfahne, Geſandte des Grafen Devaux, welcher in Corte eingerückt war. Sie kündigten den Flüchtlingen an, daß die Inſel unterworfen und Paoli im Begriffe ſei, ſich einzuſchiffen, daß ſie nichts zu fürchten hätten und in ihre Heimat herabſteigen könnten. Sogleich ſchickten die Flüchtlinge eine Deputation nach Corte, an deren Spitze Carlo Bonaparte und Lorenzo Giubega von Calvi ſtanden, und nachdem dieſe Abgeſandten Sicherheitspäſſe für alle ihre Familien empfangen hatten, kehrten ſie auf den Monte Rotondo zurück, um dieſe abzuholen.

Bonaparte ſtieg mit ſeinem Weibe ins Niolo, um auf dieſem ſchwierigeren Wege nach Ajaccio zu gelangen. Sie mußten den Liamone paſſiren, und da dieſer Fluß angeſchwollen war, kam Letitia in Gefahr zu ertrinken. Nur ihr Mut und die Schnelligkeit ihrer Begleiter retteten ſie. Carlo wollte nun Paoli, ſeinen Gönner und Freund, ins Exil begleiten, indem er es für ſchimpflich hielt, in Corsica zu bleiben, nachdem das gemeinſame Vaterland in Franzoſengewalt gefallen war.

Aber die Bitten ſeines Onkels, des Archidiaconus Lucian und die Tränen ſeines Weibes vermochten ihn von dieſem verzweifelten Gedanken abzubringen. Er kehrte nach Ajaccio zurück und wurde dort unter franzöſiſchem Regiment Aſſeſſor des königlichen Gerichtshofes. Marbeuf behandelte ihn mit Auszeichnung; durch ſeine Verwendung erhielt er für ſeinen älteſten Sohn Joſeph eine Stelle im Seminar zu Autun, für ſeinen zweitgebornen Napoleon eine in der Militärſchule zu Brienne. Marbeuf, der Eroberer Corsica's war es alſo, welcher dem jungen Napoleon ſeine Laufbahn möglich machte. Er beſuchte das Haus Bonaparte ſehr häufig und verlebte in der Geſellſchaft der ſchönen Letitia manche angenehme Stunde; dies und die Gönnerſchaft, welche der franzöſiſche Graf dem jungen Napoleon ſchenkte, hat deſſen Feinde veranlaßt, ein ſcandalöſes Gerücht über Marbeufs Verhältniß zu Letitia zu verbreiten.

Uebrigens war Marbeuf dem Vater Napoleons verpflichtet. Als nämlich der General Narbonne-Fritzlar in Corsica gegen jenen intriguirte, um den Oberbefehl zu erhalten, ſtimmte Carlo das franzöſiſche Miniſterium dahin, Marbeuf in der Regierung Corsica's zu belaſſen. Dieſen Dienſt vergalt ihm der Graf mit ſeiner Freundſchaft, mit ſeinem Wolwollen und mit der Empfehlung des jungen Militärſchülers Napoleon an die einflußreiche Familie Brienne. Carlo zeigte Marbeuf auf jede Weiſe ſeine Anhänglichkeit; ich las von ihm ein Sonett auf den Grafen, welches ich nicht mitteilen will, weil es unbedeutend iſt.

Im Jahre 1777 wurde Napoleons Vater Deputirter des Adels für Corsica und reiste über Florenz nach Paris. Noch einmal begab er ſich dahin, um ſeinen Proceß mit den Jeſuiten von Ajaccio wegen gewiſſer Beſitzungen zu Ende zu führen. Darüber ſtarb er in ſeinem 39ſten Jahre zu Montpellier an demſelben Magenübel, an welchem auch ſein Sohn Napoleon ſterben ſollte, im Februar 1785. In den Phantaſien des

Todes träumte er beſtändig von Napoleon, ein Beweis, daß er auf dieſen Sohn alle ſeine Hoffnungen geſetzt hatte; er rief ſterbend: „Wo iſt Napoleon, warum kommt er nicht mit ſeinem großen Degen ſeinem Vater zu helfen?“ In den Armen ſeines Sohnes Joſeph verſchied er. Man begrub ihn in Montpellier. Als Napoleon Kaiſer geworden war, machten ihm die Bürger dieſer Stadt den Antrag, ſeinem Vater ein Denkmal zu errichten. Napoleon aber antwortete, daß man die Todten ſolle ruhen laſſen, denn wenn er ſeinem Vater, der nun ſchon ſo lange todt ſei, eine Statue ſetze, ſo würden ſein Großvater und ſein Urgroßvater mit demſelben Recht eine gleiche verlangen. Später ließ Louis Bonaparte, König von Holland, ſeines Vaters Leiche ausgraben und in St. Leu beiſetzen.

Napoleon war, als Carlo Bonaparte ſtarb, auf der Schule in Paris. Dies iſt der Troſtbrief, welchen der 16jährige Jüngling an ſeine Mutter ſchrieb:

Paris, den 29. März 1785.

Meine teure Mutter!

Heute hat die Zeit die erſten Ausbrüche meines Schmerzes ein wenig beruhigt, und ich beeile mich Ihnen die Dankbarkeit zu bezeugen, welche mir die Güte einflößt, die Sie immer für uns gehabt haben. Tröſten Sie ſich, meine teure Mutter. Die Umſtände gebieten es. Wir werden unſre Sorge und unſre Erkenntlichkeit verdoppeln und glücklich ſein, wenn wir durch unſern Gehorſam Sie in Etwas für den unſchätzbaren Verluſt eines geliebten Gatten entſchädigen können. Ich ſchließe, meine teure Mutter; mein Schmerz befiehlt es, indem ich bitte, daß Sie den Ihrigen beſänftigen. Meine Geſundheit iſt ausgezeichnet und alle Tage bitte ich den Himmel, Ihnen eine ähnliche zu ſchenken. Bringen Sie meine Hochachtung der Tante Gertrud, Minana Saveria, Minana Feſch ꝛc.

P. S. Die Königin von Frankreich iſt mit einem Prinzen

niedergekommen, genannt Herzog der Normandie, am 27. März, 7 Uhr des Abends.

Ihr sehr ergebener und affectionirter Sohn:
Napoleon de Bonaparte.

Wenn dieser lakonische Brief des jungen Napoleon ächt ist, so ist er noch etwas mehr wert, als der Trostbrief Seneca's an seine Mutter Helvia.

Carlo war ein Mann von glänzenden Eigenschaften, ein klarer Verstand, ein warmer Redner, ein Patriot und doch wie man gesehn hat wol fügsam in die Umstände und von politischer Lebensklugheit. Er liebte Glanz und Verschwendung. Bei seinem Tode war Madame Letitia erst 35 Jahre alt und hatte ihm schon 13 Kinder geboren, von denen 5 gestorben waren. Jerome lag noch in der Wiege.

Das Haupt der Familie wurde der Archidiaconus Lucian, welcher das Familienvermögen verwaltete. Die Bonaparte besaßen einige Landgüter, Weinberge und Heerden.

Viertes Kapitel.

Napoleons Knabenjahre.

Ich bin auch ein sterblicher Mensch,
Gleich wie die andern, geboren
Vom Geschlecht des ersten geschaffenen Menschen.
Weisheit Salomonis.

Es hat einen großen Reiz, einen außergewöhnlichen Menschen als Kind und in dem Alter sich vorzustellen, wo er unter seinesgleichen verloren noch schicksalslos ist. Man fühlt sich versucht schon in der Kindesphysiognomie die Züge der Mannesgröße zu erraten; aber die Kindheit ist ein tiefes Mysterium, und wer kann in ihr die Gestalt des Genius oder des Dämon entdecken, wer gar die geheimnißvolle Macht wahrnehmen, die

das ſchlummernde Ungeheure plötzlich ergreift und in die Zeit hinausſetzt.

Ich ſah in den Uffizien von Florenz die Marmorbüſte eines Knaben. Ihr unſchuldiges Kinderlächeln zog mich an und mit Vergnügen betrachtete ich ſie. Auf dem Sockel ſtand geſchrieben: Nero.

Von der erſten Kinderzeit Napoleons iſt nicht viel bekannt. Seine Mutter war beim Feſte der Aſſunta in der Kirche, als ſie die Geburtswehen empfand. Sie hatte nicht mehr Zeit, ihr eignes Zimmer zu erreichen, ſondern gebar in dem kleinen Cabinet und wie man erzählt, auf einem Teppich, welcher Scenen aus der Heldengeſchichte der Iliade darſtellte. Ihre Schwägerin Gertrude verrichtete die Hebammendienſte. Es war 11 Uhr des Morgens, da Napoleon zur Welt kam.

Er wurde erſt am 21. Juli 1771 getauft, alſo faſt zwei Jahre nach ſeiner Geburt, und zuſammen mit ſeiner bald verſtorbenen Schweſter Maria Anna. Man erzählt, daß er ſich heftig ſträubte, als der Prieſter ihn mit Weihwaſſer begießen wollte; vielleicht wollte er ſich ſelber taufen, wie er ſich ſpäter ſelber krönte, dem Papſt die Krone aus den Händen nehmend.

Als Knabe zeigte er ein heftiges Temperament und war in fortdauerndem Zank mit ſeinem älteſten Bruder Joſeph. In den kindlichen Prügelſcenen war Joſeph immer der Zerzauſte, und wenn er klagen lief, bekam Napoleon Recht. Zuletzt wurde Joſeph dem kleineren Bruder ganz untertan, und die Familie ſchien Napoleon als das Haupt der Geſchwiſter ſchon in früher Zeit betrachtet zu haben. Auf ſeinem Todtenbette ſagte der Archidiaconus Lucian zu Joſeph: „Du biſt der älteſte der Familie, aber dort ſteht ihr Haupt, das ſollſt du nicht vergeſſen.“

Wir wollen es gerne glauben, daß der Knabe Napoleon eine unbezähmbare Leidenſchaft für das Militär zeigte, und daß er nichts lieber that, als neben dem Militär in Ajaccio herlaufen. Er quälte ſeinen Vater mit Bitten, ihm eine Kanone

anzuſchaffen, und noch lange zeigte man die kleine metallne Kanone im Hauſe Bonaparte, mit welcher dieſer Pulverwolkenſammler Zeus als Kind zu ſpielen pflegte. Bald erſtreckte ſich ſein Anſehn über die Jugend von Ajaccio, und wie Cyrus die Hirtenkinder der Meder und Peter der Große ſeine Geſpielen, vereinigte er die Kinder der Stadt in eine Soldatencompanie, welche gegen die feindliche Jungenſchaft des Borgo tapfer zu Felde zog und Schlachten mit hölzernen Säbeln lieferte.

Im Jahre 1778 brachte ihn der Vater auf die Militärſchule nach Brienne, wo der nachher berühmte Pichegrü ſein Lehrer war. Man weiß, daß Napoleon dort anfangs ſanft und fleißig ſich zeigte. Nur bisweilen brach ſein Temperament und reizbares Ehrgefühl gewaltſam hervor. Sein Quartiermeiſter verurteilte ihn eines Tags um eines Vergehens willen zu der ſchimpflichen Buße im Wollenkleide und auf den Knieen an der Thüre des Refectorium zu eſſen. Das konnte der Stolz des jungen Corsen nicht ertragen — er erbrach ſich und bekam einen Nervenanfall. Der Père Petrault befreite ihn ſofort von der Strafe indem er ſich beklagte, daß man ſeinen beſten Mathematiker ſo ſchmählich behandle.

Im Jahre 1783 ging Napoleon auf die Militärſchule nach Paris um ſeine Studien zu vollenden, bereits trefflich gebildet, den Kopf voll Heldengeſtalten aus ſeinem geliebten Plutarch und das Herz durchdrungen von den Thaten ſeiner großen corsiſchen Väter, ein ſprühend genialer Jüngling und ein ausgeprägter Charakter. Es gährte damals in der Welt und durch die Zeit ging der Geiſt großer Ereigniſſe. Es war eine lebenswerte Zeit voll Werdedrang und voll titaniſchem Ungeſtüm; ſie gab der Natur den Befehl, in ihrer Werkſtatt große Menſchen zu bilden.

Der junge Officier Napoleon war im Jahre 1785 zu ſeinem Regiment nach Valence gegangen. Das erregte Gemüt ſuchte nach einem Ausdrucke ſeiner ſelbſt. Er machte ſich hier an die

Preisaufgabe der Akademie von Lyon: „Welches ſind die Principien und die Inſtitutionen, die man den Menſchen geben muß, um ſie glücklich zu machen“ — ein in jener humaniſtiſchen Periode beliebtes Thema, welches der Jüngling anonym löſte. Später warf er das Manuſcript ins Feuer als er Kaiſer geworden war und Talleyrand daſſelbe aus den Archiven von Lyon hervorgezogen hatte, um dem Mächtigen zu ſchmeicheln. Der junge Menſchenbeglücker mußte den Tribut an ſeine Zeit entrichten, und auch die Sentimentalität war ein Zug in ihr. Was würde man wol dazu ſagen, wenn eines Tages Napoleon als Autor eines ſentimentalen Romans im Charakter des Richardſon und Sterne Furore gemacht hätte? Er hatte mit einem ſeiner Freunde Demarris eine Reiſe auf den Mont Cenis unternommen, und zurückgekehrt, das Herz angenehm bewegt von ſeiner zärtlichen Neigung zu dem Fräulein Colombier in Valence, mit welchem er verſtolne Rendezvous hatte und unſchuldige Kirſchen aß, ſetzte er ſich an den Tiſch und fing eine empfindſame Reiſe auf den Mont Cenis zu ſchreiben an. Er kam nicht weit damit; doch iſt dieſe Anwandlung in der Seele Napoleons merkwürdig, und hatte er nicht auch in Egypten Werthers Leiden mit ſich?

Noch Corse mit Leib und Seele ſchrieb er in Valence auch eine Geſchichte der Corsen, eine ſchöne Aufgabe für einen jungen Napoleon. Das nicht vollendete Manuſcript befindet ſich in der Bibliothek zu Paris und wird nun herausgegeben werden. Er ſchickte es an Paoli, welchen er bewunderte, und der damals in der Verbannung zu London lebte. Dieſes iſt ein Teil ſeines begleitenden Schreibens an den großen Landsmann:

„Ich ward geboren als das Vaterland ſtarb. Dreißigtauſend Franzoſen, auf unſre Küſten geſpieen, der Tron der Freiheit in den Blutwellen verſinkend, das war das verhaßte Schauſpiel, welches zuerſt meine Blicke erſchreckte. Das Geſchrei der

Sterbenden, das Geſeufze der Unterdrückten, die Tränen der Verzweiflung umgaben meine Wiege ſeit meiner Geburt.

„Sie verließen unſre Inſel, und mit Ihnen verſchwand die Hoffnung des Glücks; die Sclaverei war der Preis unſerer Unterwerfung. Unter der gehäuften Laſt der dreifachen Kette des Soldaten, des Geſetzgebers und des Steuereinnehmers, lebten unſre Landsleute in der Verachtung ... in der Verachtung derjenigen, welche die Gewalt der Regierung in der Hand haben. Iſt das nicht die grauſamſte der Martern die derjenige erleiden kann, welcher Gefühl hat?

„Die Verräter am Vaterlande, die feilen Seelen, welche die Liebe zu einem ſchmutzigen Lohne beſticht, haben um ſich zu rechtfertigen gegen die nationale Regierung und gegen Ihre Perſon im Beſondern Verläumdungen ausgeſät. Die Schriftſteller adoptiren ſie und überliefern ſie als Wahrheiten der Nachwelt.

„Indem ich ſie las, geriet ich in Flammen, und ich habe beſchloſſen, dieſe Uebel, die Producte der Unwiſſenheit, zu zerſtreuen. Ein frühe begonnenes Studium der franzöſiſchen Sprache, gute Beobachtungen und Denkwürdigkeiten aus den Papieren der Patrioten geſchöpft, ſetzen mich in den Stand ſogar einigen Erfolg zu hoffen ... Ich will Ihre Verwaltung mit der gegenwärtigen vergleichen ... Ich will die Verräter der gemeinen Sache mit dem Pinſel der Schande in Schwarz malen ... Ich will vor das Tribunal der öffentlichen Meinung diejenigen laden, welche regieren, ihre Quälereien bis ins Kleinſte darſtellen, ihre geheimen Schliche aufdecken, und wenn es möglich iſt, den tugendhaften Miniſter welcher den Staat regiert, Herrn von Necker für das beklagenswerte Schickſal intereſſiren, welches uns ſo grauſam niederſchlägt.“

Dies ſind die Geſinnungen und dies iſt die Sprache des jungen Corsen Napoleon, des revolutionären Demokraten und Schülers von Plutarch. In ſeiner Geſchichte der Corsen ſagt

er einmal: „Wenn das Vaterland nicht mehr iſt muß ein edler Bürger ſterben.“ Es waren dies damals keine Phraſen aus dem Tacitus, es war die glühende Sprache einer zum Großen befähigten Jünglingsſeele. Gibt es doch kaum einen Menſchen, deſſen jugendlich raſche Entwicklung man mit gleicher Freude verfolgen darf, als die des jungen Napoleon, etwa bis zum Frieden von Campo Formio. Ein Held, ein Halbgott fliegt an uns vorüber, noch unangetaſtet vom Eigennutz, bis das herrliche Menſchenbild nach und nach ſich zertrümmert und von uns zu denen geſtellt wird, welche gewöhnliche Deſpoten waren. Denn es dauert keine Größe, und Macchiavelli hat Recht: Es gibt keine andern, als gewöhnliche Menſchen. — Man nennt noch einige Jugendſchriften Napoleons, welche nun gedruckt werden ſollen, darunter zwei Novellen le Comte d'Essex und le Masque prophête, ein Dialog über die Liebe, Giulio betitelt und andere literariſche Verſuche.

Napoleon kam alle Jahre nach Ajaccio und machte dann ſeinen Einfluß auf die Erziehung ſeiner Geſchwiſter geltend. Dieſe war einfach nach der Art des Landes und altväteriſch ſtrenge. „Man möchte ſagen,“ heißt es in dem Buche Nasicas, „daß man in einem Collegium oder in einem Convente lebte. Das Gebet, der Schlaf, das Studium, die Erholung, die Luſtbarkeit, alles war geregelt und gemeſſen. Die größte Harmonie, eine zarte und aufrichtige Liebe herrſchte unter allen Gliedern der Familie. Sie war damals das Muſter der Stadt, wie ſie ſpäter ihre Zierde und ihr Ruhm wurde.“

Der Archidiaconus Lucian verwaltete das Familiengut mit Oekonomie, und es koſtete den jungen Napoleon viel Anſtrengung, wenn er vom Großonkel einiges Geld mehr zu ſeinen Ausgaben erhalten wollte. Indeß er erhielt es. Die ganze Familie fühlte den Einfluß des jungen Mannes und ſtand unter der Herrſchaft dieſes geborenen Gebieters. Denn gebieten mußte er einmal, und ſo iſt es ſehr charakteriſtiſch, daß er

nicht allein die jüngeren Geſchwiſter, ſondern auch ſeinen älteſten Bruder ſchulmeiſtert, und in ihre Erziehung beſtimmend eingreift. Es war bald eine ausgemachte Sache, daß man dem jungen Napoleon zu gehorchen habe.

Ich finde einen authentiſchen Brief Napoleons an ſeinen Onkel Feſch, den nachherigen Cardinal, vom 15. Juli 1784 und datirt aus Brienne. Der 15jährige Knabe ſchreibt hier in der verſtändigſten und klarſten Anſchauung der Lebensverhältniſſe über die Laufbahn, die wol ſein älteſter Bruder Joſeph zu ergreifen habe. Der Brief iſt leſenswert genug, bedenkt man, daß dieſer ſo bedenklich beſprochene Joſeph nachher König von Spanien war.

Napoleon an ſeinen Onkel Feſch.

Mein teurer Onkel, ich ſchreibe Ihnen, um Sie von der Reiſe meines lieben Vaters durch Brienne zu unterrichten, welcher nach Paris ging, Marianne (die ſpätere Eliſa von Toscana) nach St. Cyr zu bringen und ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen. Er iſt hier am 21. angekommen mit Lucian und den beiden Demoiſellen, die Sie geſehn haben. Dieſen letzteren hat er hier gelaſſen. Er iſt 9 Jahre alt, und 3 Fuß, 11 Zoll und 10 Linien groß: er iſt in der Sechsten im Latein, und wird die verſchiedenen Partieen des Unterrichtes lernen; er zeigt viel Talent und guten Willen, man darf hoffen, daß etwas Gutes aus ihm werden wird (que ce sera un bon sujet — Lucian war der Einzige, der es verſchmähte, König zu ſein). Er iſt geſund, er iſt kräftig, lebhaft und unbeſonnen, und für den Anfang iſt man mit ihm zufrieden. Er weiß das Franzöſiſche recht gut und hat das Italieniſche ganz und gar vergeſſen. Uebrigens wird er meinem Briefe beiſchreiben; ich werde ihm nichts ſagen, damit Sie wiſſen, wie es mit ihm ſteht. Ich hoffe, daß er Ihnen nun öfter ſchreiben wird, als

da er in Autun war. . . . Ich bin überzeugt, daß mein Bruder Joſeph Ihnen noch nicht geſchrieben hat. Wie wollten Sie das verlangen? Er ſchreibt an meinen lieben Vater höchſtens zwei Zeilen, wenn er es noch thut. In Wahrheit, er iſt nicht mehr derſelbe. Indeß an mich ſchreibt er ſehr oft. Er iſt in der rhetoriſchen Klaſſe; und er würde beſſer thun, wenn er arbeitete, denn der Herr Lehrer hat meinem lieben Vater geſagt, daß es im Collegium (zu Autun) keinen Phyſiker, noch Rhetoriker, noch Philoſophen gebe, der ſo viel Talent hätte als er, und der ſo gut eine Ueberſetzung machte. Was den Stand betrifft, den er wählen ſoll, ſo war es, wie Sie wiſſen, zuerſt der geiſtliche, welchen er wählte. Er blieb bei dieſem Entſchluſſe bis auf dieſe Stunde, wo er nun dem Könige dienen will. Darin thut er aus mehren Gründen Unrecht.

1) Wie mein Vater bemerkt, hat er nicht Kühnheit genug, um den Gefahren einer Schlacht die Stirne zu bieten; ſeine ſchwache Geſundheit erlaubt ihm nicht, die Beſchwerden eines Feldzuges zu ertragen; und mein Bruder ſieht den Soldatenſtand nur von der Seite der Garniſonen. Ja, mein lieber Bruder wird ein guter Garniſonofficier ſein: da er einen leichten Sinn hat und folglich zu frivolen Complimenten geſchickt iſt, wird er mit ſeinen Talenten immer eine gute Figur in der Geſellſchaft machen, aber in einer Schlacht? Das iſts, was mein teurer Vater bezweifelt.

Qu'importe à des guerriers ces frivoles avantages?
Que sont tous ces trésors sans celui du courage?
A ce prix fussiez vous aussi beau qu'Adonis,
Du Dieu même du Pinde eussiez-vous l'éloquence,
Que sont tous ces dons sans celui de la vaillance?

2) Er hat eine Erziehung für den geiſtlichen Stand empfangen; es iſt zu ſpät, ſie zu vergeſſen. Der Herr Biſchof

von Autun würde ihm ein großes Benefiz gegeben haben, und er wäre ſicher Biſchof zu werden. Welche Vorteile für die Familie! Der Herr Biſchof von Autun hat ſein möglichſtes gethan, um ihn zu bewegen zu bleiben, und ihm verſprochen, daß er es nie bereuen ſolle. Vergebens: er beharrt. Ich lobe es, wenn er einen entſchiedenen Geſchmack für dieſen Stand hat, den ſchönſten von allen Ständen, und wenn der große Beweger der menſchlichen Dinge (le grand moteur des choses humaines) indem er ihn bildete ihm wie mir eine entſchiedene Neigung für das Militär gegeben hätte.

3) Er will, daß man ihn im Militär placirt; das iſt ganz gut, doch in welches Corps? Etwa in der Marine? 4) Er verſteht nichts von der Mathematik. Es bedürfte zweier Jahre, um ſie ihn zu lehren. 5) Seine Geſundheit verträgt ſich nicht mit dem Meer. Etwa im Genie? Da brauchte er vier oder fünf Jahre, um das Nöthige zu lernen. Außerdem denke ich, daß den ganzen Tag beſchäftigt zu ſein und zu arbeiten ſich nicht mit der Leichtigkeit ſeines Weſens verträgt. Derſelbe Grund wie für das Genie iſt für die Artillerie vorhanden, mit der Ausnahme, daß er nur 18 Monate zu arbeiten brauchte, um Eleve zu werden, und ebenſo viel um Officier zu werden. Oh! das iſt noch nicht nach ſeinem Geſchmacke. Laßt alſo ſehn: er will ohne Zweifel in die Infanterie. Gut, ich verſtehe: er will den ganzen Tag nichts zu thun haben, er will den ganzen Tag das Pflaſter treten: um ſo mehr, was iſt denn ein winziger Infanterieofficier? Ein ſchlechtes Subject drei Viertel der Zeit hindurch. Und das wollen weder mein teurer Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Onkel der Archidiaconus, denn er hat ſchon kleine Stückchen von Leichtſinn und Verſchwendung gezeigt. Folglich, man muß einen letzten Verſuch machen, um ihn für den geiſtlichen Stand zu gewinnen; wo nicht, ſo wird ihn mein lieber Vater mit ſich nach Corsica nehmen, wo er unter ſeinen Augen ſein

wird. Man wird verſuchen, ihn in die Gerichtsſchreiberei zu geben. Ich ſchließe mit der Bitte, mir Ihr Wolwollen zu erhalten; mich deſſen wert zu machen wird für mich die weſentlichſte und angenehmſte Pflicht ſein. Ich bin mit dem tiefſten Reſpect, mein teurer Onkel,

Ihr ſehr ergebener und ſehr gehorſamer Diener und Neffe
Napoleon de Bonaparte.

P. S. Zerreißen Sie dieſen Brief.

Doch können wir hoffen, daß Joſeph mit den Talenten, die er beſitzt, und den Geſinnungen, welche ſeine Erziehung ihm eingeflößt haben muß, ſich zum Guten beſinnen und die Stütze unſerer Familie ſein werde. Stellen Sie ihm ein wenig alle dieſe Vorteile vor."

Hätte man nicht ein Recht zu zweifeln, daß ein Knabe von 15 Jahren dieſen ſo ſelbſtbewußten, entſchiedenen und klaren Brief geſchrieben habe? Er iſt bisher nicht herausgegeben; ich fand ihn in dem Werke Tommaſeo's: „Briefe des Pasquale Paoli," welcher erklärt, daß er ihn dem Rate des königlichen Gerichts von Baſtia, Herrn Luigi Biadelli, zu verdanken habe. Mich dünkt, dies iſt ein unſchätzbares Document. Man blickt da recht tief in den Familienrat der Bonaparte und ſieht die kleine Sippſchaft recht deutlich vor Augen. Herr Feſch in Ajaccio trug, als er den Brief mit den Nachrichten über den leichtſinnigen Joſeph bekam, gerade ſeinen ſchafswollnen Kittel und hatte die hölzerne Tabakspfeife im Munde; denn ſo haben ihn noch viele Augenzeugen geſehen. Später trug er den Cardinalshut, der leichtſinnige Junge Joſeph aber ward König von Spanien.

Napoleon kann man in dieſem Briefe ſchon als den ſpäteren Tyrannen ſeiner Familie erkennen. Hier für ſeine Brüder ſorgend, an ihre Zukunft denkend, gab er ihnen dann Königskronen und verlangte unbedingten Gehorſam. Seiner Tyrannei

widerſtanden allein der bürgerliche Lucian und Louis König von Holland.

Fünftes Kapitel.

Napoleon als eifriger Demokrat.

So oft Napoleon zum Beſuche nach Ajaccio kam, lebte er gern in Milelli, einem den Bonaparte gehörigen Landhauſe nahe bei Ajaccio, wo man noch heute den alten Eichbaum ſieht, unter welchem der Jüngling Bonaparte zu ſitzen, zu träumen, zu grübeln pflegte.

Da kam die Revolution in Frankreich, der Sturm auf die Baſtille, der Umſturz der beſtehenden Dinge.

Der junge Napoleon warf ſich mit der ganzen Leidenſchaft ſeines Weſens in die Bewegung der Geiſter. Das Schickſal aber hatte ihn zu anderen Dingen aufgeſpart, als in dem Kampfe der Parteien frühe ſich aufzureiben. Von Paris ferne und auf ſeiner kleinen Inſel mußte er die erſten Stürme der neuen Zeit gleichſam vorbereitend mitleben. Corsica wurde ſeine Schule.

Wir finden ihn in Ajaccio wieder als exaltirten Revolutionär, in den Clubs Reden halten, Adreſſen ſchreiben, die Nationalgarde organiſiren helfen; kurz ganz in der Weiſe, wie wir das aus unſern Erfahrungen kennen, den großen Politiker machen.

Ajaccio war damals der Mittelpunkt der corsiſchen Revolutionäre, das Haus Bonaparte bald ihr Verſammlungsort, die beiden Brüder Joſeph und Napoleon Hauptführer der Demokratie. Die Stadt war in Aufruhr. Ihre Bewegung ſchien dem General Barrin, welcher die Inſel befehligte, ſo bedrohlich, daß er Gaffori's Sohn, den Marſchall Francesco abſchickte, ſie zu zügeln. Gaffori hatte keinen Erfolg, vielmehr

war er froh im Hauſe Bacciocchi's, des nachherigen Fürſten von Lucca und Piombino, Schutz zu finden.

Napoleon und Joſeph verſammelten indeß die demokratiſche Partei in der Kirche San Francesco und redigirten ein Gratulationsſchreiben an die Conſtituante, worin zugleich die bitterſten Beſchwerden gegen die bisherige Regierung von Corsica aufgeſetzt und die Forderung ausgeſprochen wurde, es möchte die Inſel zu einem integrirenden Teile Frankreichs erklärt werden.

Napoleon erkannte ſeine Zeit; dem corsiſchen Patriotismus entſagend, wurde er entſchieden Franzoſe und warf ſich der Revolution in die Arme.

Im November 1789 kehrte er nach Valence zurück, und bald darauf iſt er wieder in Ajaccio, wo der rührige Joſeph, während man die Nationalgarde organiſirte, ſich eifrig um eine Officierſtelle bemühte. Marius Peraldi, der reichſte Mann Ajaccio's und Feind der Bonaparte, wurde zum Oberſten der Nationalgarde erwählt, Joſeph aber Officier.

Mittlerweile hatte man in Corsica den Antrag gemacht, die Exilirten zurückzurufen, und auf Betreiben der beiden Brüder Bonaparte und des Abbate Coti ernannte die corsiſche Landesverſammlung vier Deputirte, welche Pasquale in Frankreich einholen und nach der Inſel geleiten ſollten; unter ihnen befand ſich Marius Peraldi, und Napoleon wie Joſeph ſchloßen ſich der Deputation an.

Als Paoli nach Paris gekommen war, hatte die Conſtituante am 1. December 1789 die Einverleibung der Inſel in Frankreich bereits decretirt, und dies Decret ihrer politiſchen Selbſtändigkeit für immer ein Ende gemacht. Mirabeau und der Corse Saliceti, Abgeordneter des dritten Standes, der nachher berühmt gewordene Miniſter Murats in Neapel, hatten dieſen Antrag geſtellt.

Napoleon ſelbſt eilte Paoli in Marſeille zu bewillkommnen und war Zeuge der Freudentränen, welche der edle Patriot

vergoß, als er im Cap Corso seinen vaterländischen Boden wieder betrat. Eine Landesversammlung kam in Orezza zusammen, um über die Angelegenheiten der Insel zu beraten und sie zu ordnen. Napoleon und sein Feind, der junge Carl Andrea Pozzo di Borgo, verdienten sich hier bei den Wahlversammlungen die ersten Sporen als öffentliche Redner. Schon um seines Vaters willen mußte er die Aufmerksamkeit Paoli's erregen, der über die Genialität und die glänzende Urteilskraft des Jünglings erstaunt, von ihm gesagt haben soll: dieser junge Mann wird Carriere machen, es fehlt ihm nur die Gelegenheit um ein Mensch des Plutarch zu sein. Man erzählt, daß Pasquale in eine Locanda einkehrte, und die Zimmer in Unordnung findend sich vom Wirt sagen ließ: ein junger Mann, Bonaparte, sei vor ihm hier logirt gewesen, der habe Tag und Nacht geschrieben und wieder zerrissen, in Unruhe auf und ablaufend, dann sei er fort auf das Schlachtfeld von Ponte Nuovo.

Der junge Napoleon hatte es an nichts fehlen lassen, um seinem Bruder Joseph zur Präsidentenstelle des Districts von Ajaccio zu verhelfen; als ein gewandter Parteimann hatte er die Ortschaften bereist, Stimmen geworben und Geld gespendet.

In Ajaccio war er unermüdlich thätig, den republicanischen Club in Feuer zu halten, die Priester und die Aristokraten zu überwältigen. Es gab zwischen beiden Parteien blutige Kämpfe; Napoleon schwebte in Lebensgefahr, ein Officier der Nationalgarde wurde neben ihm getödtet. Er erzählt die näheren Umstände selbst in einem Manifest. Mehrere Tage lang dauerte das Blutvergießen und mehrmals stand das Leben der Bonaparte auf dem Spiel.

Napoleon galt als die Seele des Clubs von Ajaccio. Gleich den jungen Politikern unserer jüngsten Vergangenheit, sehen wir ihn ein Pamphlet an einen Aristokraten schleudern. Es war dies der Graf Matteo Buttafuoco, derselbe welcher Rousseau

nach Vescovato eingeladen, welcher zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges der Corsen in französischen Diensten gestanden und dem Landesfeinde gegen seine eignen Landesbrüder seinen Arm geliehen hatte. Er war corsischer Adelsdeputirter, hatte gegen die Vereinigung der Stände in Versailles gestimmt und sich auch sonst durch seine aristokratischen Abstimmungen verhaßt gemacht. Gegen diesen Mann nun schrieb der junge Napoleon zu Milelli ein Manifest, welches er in Dôle drucken ließ und dann dem Club von Ajaccio zusandte. Das überschwängliche, doch sachlich wol begründete Pamphlet ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß Napoleons. Es hat all' den excentrischen Schwung der jungen Revolutionäre, und wie ich es las in dieser Welteinsamkeit von Ajaccio, erweckte es mir die heitersten Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849. Aber es ist mehr als das bloße Pamphlet eines jungen Demagogen, es ist das Exercitium für kaiserliche Edicte, es ist der Kaiser selbst als Embryo. Man kann das Manifest nicht entbehren, wenn man Napoleons Werden und Natur von der jugendlichen Entwicklung an erkennen will.

Brief des Herrn Bonaparte an Herrn Matteo Buttafuoco,
Deputirten Corsica's zur Nationalversammlung.

Mein Herr!

Von Bonifazio bis zum Cap Corso, von Ajaccio bis nach Bastia ist nur ein Chorus von Verwünschungen gegen Sie. Ihre Freunde verbergen sich, Ihre Verwandten verleugnen Sie, und der Verständige selbst, der sich von der Volksmeinung nie meistern läßt, ist diesmal von der allgemeinen Erbitterung mit fortgerissen.

Was haben Sie denn gethan? Welches sind denn die Verbrechen, die einen so allgemeinen Unwillen, ein so vollständiges Verlassen rechtfertigen können? das mein Herr, will ich eben ergründen und mich Ihres eignen Lichtes bedienen.

Die Geſchichte Ihres Lebens, zum mindeſten ſeit Sie auf den Schauplatz der Angelegenheiten geworfen ſind, iſt bekannt. Ihre Hauptzüge ſind hier in Blutcharakteren gezogen. Indeß es gibt weniger bekannte Einzelheiten; ich könnte alſo irren, doch rechne ich auf Ihre Nachſicht und Ihre Zurechtweiſung.

In den Dienſt Frankreichs getreten, kamen Sie zurück Ihre Verwandten zu ſehen; Sie fanden die Tyrannen niedergeſchlagen, die Nationalregierung etablirt, und die Corsen, von großen Geſinnungen beherrſcht, dem öffentlichen Wol um die Wette tägliche Opfer bringen. Sie ließen ſich durch die allgemeine Gährung nicht verführen; weit entfernt, Sie hörten nur mit Mitleiden dies Geſchwätz von Vaterland, Freiheit, Unabhängigkeit, Conſtitution, mit dem man ſelbſt unſre letzten Bauern aufgebläht hatte. Ein tiefes Nachdenken hatte ſie ſeitdem dieſe künſtlichen Empfindungen ſchätzen gelehrt, welche ſich nur mit dem allgemeinen Schaden aufrecht erhalten. In Wahrheit, der Bauer ſoll arbeiten und nicht den Helden machen, wenn er nicht vor Hunger ſterben, wenn er ſeine Familie erziehn und die Autorität reſpectiren ſoll. Was die Perſonen betrifft, welche durch ihren Rang und ihr Glück zum Regieren berufen ſind, ſo iſt es unmöglich, daß ſie lange Zeit ſo dumm ſein ſollten, ihre Gemächlichkeit und ihr Anſehn einer Chimäre zu opfern, und daß ſie ſich erniedrigen ſollten, einem Schuhflicker zu hofiren, um den Brutus zu ſpielen. Indeß, als Sie auf das Project fielen, Herrn Paoli zu feſſeln, mußten Sie heucheln. Herr Paoli war der Mittelpunkt aller Bewegungen des Staatskörpers. Wir wollen ihm Talent, ſelbſt ein gewiſſes Genie nicht abſprechen: er hatte eine Weile die Angelegenheiten der Inſel auf einen guten Stand gebracht; er hatte eine Univerſität geſtiftet, wo man vielleicht das erſte Mal ſeit der Schöpfung in unſern Bergen die Wiſſenſchaften lehrte, welche der Entwicklung unſrer Vernunft förderlich ſind; er hatte eine Eiſengießerei, Pulvermühlen, Befeſtigungen eingerichtet, welche

die Vertheidigungsmittel vermehrten; er hatte Häfen geöffnet, welche den Handel ermutigend die Agricultur hoben; er hatte eine Marine geſchaffen, welche unſre Communicationen begünſtigte, indem ſie den Feinden verderblich war. Alle dieſe Einrichtungen waren in ihrem Entſtehen nur das Anzeichen von dem, was er eines Tages geſchaffen hätte. Die Einheit, der Friede, die Freiheit waren die Vorläufer des Nationalglücks, wenn nichtsdeſtoweniger ein übel organiſirtes, auf falſchen Grundlagen gebautes Gouvernement nicht das noch ſicherere Vorzeichen des Unglücks geweſen wäre, in welches die Nation geſtürzt wäre.

Der Traum Paoli's war, den Solon zu machen; aber er hatte ſein Modell ſchlecht copirt. Er hatte alles in die Hände des Volks oder ſeiner Vertreter gelegt, ſo daß man nicht exiſtiren konnte als durch ſein Gefallen. Seltſamer Irrtum, welcher einem brutalen Löhner einen Mann unterwirft, der durch ſeine Erziehung, durch ſeine glänzende Geburt und ſein Glück allein zum Herrſcher gemacht iſt. In die Länge kann eine ſo fühlbare Verkehrung der Vernunft nicht ermangeln, den Ruin und die Auflöſung des Staatskörpers herbei zu ziehn, nachdem ſie ihn durch aller Art Uebel in Aufruhr gebracht hat.

Nach Wunſch reüſſirten Sie. Herr Paoli, von Enthuſiaſten und Schwindelköpfen unaufhörlich umgeben, ſtellte ſich nicht vor, daß man eine andere Leidenſchaft als den Fanatismus der Freiheit und der Unabhängigkeit haben könne. Sie fanden gewiſſe franzöſiſche Connaiſſancen mit ihm, und er nahm ſich nicht Zeit, die Grundſätze Ihrer Moral näher zu prüfen als Ihre Worte. Er ließ Sie ernennen, um in Verſailles wegen des Abkommens zu unterhandeln, das unter Vermittlung dieſes Cabinets in Gang kam. Herr von Choiſeul ſah Sie und erkannte Sie. Die Seelen von einem gewiſſen Gepräge weiß man im Augenblick zu ſchätzen. Bald verwandelten Sie ſich aus dem Vertreter eines freien Volkes in den Commis eines

Satrapen; Sie teilten ihm die Inſtructionen, die Projecte, die Geheimniſſe des Cabinets von Corte mit.

Dieſe Aufführung, welche man hier niedrig und ſchamlos findet, finde ich für meine Perſon ganz ſimpel; doch in jeder Art von Angelegenheit kommt es darauf an zu verſtehen und mit kaltem Blute zu urteilen.

Die Prude richtet die Coquette, und man perſiflirt ſie darob; das iſt in wenig Worten Ihre Geſchichte.

Ein Menſch von Grundſätzen beurteilt Sie nach dem Schlimmſten, aber Sie glauben nicht an Menſchen von Grundſätzen. Der Gewöhnliche, welcher ſtets durch tugendhafte Demagogen verführt wird, kann von Ihnen nicht gewürdigt ſein, der Sie an Tugend nicht glauben. Man darf Sie nur durch Ihre eignen Grundſätze verurteilen, wie einen Verbrecher durch die Geſetze; aber diejenigen, welche das Raffinement kennen, finden in Ihrer Handlungsweiſe nichts als große Einfältigkeit: das kommt alſo auf das ſchon Geſagte hinaus, daß man in jeder Art von Angelegenheit zuerſt verſtehen, und dann mit Ruhe urteilen ſolle. Im übrigen können Sie nicht minder ſiegreich ſich verteidigen, denn Sie haben nicht das Anſehn eines Cato oder Catinat begehrt; es genügt Ihnen zu ſein wie eine gewiſſe Welt; und in dieſer gewiſſen Welt iſt es Herkommen, daß der, welcher Geld haben kann und das nicht benutzt ein Einfaltspinſel iſt; denn das Geld verſchafft alles Vergnügen der Sinne, und das Vergnügen der Sinne iſt das allein Schätzenswerte. Alſo Herr von Choiſeul, welcher ſehr freigebig war, geſtattete Ihnen nicht zu widerſtehen, als Ihr lächerliches Vaterland nach ſeiner luſtigen Gewohnheit Sie für Ihre Dienſte mit der Ehre ihm zu dienen bezahlte.

Als der Tractat von Compiègne abgeſchloſſen war, landeten Herr von Chauvelin und 24 Bataillons auf unſern Küſten. Herr von Choiſeul, dem es auf die Schnelligkeit der Expedition gar ſehr ankam, geriet in Unruhe, daß er dieſe Erregung

Ihnen nicht verhelen konnte. Sie rieten ihm, Sie mit einigen Millionen herzuſchicken. Wie Philipp mit ſeinem Mauleſel Städte einnahm, verſprachen Sie ihm alles ohne Hinderniſſe zu unterwerfen .... Geſagt, gethan; und Sie über das Meer eilend, warfen die Maske ab, und das Gold und das Gnadendiplom in der Hand, zettelten Sie mit denen Unterhandlungen an, welche Sie für die zugänglichſten hielten.

Das corsiſche Cabinet ſtellte ſich nicht vor, daß ein Corse ſich mehr lieben könne als das Vaterland, es hatte Sie mit ſeinen Intereſſen beauftragt. Indem Sie Ihrerſeits ſich nicht vorſtellten, daß ein Menſch das Geld und ſich nicht mehr lieben könne als das Vaterland, verkauften Sie ſich und hofften alle zu kaufen. Tiefer Moraliſt, Sie wußten was der Fanatismus eines Jeden gelte; als einige Pfunde Gold mehr oder weniger wechſelten in Ihren Augen die verſchiedenen Charaktere.

Indeß Sie täuſchten ſich; der Schwache wurde wol erſchüttert, aber er ward durch die ſchreckliche Idee den Buſen des Vaterlandes zu zerfleiſchen entſetzt. Er bildete ſich ein, den Vater, den Bruder, den Freund, der in ſeiner Verteidigung umkam, ſeinen Grabſtein erheben zu ſehn, um ihn mit Flüchen zu erſticken. Dieſe lächerlichen Vorurteile waren mächtig genug, Sie in ihrem Laufe aufzuhalten. Sie ſeufzten es mit einem kindiſchen Volke zu thun haben; aber, mein Herr, dieſe Verfeinerung von Empfindungen iſt der Menge nicht gegeben; ſo lebt ſie in der Armut und in dem Elende, während der kluge Menſch ſo bald ihm nur die Umſtände einigermaßen günſtig werden, ſich ſchnell zu erheben weiß. Das iſt ungefähr die Moral Ihrer Geſchichte.

Indem Sie von den Hinderniſſen Rechenſchaft gaben, welche ſich der Verwirklichung Ihrer Verſprechen entgegenſtellten, machten Sie den Vorſchlag das Regiment Royal-Corse hieher kommen zu laſſen. Sie hofften, daß ſein Beiſpiel unſre zu guten und zu einfältigen Bauern bekehren würde, daß es ſie an eine Sache

gewöhnen würde, in der ſie ſo viel Widerſtrebendes fanden; auch in dieſer Hoffnung wurden Sie noch getäuſcht. Haben nicht die Rossi, Marengo und einige andere Narren dieſes Regiment bis ſo weit enthuſiasmirt, daß die geſammten Officiere durch eine authentiſche Acte erklärten, lieber ihre Diplome zurückzuſchicken als ihren Eid oder noch heiligere Pflichten zu verletzen?

Sie fanden ſich auf Ihr alleiniges Beiſpiel beſchränkt. Ohne aus der Faſſung zu kommen, warfen Sie ſich an der Spitze einiger Freunde und eines franzöſiſchen Detachements nach Vescovato; aber der ſchreckliche Clemens jagte Sie aus dem Neſt. Sie retirirten ſich nach Baſtia mit den Gefährten ihres Abenteuers und ihrer Familie. Dieſe kleine Affaire brachte Ihnen wenig Ehre; Ihr Haus und die Häuſer Ihrer Genoſſen wurden verbrannt. In Ihrem Sicherheitsorte ſpotteten Sie über dieſe Anſtrengungen der Ohnmacht.

Man will Ihnen hier dreiſt zumuten, daß ſie Royal-Corse gegen ſeine Brüder haben bewaffnen wollen. Man will desgleichen wegen des geringen Widerſtandes von Vescovato Ihnen den Mut abſprechen. Dieſe Beſchuldigungen ſind wenig begründet; denn die erſte iſt eine unmittelbare Conſequenz, iſt ein Mittel der Ausführung Ihrer Projecte, und wie wir behauptet haben, daß Ihre Handlungsweiſe ſehr ſimpel geweſen ſei, ſo folgte daraus, daß dieſe nebenſächliche Beſchuldigung gehoben iſt. Was den Mangel an Mut betrifft, ſo ſehe ich nicht daß die Action von Vescovato ihn beſtätige; Sie gingen nicht dahin um im Ernſt einen Krieg zu führen, ſondern um durch Ihr Beiſpiel diejenigen zu ermutigen, welche in der Gegenpartei ſchon wankten. Und dann, welches Recht hatte man zu verlangen daß Sie die Frucht zweier Jahre von guter Aufführung riskirten, um ſich tödten zu laſſen wie einen Soldaten; aber Sie mußten in Bewegung geraten, da Sie Ihr Haus und die Häuſer Ihrer Freunde die Beute der

Flammen werden sahen. Guter Gott! wann werden die bornirten Menschen aufhören auf alles Wert legen zu wollen? Indem Sie Ihr Haus brennen ließen, zwangen Sie Herrn von Choiseul Sie zu entschädigen. Die Erfahrung hat die Richtigkeit Ihrer Rechnung bestätigt; weit über den Wert des Verlornen hat man Sie bezahlt. Es ist wahr daß man sich beklagt, daß Sie alles für sich in Anspruch nahmen und nur eine Kleinigkeit den Elenden gaben, welche Sie verführt hatten. Um zu wissen was Sie thun durften, ist es nur zu wissen nötig, ob Sie es mit Sicherheit thun konnten; nun, arme Leute, welche Ihres Schutzes so sehr benötigt waren, waren weder in der Lage reclamiren zu können, noch selbst das Unrecht, das man Ihnen anthat, deutlich genug einsehen zu können; sie konnten nicht die Mißvergnügten machen und gegen Ihre Autorität sich auflehnen: ein Abscheu ihren Landsleuten, wäre ihre Rückkehr nicht einmal sicher gewesen. Es ist also wol natürlich daß wenn Sie so einige Tausend Thaler fanden, Sie dieselben nicht entwischen ließen; das wäre eine Dummheit gewesen.

Die Franzosen, trotz ihres Goldes, ihrer Diplome, der Disciplin ihrer zahlreichen Bataillons, der Leichtigkeit ihrer Escadrons, der Geschicklichkeit ihrer Artillerie geschlagen, vernichtet bei Penta, bei Vescovato, bei Oreto, bei S. Nicolao, bei Borgo, Borbaggio, Oletta, verschanzten sich äußerst entmutigt. Der Winter, die Zeit ihrer Ruhe, war für Sie, mein Herr, die der größten Arbeit; und wenn Sie über die Hartnäckigkeit der Vorurteile nicht triumphiren konnten, welche in dem Geiste des Volkes tiefe Wurzeln geschlagen haben, so gelang es Ihnen, einige seiner Häupter zu verführen, denen Sie, obwol mit Mühe, ihre guten Gesinnungen zu rauben vermochten, was, vereint mit den 30 Bataillons, die im folgenden Frühjahre Herr de Vaux mit sich brachte, Corsica unter das Joch warf, Paoli und die Begeistertsten zum Rückzuge zwang.

Ein Teil der Patrioten war gefallen während der Verteidigung ihrer Unabhängigkeit, ein anderer hatte ein proscribirtes Land, jetzt das ekle Neſt der Tyrannen, geflohen; aber eine große Zahl hatte weder ſterben noch fliehen dürfen: ſie waren der Gegenſtand der Verfolgungen. Seelen, welche man nicht hatte beſtechen können, waren von einem anderen Gepräge. Man konnte die franzöſiſche Herrſchaft nur auf ihrer vollſtändigen Vernichtung befeſtigen. Ach! dieſer Plan wurde nur zu pünktlich ausgeführt. Die Einen ſtarben als Opfer der Verbrechen, die man ihnen unterſchob; die andern durch die Gaſtfreundſchaft und das Vertrauen verraten, hauchten auf dem Schaffot ihre Seufzer aus, ihre Tränen unterdrückend. In großer Zahl durch Narbonne-Fritzlar in den Turm von Toulon geſperrt, durch ſchlechte Nahrung vergiftet, durch ihre Ketten gemartert, mit den unwürdigſten Mißhandlungen überhäuft, lebten ſie einige Zeit in den Krämpfen des Todeskampfes, nur um den Tod mit langſamem Schritte ſich nahen zu ſehn ... O Gott, Zeuge ihrer Unſchuld, warum haſt du dich nicht zu ihrem Rächer gemacht!

In dieſem allgemeinen Elend, mitten unter dem Geſchrei und dem Seufzen dieſes unglücklichen Volkes fingen Sie unterdeß an, die Frucht Ihrer Mühen zu genießen. Ehren, Würden, Penſionen regneten auf Sie, Ihre Beſitztümer würden ſich noch reißender vermehrt haben, wenn nicht die Dubarry, Herrn von Choiſeul ſtürzend, Sie eines Protectors, eines Schätzers Ihrer Dienſte beraubt hätte. Der Schlag entmutigte Sie nicht; Sie kehrten von der Seite der Bureaus wieder; Sie erkannten allein die Notwendigkeit emſiger zu ſein. Man fühlte ſich dadurch geſchmeichelt, Ihre Dienſte waren ſo notoriſch! .... Alles ward Ihnen zugeſtanden. Nicht zufrieden mit dem Teiche von Biguglia, verlangten Sie einen Teil der Ländereien mehrer Gemeinden. Warum wollten Sie dieſe ihrer berauben? fragt man. Ich meiner Seits frage, welche Rückſichten durften Sie

für eine Nation nehmen, von der Sie wußten, daß ſie Sie verabſcheue?

Ihr Lieblingsproject war die Inſel unter zehn Barone zu teilen. Wie! nicht genug, daß Sie die Ketten Ihres Vaterlandes hatten ſchmieden helfen, Sie wollten ſie auch der abſurden Feudalherrſchaft unterwerfen! Aber ich lobe Sie, daß Sie den Corsen das größte Uebel zufügten, das Ihnen möglich war; Sie waren in einem Kriegsſtande mit ihnen, und im Kriegsſtand iſt es Axiom, Schaden thun zu ſeinem Vorteil.

Doch gehen wir über alle dieſe Miſeren hinweg; kommen wir zur Gegenwart und endigen wir einen Brief, welcher durch ſeine ſchreckliche Länge Sie zu ermüden nicht verfehlen wird.

Die Lage der Dinge Frankreichs weiſſagte außerordentliche Ereigniſſe; ſie fürchteten ihren Rückſchlag in Corsica. Dieſelbe Raſerei, von welcher wir vor dem Kriege beſeſſen waren, begann zu Ihrem großen Aerger dieſes liebenswürdige Volk außer ſich zu bringen. Sie begriffen die Folgen davon; denn wenn die großen Geſinnungen die Meinung beherrſchten, wurden Sie aus einem rechtſchaffenen Manne nur ein Verräter, und noch ſchlimmer, wenn die großen Geſinnungen das Blut unſerer warmen Mitbürger in Bewegung ſetzten; wenn je eine nationale Regierung daraus folgte, was wurde aus Ihnen? Ihr Gewiſſen alſo begann Sie zu beunruhigen. Erſchreckt, niedergeſchlagen, gaben Sie ſich doch nicht auf; Sie entſchloſſen ſich Alles gegen Alles zu ſetzen, aber Sie thaten es als ein Mann von Kopf; Sie nahmen ein Weib, um Ihren Halt zu vergrößern. Ein Ehrenmann, welcher auf Ihr Wort ſeine Schweſter Ihrem Neffen gegeben hatte, ſah ſich hintergangen. Ihr Neffe, deſſen väterlich Gut Sie verſchlungen hatten, um ein Erbe zu vermehren, welches das ſeinige ſein ſollte, fand ſich mit einer zahlreichen Familie ins Elend geſetzt.

Nachdem Sie Ihre häuslichen Angelegenheiten geordnet hatten, warfen Sie einen Blick auf das Land. Sie ſahen es von

dem Blute ſeiner Märtyrer rauchen, bedeckt mit vielen Opfern und überall nur Rachegedanken atmen. Aber Sie ſahen hier den wilden Soldaten, den frechen Schreiber, den gierigen Steuereinnehmer ohne Widerſpruch herrſchen und den Corsen unter der dreifachen Kettenlaſt nicht zu denken wagen weder an das, was er war, noch an das, was er noch ſein konnte. In der Freude Ihres Herzens ſagten Sie ſich: die Sachen gehn gut, es handelt ſich nur darum, ſie ſo zu erhalten, und augenblicks verbanden Sie ſich mit dem Soldaten, mit dem Schreiber und mit dem Zollpächter. Es war von nichts mehr die Rede, als darauf zu denken, Deputirte zu haben, welche von dieſen Geſinnungen beſeelt waren; denn was Sie betraf, ſo konnten Sie nicht glauben, daß eine Ihnen feindliche Nation Sie zu ihrem Vertreter wählte. Aber Sie ſollten die Meinung ändern, als die Berufungsſchreiben durch eine vielleicht abſichtliche Abſurdität feſtſtellten, daß der Adelsdeputirte in einer allein aus 22 Perſonen zuſammengeſetzten Verſammlung gewählt werden ſolle; es handelte ſich nur darum, 12 Stimmen zu gewinnen. Ihre Mitverbündete vom hohen Rate waren äußerſt thätig: Drohungen, Verſprechungen, Liebkoſungen, Geld, alles ward aufgeboten: Sie reuſſirten. Die Ihrigen waren in den Communen nicht ſo glücklich: der erſte Präſident fiel durch, und zwei in ihren Ideen exaltirte Menſchen — der Eine war Sohn, Bruder, Neffe der eifrigſten Verteidiger der Volksſache; der andere hatte Sionville und Narbonne geſehn, und über ſeine Ohnmacht ſeufzend, war ſeine Seele mit den Schrecken, die er hatte ausüben ſehen, erfüllt — dieſe beiden Menſchen wurden proclamirt und begegneten den Wünſchen der Nation, deren Hoffnung ſie wurden. Der geheime Unwille, die Wut, welche bei Ihrer Ernennung Alle angriff, macht Ihren Manövern und dem Credit Ihrer Verbündeten Ehre.

Als ſie in Verſailles angekommen waren, wurden Sie ein eifriger Royaliſt; in Paris mußten Sie mit einem fühlbaren

Kummer ſehen, daß die Regierung, welche man auf ſo vielen Trümmern errichten wollte, dieſelbe war, die man bei uns in ſo viel Blut ertränkt hatte.

Die Anſtrengungen der Schlechten waren unmächtig; die neue Conſtitution, von Europa bewundert, iſt die Sorge jedes denkenden Weſens geworden. Es blieb Ihnen nur noch eine Rettung, und die war glauben zu machen, daß dieſe Conſtitution für unſere Inſel nicht paſſe, da ſie doch genau dieſelbe war, welche ſo gute Erfolge bewirkte, und die uns zu entreißen es ſo vielen Bluts bedurfte.

Alle Abgeordneten der alten Verwaltung, welche in Ihre Cabale natürlich eingingen, dienten Ihnen mit aller Wärme des perſönlichen Eigennutzes. Man faßte Memoiren ab, in denen man behauptete, die Vorteile zu erfahren, welche für uns das beſtehende Gouvernement hätte, und in denen man darſtellte, daß jede Veränderung dem Wunſche der Nation zuwider ſei. In derſelben Zeit hatte die Stadt Ajaccio Wind von dem, was man anzettelte: ſie erhob ihr Haupt, formirte ihre Nationalgarde, organiſirte ihr Comité. Dieſer unerwartete Zwiſchenfall brachte Sie in Schrecken. Die Gährung teilte ſich überall mit. Sie beredeten den Miniſter, vor dem Sie in Angelegenheiten Corsica's die Einſicht voraus hatten, daß es nötig ſei, Ihren Schwiegervater, Herrn Gaffori, dahin zu ſchicken, den würdigen Vorläufer des Herrn Narbonne, welcher an der Spitze ſeiner Truppen die Unverſchämtheit hatte, mit Gewalt die Tyrannei aufrecht halten zu wollen, die ſein verſtorbener Vater, glorreichen Andenkens, durch ſein Genie geſchlagen und niedergeworfen hatte. Unzählige Schnitzer ließen die Mittelmäßigkeit der Talente Ihres Schwiegervaters nicht verborgen bleiben: er beſaß nur die Kunſt, ſich Feinde zu machen. Allerſeits ſammelte man ſich gegen ihn. In dieſer dringenden Gefahr erhoben Sie Ihre Blicke und ſahen Narbonne. Narbonne hatte, einen günſtigen Augenblick benützend,

den Plan gefaßt, in einer Inſel, welche er durch unerhörte Grauſamkeiten verwüſtet hatte, den Despotismus zu befeſtigen, welcher ſein Gewiſſen quälte. Sie ſtimmten ihm bei: der Plan iſt entworfen, 5000 Mann haben Ordre erhalten; die Decrete, das Provinzialregiment um ein Bataillon zu vermehren, ſind expedirt; Narbonne iſt abgereist. Dieſe arme Nation, ohne Waffen, ohne Mut, iſt ohne Hoffnung und ohne Hülfsquellen den Händen deſſen überliefert, der ihr Henker war.

O unglückſelige Mitbürger! welcher gehäſſigen Intrigue ſolltet ihr zum Opfer fallen! ihr würdet ſie gemerkt haben, wenn es zu ſpät war. Welches Mittel, ohne Waffen 10,000 Menſchen zu widerſtehn? Ihr ſelber hättet die Acte eurer Degradation unterſchrieben, die Hoffnung wäre entflohen, die Hoffnung wäre erſtickt, und Tage des Unheils wären unabläſſig ſich gefolgt. Das freie Frankreich hätte euch mit Verachtung angeſehn, das bekümmerte Italien mit Unwillen, und Europa, über dieſe beiſpiellos tiefe Erniedrigung erſtaunt, hätte aus ſeinen Annalen die Züge geſtrichen, welche eurer Tugend Ehre machen. Aber eure Gemeindedeputirte durchdrangen den Plan und gaben euch zur rechten Zeit Kunde. Ein König, welcher ſtets nur das Glück ſeiner Völker wünſchte, durch Herrn Lafayette, dieſen ſtandhaften Freund der Freiheit, aufgeklärt, wußte die Intriguen eines perfiden Miniſters zu vernichten, den die Rache fortwährend antrieb, euch zu ſchaden. Ajaccio zeigte ſich in ſeiner Adreſſe entſchloſſen; dort war mit ſo viel Energie der klägliche Zuſtand dargeſtellt, in welchen euch das am meiſten despotiſche Regiment gebracht hatte. Das bis dahin noch ſchlummernde Baſtia erwachte beim Geräuſche der Gefahr und ergriff die Waffen mit dieſer Entſchloſſenheit, welche es immer ausgezeichnet hat. Arena kam von Paris nach der Balagna, voll von dieſen Geſinnungen, welche alles zu unternehmen und keine Gefahr zu fürchten fähig machen. Die Waffen in der einen, die Decrete der Nationalverſammlung

in der andern Hand, machte er die öffentlichen Feinde erbleichen. Achille Murati, der Eroberer von Capraja, welcher die Verzweiflung bis nach Genua getragen hatte, dem, um ein Türenne zu ſein, nur die Umſtände und ein größerer Schauplatz fehlten, erinnerte die Gefährten ſeines Ruhms, daß es Zeit ſei, ihn wieder zu gewinnen, daß das Vaterland in Gefahr nicht Intriguen, die es nie verſtand, ſondern Eiſen und Feuer nötig habe. Beim Geräuſche eines ſo allgemeinen Stoßes, kehrte Gaffori in das Nichts zurück, aus dem ihn wider Willen die Intrigue hatte hervorgehen laſſen. Er zitterte in der Feſtung von Corte. Narbonne eilte von Lyon hinweg, in Rom ſeine Schande und ſeine hölliſchen Pläne zu begraben. Wenige Tage ſpäter, und Corsica iſt an Frankreich gekettet, Paoli zurückgerufen, und in einem Augenblick ändert ſich die Ausſicht und bietet euch eine Laufbahn, welche ihr zu hoffen nie würdet gewagt haben.

Verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie: ich habe die Feder ergriffen, um Sie zu verteidigen, aber mein Herz hat ſich gewaltſam gegen ein Syſtem empört, in deſſen Gefolge Verrat und Perfidie waren. Und wie? Sohn dieſes ſelben Vaterlandes, haben Sie nie Etwas für es gefühlt? Und wie? war Ihr Herz denn ohne Bewegung beim Anblick der Felſen, der Bäume, der Häuſer, der Gegenden, welche die Schauplätze Ihrer Spiele in der Kindheit waren? Als Sie zur Welt kamen, trug dies Land Sie an ſeinem Buſen, nährte Sie mit ſeinen Früchten. Als Sie in die Jahre der Vernunft kamen, ſetzte es auf Sie ſeine Hoffnung, ehrte es Sie mit ſeinem Vertrauen, ſagte es zu Ihnen: „Mein Sohn, du ſiehſt den elenden Zuſtand, in welchen mich die Ungerechtigkeit der Menſchen verſetzt hat: mich ſammelnd in meiner Leidenſchaft, gewinne ich die Kräfte wieder, welche mir eine ſichere und unfehlbare Wiederherſtellung verſprechen; aber man bedroht mich aufs neu; eile, mein Sohn, eile nach Verſailles, kläre

den großen König auf, zerſtreue ſeinen Argwohn, bitte ihn um ſeine Freundſchaft.“

O wol! ein wenig Gold machte Sie zum Verräter an ſeinem Vertrauen, und bald ſah man Sie um ein wenig Gold das vatermörderiſche Schwert in der Hand ſeine Eingeweide zerreißen. Ach! mein Herr, ich bin weit entfernt Ihnen Uebles zu wünſchen: aber fürchten Sie ... es gibt Gewiſſensbiſſe, welche rächen. Ihre Mitbürger, welche Sie verabſcheuen, werden Frankreich aufklären. Die Güter, die Penſionen, Früchte Ihrer Verrätereien, werden Ihnen genommen ſein. In der Abgelebtheit des Alters und des Elends, in der ſchauderhaften Einſamkeit des Verbrechens, werden Sie lange genug leben, um von Ihrem Gewiſſen gepeinigt zu ſein. Der Vater wird Sie ſeinem Sohne, der Lehrer ſeinem Schüler zeigen, ihnen ſagend: „Jünglinge, lernt das Vaterland, die Tugend, die Treue, die Menſchlichkeit achten.“

Und Sie, deren Jugend, Anmut und Unſchuld man proſtituirt, Ihr reines und keuſches Herz zittert unter der Berührung einer Verbrecherhand? Achtungswerte und unglückliche Frau! . . . . . .

. . . . . .

Bald wird die Ehrenkette und das Gepränge des Reichtums verſchwinden; die Verachtung der Menſchen wird ſich auf Sie häufen. Werden Sie in der Bruſt deſſen, welcher der Urheber davon iſt, einen Troſt ſuchen, deſſen Ihre ſanfte und liebende Seele nicht entbehren kann? Werden Sie in ſeinen Augen Tränen ſuchen, um ſie mit den Ihren zu miſchen? Wird Ihre bebende Hand, auf ſein Herz gelegt, ihm die Bewegung des Ihrigen zu ſagen ſuchen: Ach! wenn Sie bei ihm Tränen finden, werden es die der Gewiſſensangſt ſein. Wenn ſein Herz ſchlägt, werden es die Convulſionen des Böſen ſein, welcher ſtirbt, die Natur, ſich und die Hand, welche ihn führt, verfluchend.

O Lameth! o Robespierre! o Petion! o Volney! o Mirabeau! o Barnave! o Bailley! o La Fayette! seht, das ist der Mensch, welcher es wagt an Eurer Seite zu sitzen. Ganz vom Blute seiner Brüder triefend, mit Verbrechen jeder Art besudelt, stellt er sich frech unter dem Generalskleide, dem ungerechten Lohne seiner Schurkereien, dar! Er wagt es sich Repräsentanten der Nation zu nennen, er der sie verkauft hat, und Ihr duldet es! Er wagt es die Augen zu erheben, Euren Discursen zuzuhören, und Ihr duldet es! Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so hatte er nie mehr als die von zwölf Edelleuten. Wenn dies die Stimme des Volkes ist, so mußte Ajaccio, Bastia und der größte Teil der Cantons dasjenige an seinem Bilde thun, was sie an seiner Person hatten thun wollen.

Aber Ihr, welche der Irrtum des Augenblicks, vielleicht der Mißbrauch der Minute verleitet, den neuen Veränderungen euch zu opponiren, werdet Ihr einen Verräter leiden können; den, welcher unter der kalten Außenseite eines verständigen Mannes die Gier eines Lakaien verbirgt? Ich kann es mir nicht denken. Ihr werdet die ersten sein, ihn mit Schimpf und Schande fortzujagen, sobald man Euch über das Gewebe von Schurkereien wird aufgeklärt haben, dessen Künstler er gewesen ist.

Ich habe die Ehre, mein Herr, Ihr sehr unterwürfiger und sehr gehorsamer Diener zu sein.

Bonaparte.

Aus meinem Cabinet von Milelli, den 23. Januar, im zweiten Jahre.

Aus meinem Cabinet von Milelli — — es klingt ganz imperatorisch. Man wird sagen müssen, daß dieser gewaltige Brief des 21jährigen Jünglings, halb Robespierre, halb Marat, den besten Pamphleten der Revolutionsberedsamkeit nimmer nachsteht.

Ich will hier bemerken, daß unter den ſechs Deputirten Corsica's zum Convent, drei für die ewige Detention Ludwigs Capet, zwei für Detention bis zum Frieden und Verbannung darnach, Chriſtoforo Saliceti allein für den Tod ſtimmte.

Sechstes Kapitel.

Napoleons letzte Thätigkeit in Corsica.

Im Jahre 1791 ſollten zwei Bataillone in Corsica gebildet werden. Die Soldaten ſollten ihre Chefs ſelbſt ernennen. Da iſt es merkwürdig zu ſehen, wie der nachherige Cäſar es für die höchſte Ehre und ein faſt unerreichbares Glück erachtet, ſich zum Chef eines Bataillons emporzuſchwingen. Die Schwierigkeiten waren groß wie die Energie des jungen Candidaten. Ihm ſtanden die angeſehenſten Männer von Ajaccio entgegen, Cuneo, Lodovico Ornano, Ugo Peretti, Matias Pozzo di Borgo, der reiche Marius Peraldi. Peraldi machte Napoleon lächerlich, er ſpottete über ſeine Figur, ſeine geringen Ausſichten. Napoleon, ganz in Wut, forderte ihn. Peraldi nahm das Duell an. Sein Nebenbuler wartete auf ihn bis zum Abend an der kleinen Capelle der Griechen, unruhig auf und abwandelnd; aber Peraldi erſchien nicht, die Sippſchaft hatte das Duell hintertrieben.

Wenn man heute nach der Capelle der Griechen geht, von wo aus der Blick auf Stadt und Golf ſehr ſchön iſt, ſo ſieht man ſeitwärts über ſich einen kleinen joniſchen Tempel. Ich fragte nach ſeiner Bedeutung: es iſt das Grabmal der Peraldi, ſo ſagte man mir. Marius, der Nebenbuhler Napoleons um eine Majorſtelle, liegt dort begraben. Seine Familie hat keinen andern Ruf hinterlaſſen als den, eine der reichſten Corsica's zu ſein.

Madame Letitia opferte ihr halbes Vermögen, um dem geliebten Sohne das Commando des Bataillons zu verſchaffen. Ihr Haus war für Napoleons zahlreiche Partei ſtets geöffnet, ihr Tiſch ſtets gedeckt. In den Zimmern und auf der Flur lagen Matratzen bereit, um den bewaffneten Anhängern Aufnahme für die Nacht zu geben. Man lebte dort wie im Zuſtande der Vendetta. Die Lage war bedrohlich. Napoleon war nie ſo aufgeregt als in dieſer Zeit; er ſchlief nicht, und Tags ging er unruhig in den Zimmern umher oder beriet ſich mit dem Abbé Feſch und ſeinen Parteigängern. Er war nachdenklich und blaß, die Augen voll Feuer, die Seele voll Leidenſchaft. Vielleicht ging er dem Conſulat und dem Kaiſertum ruhiger entgegen als dem Range eines Majors der Nationalgarde von Ajaccio.

Der Commiſſär, welcher die Wahl leiten ſollte, war angekommen, und im Hauſe der Peraldi hatte er ſich einlogirt. Dies war fürchterlich. Man beſchloß einen 18. Brumaire, einen kleinen Staatsſtreich auszuführen. Die Partei Napoleon bewaffnet ſich, der wilde Bagaglino, bis an die Zähne bewaffnet, dringt Nachts in das Haus Peraldi, wo man mit dem Commiſſär eben bei Tiſche ſitzt. „Madame Letitia will Euch ſprechen," ruft Bagaglino drohend, „aber ſogleich." — Der Commiſſär folgt ihm, die Peraldi wagen es nicht ihn zurückzuhalten, die Napoleoniſten entführen den Gaſt, und ſie zwingen ihn ſich in die Casa Bonaparte einzuquartieren, unter dem Vorwande, daß er bei den Peraldi nicht frei ſei. Dieſer Staatsſtreich zeigt den Napoleon fix und fertig.

Die Casa Bonaparte hielt ſich im Kriegszuſtande, aber Peraldi wagte nichts. Nun erſchien der Tag der Wahl. In der Kirche San Francesco ſollte ſie vollzogen werden. Es gab einen Sturm, Geronimo Pozzo di Borgo ward von dem Rednerſtul geriſſen und nur mit Mühe geſchützt. Das Reſultat der Wahl war dieſes: Quenza, von der Partei Bonaparte, wurde

der erſte Chef, Napoleon der zweite nach ihm. Der Sieg war faſt vollſtändig, und das unerreichbare Ziel faſt erreicht: Napoleon zweiter Befehlshaber eines Bataillons!

Von dieſer Zeit an lebte er nur in ſeinem Bataillon, deſſen Seele er war. Hier machte er ſeine praktiſchen Studien ehe er ins Feld abging, wie er im Club von Ajaccio die Schule des Politikers durchmachte. Unterdeß wuchs die Spannung zwiſchen der Gegenpartei, den Ariſtokraten, den von eidſcheuen Prieſtern bearbeiteten Bürgern und dem Nationalbataillon von Tag zu Tage. Wenn man die heutigen Bergcorsen ſieht, kann man ſich ungefähr eine Vorſtellung von der Natur jenes Bataillons Quenza-Napoleon machen. Nicht ohne Grund wird der Bürger von Ajaccio dieſen Trupp in der Dreſſur begriffner Montagnards gefürchtet haben. Am Oſtertage des Jahres 1792 kam es zu einem blutigen Kampf zwiſchen dem Volk und dem Bataillon. Er entſpann ſich auf dem Diamantplatze und dauerte unter vielem Blutvergießen mehrere Tage, ohne daß die Civilbehörden oder der Militärcommandant Maillard ſich ins Mittel legten. Napoleon entging glücklich aller Lebensgefahr. Nachdem ſich nun der Sturm gelegt hatte, ſetzte er ein Rechtfertigungsſchreiben im Namen ſeines Bataillons auf, und adreſſirte es an das Departement, an den Kriegsminiſter und die Legislative. Es erſchienen darauf drei Commiſſäre; ſie ſtatteten günſtigen Bericht über die Führung des Bataillons ab, aber es wurde aus Ajaccio entfernt. Napoleon ging nach Corte, wo ihn Paoli mit Kälte empfing.

Im Mai deſſelben Jahres reiſte er nach Paris, um ſeine Schweſter Eliſa aus S. Cyr zu holen. Der Umſturz der Dinge überraſchte ihn hier und zertrümmerte die Ausſichten auf ein Armee-Avancement, die er in Paris zu verwirklichen gehofft hatte. Die leidenſchaftliche Natur des Corsen wurde davon ſo mächtig ergriffen, daß man ſagt, er habe Selbſtmordgedanken

gehegt. Er ward ſie los in einem Dialoge über den Selbſtmord. Napoleon verließ Paris bald nach dem ſchrecklichen 2. September und kehrte nach Corsica zurück.

Der Mann alſo, welcher beſtimmt war Europa umzugeſtalten, mühte ſich in derſelben Zeit wo Dumouriez mit den erſten Waffenthaten der jungen Republik die Welt in Erſtaunen ſetzte, in dem wilden Corsica ab, den Cabalen ſeiner Gegner Stand zu halten und ſelber Cabalen zu ſchmieden, und ſetzte täglich ſein Leben dem Dolchſtoß oder der Flintenkugel aus. In Corte wieder angekommen, entließ ihn Paoli mit Strenge. Ihre Wege gingen vollſtändig auseinander, denn in der Seele des jungen Bonaparte regten ſich nun andere Wünſche als die, in die Fußſtapfen des edlen Patrioten zu treten. Hätte er das gethan, wäre ſein Herz für die Freiheit Corsica's entzündet geblieben, dann zeigte mir heute vielleicht ein wilder Ziegenhirte in den Bergen irgend einen Schauerort und ſagte: ſeht, hier iſt der große Corſenhäuptling Napoleon Bonaparte gefallen, er war faſt ſo tapfer wie Sampiero.

Paoli gab ihm den Befehl ſich nach Boniſazio zu verfügen, um der Expedition gegen Sardinien ſich anzuſchließen. Murrend gehorchte Napoleon.

Acht Monate blieb er in Boniſazio, die nötigen Anordnungen zu treffen, ſo weit er damit beauftragt war. Am 22. Januar, einen Tag nach der Hinrichtung Ludwigs, hätte Napoleon in Boniſazio faſt das Leben verloren. Marineſoldaten, wütendes Geſindel aus Marſeille, waren ans Land gekommen und hatten mit dem Corſenbataillon Händel angefangen; als Napoleon herbeieilte, Ruhe zu ſchaffen, empfingen ſie ihn mit dem Gebrüll ça ira, riefen, daß er ein Ariſtokrat ſei, und auf ihn einſtürmend wollten ſie ihn an die Laterne hängen, bis es dem Maire, dem Volk und den Soldaten gelang die Bande zu verjagen.

Die Unternehmung auf Sardinien unter Truguets Ober-

befehl eingeleitet, um den Hof von Turin zu ſchrecken, ſchlug vollſtändig fehl. Man will wiſſen, daß Paoli an dem Mißlingen gearbeitet hatte. Zwar hatte er tauſend Mann Nationalgarden unter den Befehl ſeines vertrauteſten Freundes Colonna-Ceſari geſtellt, aber wie dieſer ſpäter ſelbſt erzählte, ihm geſagt: „Erinnere dich, o Ceſari, daß Sardinien der natürliche Verbündete unſerer Inſel iſt, daß es in allen Verhältniſſen uns mit Lebensmitteln und mit Munition verſorgt hat, daß der König von Piemont immer der Freund der Corsen und ihrer Sache geweſen iſt.“ Das Geſchwader, welches unter Colonna's Befehlen ſtand, verließ endlich den Hafen von Bonifazio und ſegelte gegen die Inſel Santa Maddalena. Napoleon ſtand unmittelbar unter Colonna und war mit der Artillerie beauftragt. Der junge Artilleriſt brannte vor Ungeduld, es war ſeine erſte Waffenthat. Einer der erſten ſprang er ans Land und ſchleuderte mit eigner Hand eine Brandkugel in das Caſtell Maddalena. Aber ſeine vorzüglichen Anordnungen hatten keinen Erfolg; die Sarden machten einen Ausfall, Colonna ließ ohne Weiteres zum Rückzuge blaſen.

Der junge Napoleon weinte vor Wut, er machte Colonna heftige Vorſtellungen, und da dieſer ihn mit Nichtachtung anhörte, wandte ſich Napoleon gegen einige Officiere und ſagte: Er verſteht mich nicht. — Colonna herrſchte ihm darauf zu: Ihr ſeid ein Unverſchämter! — Der junge Soldat kannte ſeine Pflicht, ſchwieg und ſtellte ſich an ſeinen Poſten. Ein Paradepferd iſt er und nichts anderes, ſagte er nachher. So war die erſte Waffenthat Napoleons ſieglos und ein Rückzug.

Als er darauf nach Bonifazio zurückgekehrt war, erfuhr er, daß Paoli, welcher nun die Maske abzuwerfen ſich genötigt ſah, das Bataillon Quenza aufgelöst habe. Dies geſchah im Frühlinge des Jahres 1793, zu der Zeit als der Convent Saliceti, Delcher und Lacombe als Commiſſäre auf die Inſel ſchickte. Lucian Bonaparte und Bartolomeo Arena hatten

Paoli denuncirt. Napoleon aber hatte an der Denunciation keinen Teil, vielmehr gebot ihm das Andenken seines Vaters und sein Edelmut den großen Landsmann zu verteidigen. Er schrieb selbst Paoli's Apologie und sandte sie dem Convente zu; dies war eine That, welche ihn ehrt. Die merkwürdige Schrift ist aufbehalten, doch an einigen Stellen lückenhaft; wie sie vorliegt, halte ich sie nur für den ersten Hinwurf Napoleons, aus welchem er dann ein Ganzes formen wollte.

Schreiben Napoleons an den Convent.

Repräsentanten!

Ihr seid die wahren Organe der Volkssouveränität. Alle eure Decrete sind von der Nation dictirt oder durch sie unmittelbar vollzogen. Jedes eurer Gesetze ist eine Wolthat und erwirbt euch einen neuen Anspruch auf den Dank der Nachwelt, welche euch die Republik verdankt, und auf den der Welt, welche von euch die Freiheit datiren wird.

Ein einziges eurer Decrete hat die Bürger der Stadt Ajaccio tief niedergeschlagen; dasjenige, welches einem 70jährigen schwachen Greise befiehlt sich an eure Barre zu schleppen, und ihn einen Augenblick neben den gottlosen Wühler oder den feilen Ehrgeizigen stellt.

Paoli sollte ein Wühler oder ein Ehrgeiziger sein?

Aufwiegler! und warum? Etwa um sich an der Familie der Bourbons zu rächen, deren perfide Politik sein Vaterland mit Jammer überhäufte und ihn zur Verbannung zwang? Aber endete jene nicht eben mit der Tyrannei, und habt ihr nicht eben seinen Groll, wenn er ihn noch bewahrt, in dem Blute Ludwigs gesättigt?

Aufwiegler! und warum? Etwa um die Aristokratie des Adels und der Priester wiederherzustellen? Er, welcher seit seinem 13. Jahre ..... er welcher, kaum an die Spitze der

Angelegenheiten gelangt, das Lehnswesen zerstörte, und keine andere Auszeichnung kannte, als die des Bürgers? er welcher, dreißig Jahre sind es her, gegen Rom kämpfte und excommunicirt ward (dieses ist eine Unrichtigkeit), welcher der Güter der Bischöfe sich bemächtigte, um sie zu geben, nach Venedig .... in Italien ....

Aufwiegler! und warum? Um Corsica an England zu liefern, er, welcher es nicht an Frankreich hat liefern wollen trotz der Offerten Chauvelins, der nicht Titel noch Gunstbezeugungen schonte!

Corsica an England geben! Was würde er gewinnen, wenn er in dem Kote Londons lebte? Warum blieb er nicht dort als er exilirt ward?

Paoli sollte Egoist sein? Wenn Paoli Egoist ist, was kann er noch mehr begehren? Er ist der Gegenstand der Liebe seiner Landsleute, welche ihm nichts verweigern; er steht an der Spitze der Armee; er befindet sich am Vorabend des Tages, wo er das Land gegen einen fremden Angriff verteidigen soll.

Wenn Paoli ehrgeizig war, so hat er alles bei der Republik gewonnen: und wenn er sich anhänglich zeigte an ... seit der constituirenden Versammlung, was muß er nicht heute thun, wo das Volk alles ist?

Paoli ehrgeizig! Repräsentanten, als die Franzosen von einem verderbten Hofe regiert waren, als man weder an die Tugend noch an die Vaterlandsliebe glaubte, hatte man ohne Zweifel sagen müssen, daß Paoli ehrgeizig war. Wir haben den Tyrannen den Krieg gemacht; das hat nicht sein sollen aus Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, sondern aus Ehrgeiz der Führer! In Coblenz also muß Paoli für ehrgeizig gelten; aber in Paris, in dem Centrum der französischen Freiheit, muß Paoli, wenn man ihn wol kennt, der Patriarch der französischen

Republik ſein; ſo wird die Nachwelt denken, ſo glaubt es das Volk. Folgt meiner Stimme, laßt die Verläumdung ſchweigen und die gründlich verderbten Menſchen, welche ſie als Mittel gebrauchen. Repräſentanten! Paoli iſt mehr als ein Greis von ſiebenzig Jahren, er iſt ſchwächlich! Ohne dies würde er an eure Barre gegangen ſein, um ſeine Feinde zu vernichten. Wir ſind ihm alles ſchuldig, bis auf das Glück eine franzöſiſche Republik zu ſein. Er genießt ſtets unſer Vertrauen. Nehmt, was ihn betrifft, euer Decret vom 2. April zurück und gebt dieſem ganzen Volke die Freude wieder ....“

Bald darauf überwarf ſich der junge Revolutionär mit Paoli bis zur tödtlichen Feindſchaft. Der greiſe Patriot fand in dem jungen Manne den heftigſten Gegner nicht ſeiner Perſon, ſondern ſeiner Ideen. Man erzählt, Paoli habe ihn damals noch nicht ganz erkannt und ihm angedeutet, daß er damit umgehe, Corsica von Frankreich loszureißen und eine Verbindung mit England anzuknüpfen. Entrüſtet ſei Napoleon aufgefahren, und Paoli in den leidenſchaftlichſten Haß gegen ihn gerathen. Pasquale's Anhang war zahlreich, und auch die Feſtung Ajaccio in den Händen ſeines Freundes Colonna. Er und Pozzo di Borgo, damals Generalprocurator, vor den Convent geladen, trotzten daher der Aufforderung; ſie lebten jetzt unter der Acht des Conventes und im offnen Kriege gegen die Franzoſen.

Nun beſtellten die drei Repräſentanten Napoleon Bonaparte zum Generalinſpector der Artillerie Corsica's, und gaben ihm auf, die Citadelle von Ajaccio zu erobern. Er verſuchte es, doch alle ſeine Anſtrengungen, die Feſtung ſeiner Vaterſtadt zu erzwingen, ſcheiterten. Das Schickſal hatte einmal für Napoleon in Corsica keine Lorbeern gepflanzt. Während dieſer Unternehmung ſchwebte ſein Leben in äußerſter Gefahr. Er beſetzte nämlich den Turm von Capitello am Golf von Ajaccio mit etwa 50 Mann, um von hier aus zu Lande zu operiren,

während die Kriegsfahrzeuge von der See her bombardirten. Ein Sturm wehte die Flotte aus dem Golf; Napoleon blieb von ihr abgeſchnitten in dem Turm allein und mußte durch drei Tage, von Pferdefleiſch ſich nährend, ſich verteidigen, bis einige Hirten von den Bergen ihn aus ſeiner Lage befreiten und er über Waſſer die Flotte wieder erreichte.

Mißmutig reiſte er nach Baſtia, zu Lande. Unterwegs aber erfuhr er, daß ſein Leben bedroht ſei, daß Marius Peraldi das Volk aufgewiegelt habe, ihn feſtzunehmen und an Paoli auszuliefern, der ihn wolle erſchießen laſſen, ſobald er ſeiner habhaft würde. In Vivario barg ihn der Pfarrer, in Bocognano wurde er von ſeinen Freunden mit äußerſter Not der Volkswut entriſſen; er verſteckte ſich dort in einem Zimmer und entſchlüpfte Nachts durch ein Fenſter auf die Straße. Glücklich entkam er nach Ajaccio. Aber auch hier noch heftiger bedroht, rettete er ſich aus ſeinem Hauſe in eine Grotte, nahe bei der Capelle der Griechen, wo er eine Nacht ſich verborgen hielt. Seine Freunde ſchifften ihn endlich ein, und ſo gelangte er über Meer nach Baſtia. Unterdeß richtete ſich die Wut der Paoliſten auch auf Napoleons Familie. Madame Letitia erſchrak vor den Anzeichen der nahen Gefahr und floh mit ihren Kindern nach Milelli, von einigen getreuen Paeſanen aus Baſtelica und Bocognano begleitet. Mit ihr waren Louis, Eliſa, Paolina und der Abbé Feſch; Hieronymus und Carolina blieben im Hauſe Ramolino verſteckt. Auch in Milelli nicht ſicher, entfloh die geängſtigte Familie während der Nacht nach dem Meere zu in die Gegend des Turms von Capitello, in der Hoffnung, die angekündigte franzöſiſche Flotte daſelbſt erwarten zu können. Die Flucht durch dieſes ſchwierige Bergland war mühſam, denn es gibt dort keine andern Wege als über das Geſtein, durch die Macchia und über die Bergwaſſer. Madame Letitia hielt die kleine zierliche Paolina an der Hand; Feſch ging mit Eliſa und mit Louis; voraus marſchirte ein Trupp von Landleuten

aus Baſtelica, dem Geburtsorte Sampiero's, dahinter die Männer von Bocognano, bewaffnet mit Dolchen, Flinten und Piſtolen. So irrte die Familie Napoleons über die Berge und erreichte nach vieler Anſtrengung, über Felſen kletternd und durch die Waſſer watend, das Ufer von Capitello, wo alle ſich im Buſchwalde verbargen.

In eben dieſer Zeit hatte Napoleon in Baſtia ein kleines Schiff beſtiegen und war der franzöſiſchen Flotte vorangeſegelt, welche von dort ausgelaufen war, um bei Ajaccio zu landen und das Caſtell zu nehmen. Napoleon ſtieg bei den Blutinſeln ans Land, wo viele der Hirten ſeiner Familie ihre Heerden hatten, und dort erfahrend, daß ſeine Familie auf der Flucht ſei, ſchickte er Hirten nach allen Gegenden ſie aufzuſuchen. Er wartete die Nacht hindurch auf Botſchaft. Es ward Morgen; er ſaß unter einem Felſen, ſorgenvoll an das Schickſal der Seinigen denkend — plötzlich ſtürzt ein Hirt auf ihn zu, rufend: rettet Euch! Ein Trupp Menſchen, aus Ajaccio ausgezogen, Bonaparte und ſeine Familie einzubringen, eilte auf ihn zu — Napoleon ſprang ins Meer. Sein kleines Schiff, eine Chebeque, hielt die Verfolger durch ſein Feuer zurück und glücklich nahm ihn das Boot auf.

An demſelben Tage ſegelte Bonaparte in den Golf ein, und an der Küſte hinſtreichend, bemerkte er Menſchen am Ufer, welche Zeichen gaben, daß ſie aufgenommen werden wollten. Es waren ſeine Mutter Letitia und ſeine Geſchwiſter.

Man ſchaffte ſie ſchnell nach Calvi, wo ſie Gaſtfreundſchaft fanden. Das Haus Bonaparte war von dem wütenden Volke geplündert worden. Ihre Rettung hatte die Familie allein der Umſicht des Corſen Coſta zu verdanken, welchem Napoleon noch in ſeinem Teſtament aus Erkenntlichkeit die Summe von 100,000 Franken vermachte.

Er ſelbſt ſegelte nach einem vergeblichen Verſuche auf Ajaccio, von der Flotte nicht unterſtützt und endlich abgerufen, gleich-

falls nach Calvi, und von hier aus Corsica verlaſſend, erſcheint er in Toulon wieder.

So hatte ihn Pasquale Paoli in die Weltgeſchichte hineingetrieben. Zwei Männer, die ſich als erbitterte Feinde gegenübergeſtanden, Marbeuf und Paoli, und das iſt der Despotismus und die Demokratie, hatten Napoleon ſeine Laufbahn gewieſen. Als er nun Conſul wurde und ſein Geſtirn glänzend über der Welt ſtand, war Paoli's Stern lange untergegangen. Tief bewegt es mich, denke ich mir da den edlen Greis Pasquale als verſchollenen Verbannten einſam in ſeinem Hauſe zu London, wie er in uneigennütziger Freude auf die Kunde von Napoleons Conſulernennung ſein Haus illuminirt, den Groll vergeſſend und hoffend, daß der große Corse ein Hort der Menſchheit ſein werde. In einem Brief ſagte er: „Napoleon hat unſere Vendetta an allen denen vollzogen, welche die Urſache unſres Falles geweſen ſind. Ich wünſche nur, daß er ſich ſeines Vaterlandes erinnern möge.“ Er blieb in der Verbannung: Napoleon rief ihn nicht zurück, vielleicht weil er fürchtete, die Eiferſucht der Franzoſen zu erregen.

In den Tagen ſeines Glücks vergaß Bonaparte ſein kleines Vaterland, undankbar und kleinlich wie alle Emporkömmlinge, welche an die dunkle Stelle ihrer Geburt nicht gerne erinnert ſein wollen. Er that nichts für das arme Land, und die Corsen haben ihm das nicht vergeſſen können. Sie erinnern ſich auch noch heute daran, daß der Kaiſer als ſich ihm einſt ein Corse vorſtellte, dieſen trocken fragte: „Nun, wie ſteht's in Corsica, ermorden ſich die Corsen noch immer?“

Seit ſeiner Flucht beſuchte er die Heimatsinſel nur noch einmal, als er von Egypten kam. Am 29. September 1799 lief ſein Schiff in den Hafen von Ajaccio ein; mit ihm waren Murat, der in anderer Geſtalt einſt dieſen Hafen verlaſſen ſollte, Eugen, Berthier, Lannes, Andreoſſi, Louis Bonaparte, Monge und Bertholet. Er wollte nicht ans Land, aber ſeine

Begleiter waren neugierig seinen Heimatsort kennen zu lernen, und er widerstand nicht länger ihren Bitten und denen der Bürger Ajaccio's. Ein Mann, der damals als Kind die Landung Napoleons mit angesehen hatte, erzählte mir davon. Seht, sagte er, dieser Platz war mit jauchzenden Menschen bedeckt und das Volk füllte die Dächer; es wollte den räthselhaften Mann sehen, der noch vor wenigen Jahren als schlichter Officier und als einer der Hauptdemokraten Ajaccio's hier herumgegangen war. Er stieg ab in der Casa Bonaparte. Er ging auf dem Diamantplatze spazieren. Da muß ich Euch eine Geschichte erzählen, welche ihm Ehre macht. Als Napoleon noch in Ajaccio war, waren die Priester und Aristokraten auf ihn sehr erbittert. Eines Tages will er in sein Haus zurückkehren; er ist gerade an die Ecke dieser Straße gekommen, da sieht er einen Priester, meinen eignen Verwandten, am Fenster jenes Hauses stehn, die Flinte auf ihn angelegt. In demselben Augenblick bückt sich Napoleon, und die Kugel schlägt über ihm weg in die Wand — einen Moment früher, und es gab keinen Kaiser Napoleon in der Welt. Jenem Priester nun begegnete der General Bonaparte auf dem Diamantplatze. Der Geistliche wich nach der andern Seite der Straße aus. Aber Napoleon sah ihn, kam auf ihn zu, gab ihm die Hand und erinnerte ihn heiter an die Vergangenheit. Seht, er war darin kein Corse, und große Menschen vergessen leicht Beleidigungen." Aber Napoleon war wol ganz Corse, als er den Herzog von Enghien erschießen ließ. Diese That war die That eines corsischen Banditen, und kann erst recht begriffen werden, wenn man weiß was die Blutrache in Corsica erlaubt, den Mord nämlich auch an den unschuldigen Gliedern der feindlichen Sippschaft. Nicht ganz konnte Napoleon sein corsisches Naturell verläugnen, und so war er auch romantisch, theatralisch, abenteuerlich wie die Corsen es zum Teile sind. Egypten, Rußland, Elba sind Stellen in seiner

Geſchichte, wo er nichts war als ein großer und genialer Abenteurer.

In Ajaccio ging er damals mit ſeinen Begleitern auf die Jagd; einen Tag brachte er in Milelli zu, wo er einſt das Pamphlet gegen Buttafuoco geſchrieben hatte. Wie viele bewundernswürdige Thaten lagen nun ſchon hinter ihm, wie viele Fürſten und Völker hatte nun ſchon die Gewalt ſeines Schwertes und der Donner ſeiner Phraſe niedergeworfen. Er rief ſeine Hirten, reichlich belohnte er jenen Bagaglino, der ihm einſt ſeinen erſten Staatsſtreich ausgeführt hatte. Seine Heerden, ſeine Aecker verteilte er. Auch ſeine Amme Camilla Ilari kam herbei; ſie umarmte ihn mit Schluchzen, ſie brachte ihm eine Flaſche voll Milch zum Geſchenk; in ihrer naiv einfältigen Weiſe ſagte ſie, mein Sohn, ich habe dir die Milch meines Herzens gegeben, nimm jetzt die Milch meiner Ziege. Napoleon ſchenkte ihr ein wohnliches Haus und reichliches Ackerland, und als er Kaiſer geworden war fügte er noch eine Penſion von 3600 Franken hinzu. — Nach einem Aufenthalt von ſechs Tagen ging er von Ajaccio nach Frankreich unter Segel.

Seitdem beſuchte er ſeine Heimatsinſel nie mehr; aber das Schickſal zeigte ſie eines Tages noch ſeinen Augen als er, ein geſchlagener Mann, beſeitigt von der Weltgeſchichte und für ihre Zwecke aufgebraucht, auf dem winzigen Felſen von Elba ſtand. Da zeigte ihm das ironiſche Schickſal die dunkle Stelle, von wo er einſt als Kind der Fortuna in die Welt gezogen war, ſein Glück zu ſuchen.

Später, auf Sanct Helena, kehrten ſeine Gedanken immer wieder zu Corsica zurück. Sterbende pflegen ihren Lebensgang in Gedanken zurückzuwandern und am liebſten bei ihrer Kindheit zu verweilen. Viel ſprach er von ſeiner Heimat. In den Commentaren ſagt er einmal: „Meine guten Corſen waren in der Zeit des Conſulats und des Kaiſerreichs nicht mit mir

zufrieden. Sie behaupteten, ich hätte wenig für mein Vaterland gethan ... Meine Feinde und mehr meine Neider ſpionirten um mich; alles was ich für meine Corsen that, ward wie ein Diebſtal ausgeſchrien und wie ein Unrecht gegen die Franzoſen. Dieſe notwendige Politik hatte mir das Gemüt meiner Landsleute abgewendet und ſie gegen mich erkältet. Ich bedaure ſie, doch ich konnte nicht anders handeln. Als die Corsen mich unglücklich ſahen, als ſie mich von manchem undankbaren Franzoſen mißhandelt, als ſie Europa gegen mich verſchworen ſahen, da vergaßen ſie alles wie Menſchen von feſter und unverdorbener Tugend, und fanden ſich bereit ſich für mich zu opfern, wenn ich es gewollt hätte ... Welche Erinnerungen hat mir Corsica gelaſſen! Ich denke noch mit Freude an ſeine ſchönen Gegenden, an ſeine Berge, ich erinnere mich noch jetzt an den Duft, den es aushaucht. Ich würde das Loos meines ſchönen Corsica verbeſſert haben, ich würde meine Mitbürger glücklich gemacht haben, aber der Umſturz iſt gekommen, und ich habe meine Pläne nicht ausführen können."

Die erſte Frage, welche Napoleon an den Corsen Antommarchi, ſeinen Arzt richtete, als er in S. Helena zu ihm ins Zimmer trat, war dieſe: Haben Sie einen Filippini? — Viele Landsleute ſeiner Inſel hatten ihn in ſeiner Laufbahn begleitet gehabt, viele hatte er erhoben, Bacciochi, Arena, Cervoni, Arrighi, Saliceti, Casabianca, Abbatucci, Sebaſtiani. Mit demſelben Colonna, welcher Paoli's Freund geweſen war und der ihn einſt befeindet hatte, war er bis zu ſeinem Ende innig befreundet. Man ſagt, daß Paoli jenem aufgetragen hatte, dem jungen Napoleon bei Ajaccio einen Hinterhalt zu legen, um ihn lebend oder todt aufzubringen; nun, man ſagt es. Deſſen weigerte ſich Colonna. Beiden Männern Paoli wie Napoleon blieb er Freund, ohne zu heucheln, denn er war ein edler Menſch. Er war der Erſte, welcher um Napoleons Flucht aus Elba wußte, und in ſeinem Teſtament von

S. Helena vertraute ihm der Kaiſer die Sorge um ſeine Mutter. Colonna unterzog ſich ihr gewiſſenhaft; bis an Letitia's Tode blieb er bei ihr als Freund und Hausmeiſter. Dann zog er ſich nach Vico bei Ajaccio zurück.

Aus eines Corsen Händen nahm der ſterbende Napoleon die letzte Oelung auf Sanct Helena; es war der Prieſter Vignale, welcher nachher in Corsica ermordet wurde. So ſtarb er unter ſeinen Heimatsbrüdern, die ihn nicht verlaſſen hatten.

Siebentes Kapitel.

Zwei Särge.

Wo kam der Thron des größten Königs hin?
Wo ſind die Großen all' voll Heldenſinn?
Du gehſt von hinnen, doch es währt die Welt.
Und keiner hat ihr Rätſel aufgehellt.
Voll weiſer Lehren iſt für uns ihr Lauf.
Warum denn achten wir ſo wenig drauf?

Firduſi (von Schack).

Indem ich die Geſchichte Napoleons, ſein glanzvolles Kaiſerreich, die Völker und die Fürſten, welche dieſer jähe Wandelſtern zu ſeinem Hofe heranzog, die Flut von Ereigniſſen und von Geſchicken, die er über die Welt warf, mir vergegenwärtigte, überkam mich in ſeinem nun todtenſtillen Hauſe Traurigkeit und Befriedigung zugleich.

Alle jene ungeheuren Leidenſchaften, welche nimmerſatt die halbe Welt verſchlangen, wo ſind ſie nun, was bewegen ſie noch? Sie ſind wie ein Traum, wie eine große Fabel, welche die Säugamme Zeit ihren Kindern erzählt. Dank ſei der Zeit. Sie iſt die ſtille und geheimnißvolle Macht, die alles wieder ebnet, ſelbſt die himmelaufragenden Herrſcher. Sie iſt der heilſame Oſtracismus, das wahre Scherbengericht.

Wo iſt Napoleon? Was blieb von ihm übrig? — —

Ein Name und eine Reliquie, welche ein leicht zu blendendes Volk nun öffentlich anbetet. Wie die verhaltene Leichenfeier Napoleons vom Jahre 1821 erscheint mir das, was nun jenseits des Rheins geschah. Aber die Todten stehen nicht mehr auf. Nach den Göttern kommen die Gespenster und nach der Welttragödie das Satirspiel. — Ein Leichengeruch geht durch die Welt, seitdem sie drüben, jenseits des Rheins, einen todten Mann aufgeweckt haben.

Ich ging aus dem Hause der Letitia in ihre Sargcapelle.

Die Straße des Königs von Rom führt zu der Kathedrale von Ajaccio. Die Kirche ist ein plumper Bau mit schlichter Façade, über deren Portal ein ausgelöschtes Wappen zu sehen ist. Ohne Zweifel war es das Wappen der Republik Genua. Das Innere ist bunt und ziemlich ländlich. Schwere Pfeiler trennen es in drei Schiffe; die Kuppel ist klein, wie die Tribüne.

Rechts nun befindet sich am Chor eine kleine schwarz ausgeschlagene Capelle. Zwei mit schwarzem Sammet überdeckte Särge stehen darin vor einem ganz dörflich ausgezierten Altar. Zu Fuß und zu Haupt eines jeden Sarges sind hölzerne Candelaber aufgestellt, und ein ewiges, doch ausgelöschtes Lämpchen hängt über jedem. Auf dem Sarge zur Linken liegt ein Cardinalhut und ein Immortellenkranz; auf dem Sarge zur Rechten eine Kaiserkrone und ein Immortellenkranz.

Das sind die Särge des Cardinals Fesch und der Madame Letitia. Im Jahre 1851 hat man sie aus ihren italischen Grüften hieher gebracht. Letitia war am 2. Februar 1836 in ihrem römischen Palast am venetianischen Platz gestorben, und ihr Sarg stand seitdem in einer Kirche der Stadt Corneto bei Rom.

Kein Marmor, kein Kunstwerk, kein Gräberpomp — nichts ziert die Stätte, wo eine Frau begraben liegt, welche einen Kaiser, drei Könige und drei Fürstinnen gebar.

Mich überraſchte die bewußtloſe Ironie und der tief tragiſche Sinn, welcher in dieſer faſt ländlichen Einfalt von Letitia's Gruftcapelle liegt. Sie gleicht einer fürſtlichen Todtengruft aus Theatercouliſſen. Ihr Sarg ruht auf einem hohen hölzernen Geſtell, von Holz ſind die plumpen Candelaber und das Gold daran iſt Schaum. Sammet dünkt der Ueberhang der Capelle, doch iſt er von gemeinem Tafft und die langen ſilbernen Franſen daran ſind Silberpapier. Jene goldne Kaiſerkrone auf dem Sarge iſt von Holz und mit Goldſchaum überklebt. Nur der Immortellenkranz Letitia's iſt ächt.

Man ſagte mir, daß dieſe Gruftcapelle proviſoriſch ſei, und daß man eine neue Kathedrale bauen werde mit einer ſchönen Todtengruft für die Mutter Napoleons. Das hat gute Wege, denn die Corsen ſind ſehr arm, und es ſollte mich auch dauern. Die wackern Bürger von Ajaccio wiſſen gar nicht, wie tiefſinnig ſie geweſen ſind. Es ſpricht eine ſo große Lebensweisheit aus dieſer Capelle . . . Was waren auch die Kronen, welche Letitia von Ajaccio und ihre Kinder trugen? Einen kurzen Abend lang waren ſie Fürſten, dann warfen ſie ſchnell Purpur und Scepter ab und verſchwanden, als wäre nichts geſchehn. Darum hat die Geſchichte ſelber die Krone von Goldſchaum auf den Sarg der Bürgerstochter Ramolino gelegt. Laßt ſie liegen, ſie iſt nicht minder ſchön, wenn ſie gleich unecht iſt wie das Glück der Baſtardkönige, welche dieſes Weib gebar.

Nie durfte wol, ſo lange die Welt ſteht, einer Mutter Herz höher ſchlagen, als das Herz des Weibes in dieſem Sarge. Ihre Kinder ſah ſie eins nach dem andern auf der höchſten Sonnenhöhe menſchlicher Herrlichkeit, aber eins nach dem andern ſah ſie dieſelben niederſtürzen. Sie hat dem Schickſal die Schuld bezahlt.

Welch ein unverſchuldetes Loos, und wie kam es, daß in dem Schooße einer jungen, heitern und eiteln Frau ſo

dämoniſche Mächte, dieſe völker- und ſtädteverſchlingenden Gewalten reifen mußten? —

Achtes Kapitel.

Pozzo di Borgo.

Das Haus in der Straße Napoleon, in welchem der Flüchtling Murat gewohnt hatte, iſt zu einem Palaſt umgeſchaffen. Das Wappen über der Thüre ſagt, daß es der Familie Pozzo di Borgo angehört. Nächſt den Bonaparte ſind die Pozzo die berühmteſte Familie Ajaccio's, von altem Adel und lange vor jenen in Corsica namhaft. Im ſechzehnten Jahrhundert zeichneten ſie ſich im Dienſte der Venetianer aus. Der corſiſche Dichter Biagino di Leca, welcher in ſeinem Epos il d'Ornano Marte die Thaten des Alfonso Ornano verherrlicht, preist zugleich auch mehrere Pozzo di Borgo und weiſſagt ihrem Geſchlecht unſterblichen Ruhm.

Wenigſtens hat die Familie eine europäiſche Bedeutung durch den Grafen Carlo Andrea erlangt, jenen Jugendgenoſſen Napoleons, Freund Paoli's und unerbittlichen Haſſer des Kaiſers. Er war am 8. März 1768 in Alata bei Ajaccio geboren; er hatte in Piſa die Rechte ſtudirt, wie Carlo Bonaparte, und ſpielte dann in Corsica erſt als Demokrat und Revolutionär, dann als Paoliſt eine Rolle. Im Jahre 1791 war er Abgeordneter von Ajaccio, dann Generalprocurator und Paoli's rechte Hand. Als Corsica ſich an England angeſchloſſen, wurde der gewandte Mann Präſident des corſiſchen Staatsrates unter dem Vicekönigtum Elliots. Man ſagt, daß der Diplomat ſeinen Gönner Paoli bei den Engländern in Mißcredit brachte, um ſeinen eigenen Einfluß geltend zu machen. Später verließ er Corsica, ging mehrmals nach London, nach Wien, nach Rußland, nach

Conſtantinopel, nach Syrien; die Welt und die Höfe durchwandernd, wie einſt Sampiero, ſchürte der unermüdliche Feind in raſtloſer Thätigkeit den Haß der Cabinette gegen Napoleon. Alexander hatte ihn im Jahre 1802 zum ruſſiſchen Staatsrat gemacht. Napoleon verfolgte ihn mit gleichem Haſſe; dieſen alle ſeine Bahnen durchſchleichenden Feind ſehnte er ſich in ſeine Gewalt zu bekommen. Nach dem Preßburger Frieden forderte er ſeine Auslieferung. Hätte er ſie erlangt, ſo würde er mit Pozzo di Borgo gethan haben, wie Carl der Zwölfte mit Patkul that. Merkwürdig iſt dieſe Feindſchaft — ſie iſt ja wol corſiſche Vendetta, corſiſcher Haß auf die Weltgeſchichte übertragen. Pozzo di Borgo war es, welcher Bernadotte gegen Napoleon zur Thätigkeit ſtimmte; er war es, welcher die Verbündeten zum ſchleunigen Marſche gegen Paris trieb; er war es, welcher den König von Rom beſeitigte, welcher auf dem Wiener Congreß darauf drang, Napoleon aus Elba in eine weit abgelegene Inſel zu verbannen. Bei Waterloo ſtand er ſeinem großen Gegner mit den Waffen in der Hand gegenüber und wurde verwundet. Als nun endlich ſein gigantiſcher Feind für immer gebändigt auf St. Helena da lag, ſprach der Diplomat im Gefühle ſeiner geſättigten Rache das ſtolze und fürchterliche Wort: Ich habe Napoleon nicht getödtet, aber ich habe auf ihn die letzte Schaufel Erde geworfen!

Pozzo die Borgo erndtete die ruſſiſche Grafenkrone und die Ehre, der bleibende Vertreter aller ruſſiſchen Staaten am Hofe Frankreichs zu ſein. In Paris lebend trat er freimütig der Reaction entgegen und geriet darüber in eine geſpannte Stellung mit den Höfen. Er war und blieb trotz ſeiner Laufbahn Corſe. Man erzählte mir, daß er die Landesart nimmer abgelegt hatte. Er liebte ſeine Heimat. Man könnte faſt ſagen, er bekriegte auch darin Napoleon, daß er ihm die Dankbarkeit ſeiner Landsleute nahm. Napoleon that nichts für Corſica, Pozzo di Borgo ſehr viel. Er ließ die Herausgabe der beiden

corsiſchen Geſchichtſchreiber Filippini und Peter beſorgen, und Gregori widmete ihm auch ſeine Sammlung der Statuten. Pozzo di Borgo's Name prangt nun auf den drei größeſten Documenten corsiſcher Geſchichte und iſt unauslöſchlich. Seine Wolthätigkeit in milden Stiftungen und Spenden an ſeine Landsleute war groß, wie ſein Vermögen. Er ſtarb als Privatmann in Paris am 15. Februar 1842, 74 Jahre alt, mit der Welt zerfallen, innerlich zerriſſen und geiſteskrank. Er war einer der gewandteſten Diplomaten und der ſcharfſinnigſten Köpfe dieſes Jahrhunderts.

Sein Vermögen ging auf ſeine Neffen über, welche ſich reiche Beſitzungen bei Ajaccio gekauft haben. Einer derſelben wurde vor wenigen Jahren in der Nähe der Stadt ermordet. Er war Verwalter der Wolthaten, welche der Graf Carlo Andrea ſpendete, und hatte ſich als ſolcher durch Ungerechtigkeiten verhaßt gemacht. Man erzählte mir, daß er nebenher ein Mädchen verführt hatte, und ſich weigerte, ein hohes Bußgeld an die Sippſchaft deſſelben zu zahlen. Die durch ihn Beleidigten beſchloßen ſeinen Tod. Als er eines Tags von ſeiner Villa nach der Stadt fuhr, umringten Jene den Wagen und rieſen ihm zu: Neffe des Carlo Andrea Pozzo di Borgo ſteige aus! Der Unglückliche that es ohne Zögern. Mit kaltem Blut vollzogen die Mörder die Execution, am hellen Tage und unter freiem Himmel, gleichſam als Act der Volksjuſtiz gegen einen Verbrecher. Nicht gleich hatten die Schüſſe den Mann getödtet. Die Mörder trugen den Sterbenden ſelbſt in den Wagen und befahlen dem Kutſcher, umzukehren, damit der Neffe Pozzo di Borgo's auf ſeinem Bette ſterbe. Dann gingen ſie in den Buſchwald, wo ſie nach einiger Zeit im Kampf mit den Gendarmen erſchlagen wurden.

Dies iſt ein Zug ſchrecklicher Gerechtigkeit, wie ſie in dem Lande der Corsen ſo oft geübt wird. Ich erzähle hier ein zweites Beiſpiel. Es iſt ein bewundernswürdiger und erſchüttern-

der Vorfall, welcher ſich in dem Geburtsdorf der Pozzo zu Alata wenige Millien von Ajaccio begeben hat.

* * *

Der corsiſche Brutus.

Zwei Grenadiere des franzöſiſchen Regiments Flandern, welches als genueſiſches Hülfscorps in Ajaccio lag, deſertirten. Sie flohen in die Berge von Alata und hielten ſich dort in den Wildniſſen verborgen, wo ſie das Mitleid und die Gaſtlichkeit der armen Hirten anſprachen.

Heilig iſt das Gaſtrecht. Wer es verletzt iſt nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menſchen gleich dem Kain.

Als es nun Frühling geworden war, jagten Officiere vom Regiment Flandern in jenen Bergen Alata's. Sie kamen dem Ort nahe, wo die Flüchtlinge ſich verſteckt hielten. Dieſe erblickten die Jäger und duckten ſich hinter einen Felſen, auf daß ſie nicht erkannt und zum Jagdwilde wurden. Dort weidete gerade ein junger Hirte ſeine Ziegenheerde. Der Herr von Nozières, Oberſt des Regiments, trat auf ihn zu und fragte ihn, ob etwa entflohene Grenadiere in den Bergen verſteckt wären. Ich weiß es nicht, ſagte der junge Hirt und war verlegen. Der Herr von Nozières ſchöpfte Argwohn. Er drohte dem Hirten mit Gefängniß im Turm von Ajaccio, wenn er nicht die Wahrheit ſage.

Da erſchrack Joſeph, er ſagte nichts, aber zitternd wies er mit der Hand nach dem Orte hin, wo die armen Deſerteure ſich verſteckt hielten. Der Officier verſtand ihn nicht. Rede! ſchrie er ihn an. Joſeph ſagte nichts, er zeigte wieder mit der Hand. Die anderen Officiere ließen nun die Hunde los und eilten nach der angedeuteten Stelle, vielleicht im Glauben, dort ein Thier zu finden, welches der einfältige Stumme ihnen gewieſen.

Es ſprangen die beiden Grenadiere auf, flohen, wurden eingeholt und feſtgemacht.

Dem Joſeph gab der Herr von Nozières vier blanke goldne Louisd'ors als Anzeigelohn. Wie der junge Hirte die Goldſtücke in der Hand hielt, vergaß er vor kindiſcher Freude Officiere und Grenadiere und die ganze Welt, denn er hatte niemals blankes Gold geſehn. Er lief in die Capanne ſeines Vaters, und Vater, Mutter und Bruder rief er zuſammen, geberdete ſich unſinnig vor Freude und zeigte ſeinen Schatz.

Wie haſt du dieſes Gold erworben, mein Sohn Joſeph? fragte der alte Hirte. Der Sohn erzählte was geſchehen war. Mit jedem Worte, das er ſprach, wurde das Geſicht ſeines Vaters finſterer, die Brüder entſetzten ſich, und wie Joſeph auserzählt hatte, war er ſelbſt blaß geworden wie der Tod.

Heilig iſt das Gaſtrecht. Wer es verletzt iſt nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menſchen gleich dem Kain.

Der alte Hirte warf einen ſchrecklichen Blick auf ſeinen zitternden Sohn, und ging aus der Capanne. Seine ganze Sippſchaft rief er zuſammen. Wie nun die Sippen gekommen waren, legte er ihnen den Fall vor und gab ihnen auf über ſeinen Sohn zu urteilen. Denn es ſcheine ihm, er ſei ein Verräter und habe ſeinen ganzen Stamm und das ganze Volk geſchändet.

Das Gericht der Sippen fällte den Spruch, daß Joſeph des Todes ſchuldig ſei, und das thaten ſie einſtimmig. Wehe mir und meinem Sohne! rief verzweifelt der Alte. Wehe meinem Weibe, daß ſie mir den Judas gebar!

Die Sippen gingen zu Joſeph. Sie nahmen ihn und führten ihn an die Stadtmauer von Ajaccio, an einen einſamen Ort.

Wartet hier, ſagte der alte Hirte, denn ich gehe zu dem Commandanten. Ich will ihn um das Leben der beiden Grenadiere bitten. Ihr Leben ſei auch meines Sohnes Leben.

Der Alte ging zu dem Herrn von Nozières. Er warf ſich vor ihm auf die Kniee und bat um die Begnadigung der

beiden Soldaten. Verwundert ſah ihn der Officier an und ſtaunte über eines Hirten Mitgefühl, der um zwei fremde Soldaten ſo bitterlich weinte. Aber er ſagte ihm, daß Deſerteure des Todes ſchuldig ſeien, denn ſo wolle es das Geſetz. Der Alte ſtand auf und ging ſeufzend hinweg.

Er kam zurück an die Mauer, wo die Sippen mit dem armen Joſeph ſtanden. Es war umſonſt, ſagte er. Mein Sohn Joſeph, du mußt ſterben, ſtirb wie ein braver Mann, und lebe wol!

Der arme Joſeph weinte, dann wurde er ſtill und gefaßt. Einen Prieſter hatte man geholt, der empfing ſeine Beichte und gab ihm den himmliſchen Troſt.

Es war gerade die Stunde, als man die beiden armen Deſerteure mit Spießruten zu Tode ſchlug. Da ſtellte ſich auch der arme Joſeph ruhig an die Mauer. Die Sippen zielten gut, und er fiel.

Wie er todt war, nahm ſein alter Vater bitterlich weinend die vier blanken Louisd'ors, gab ſie dem Prieſter und ſagte zu ihm: Gehet zu dem Commandanten und ſagt ihm: Herr, hier habt ihr den Judaslohn zurück. Wir ſind arme und redliche Menſchen und haben den gerichtet, welcher ihn aus eurer Hand empfing.

Heilig iſt das Gaſtrecht. Wer es verletzt iſt nach der alten Sitte der Väter vor Gott und Menſchen gleich dem Kain.

* * *

Lebhaft gedenkt man noch in Alata und Ajaccio der großherzigen That eines Weibes aus der Familie Pozzo di Borgo, vom Jahr 1794. Auch dieſe ſei hier erzählt.

Marianna Pozzo di Borgo.

In Appietto bei Ajaccio war alles Volk beim Carneval vergnügt. Nach alter Sitte, die noch heute auf der Inſel

beſteht, ſaß der Carnevalskönig von ſeinen Miniſtern umgeben, eine goldne Krone auf dem Haupt, mitten auf dem Marktplatz. Tiſche waren dort aufgeſtellt voll von Wein, Früchten und Speiſen mancherlei Art. Denn der König hatte tüchtig Steuern ausgeſchrieben; und dies iſt corsiſches Carnevalsgeſetz, daß er das Recht hat den Familien des Dorfes je nach ihrem Vermögen die Steuer aufzulegen, welche ſie in Wein und Speiſen zum gemeinen Beſten herbeizubringen haben.

Da wurde nun waidlich getrunken und geſchmaust. Die Citern und die Violinen ſpielten auf, und das junge Volk drehte ſich im Tanz.

Plötzlich fiel mitten in den Jubel hinein ein Flintenſchuß und ein Schrei, und alles ſtob aus einander. Ein wildes Gewühl entſtand auf dem Markte zu Appietto. Da lag in ſeinem Blut der junge Felix Pozzo di Borgo. Andrea Romanetti hatte ihn erſchoſſen — eine Beleidigung war gefallen. Andrea war in die Macchia geſprungen.

Man trug den todten Jüngling in das Haus ſeiner Mutter. Die Frauen erhoben den Lamento, keine Citer ſchallte mehr. Des Felix Mutter Marianna war verwittwet; viel Unglück hatte ſie erfahren. Als man den Jüngling auf den Friedhof gebracht hatte, weinte ſie nicht mehr, ſondern ſie dachte nur daran ihn zu rächen, denn ſie war eine mutige Frau und aus dem uralten Hauſe Colonna d'Iſtria.

Marianna legte die Frauenkleider ab und ein Mannskleid an. Sie hüllte ſich in den Pelone, ſetzte eine phrygiſche Mütze auf, umgürtete ſich mit der Carchera, ſteckte Dolch und Piſtolen in den Gurt und ergriff die Doppelflinte. Ganz glich ſie einem rauhen corsiſchen Manne, nur der Gürtel von Scharlach, eine Verbrämung von Sammt auf dem Pelone, und der zierliche Griff des Dolchs, der von Elfenbein und Perlmutter glänzte, verrieten, daß ſie von einem edlen Hauſe ſei.

Sie ſtellte ſich an die Spitze ihrer Verwandten, und ruhelos

verfolgte ſie den Mörder ihres Sohnes. Andrea Romanetti floh von Buſch zu Buſch, von Grotte zu Grotte, von Berg zu Berg. Aber Marianna war ihm auf den Ferſen. In einer finſtern Nacht warf ſich der Flüchtling in ſein eignes Haus im Dorf zu Marchesaccia. Hier entdeckte ihn ein Mädchen von der feindlichen Sippſchaft und gab von ſeinem Aufenthalte Kunde. Marianna eilte herbei. Ihre Verwandten umringten das Haus. Tapfer hielt ſich Romanetti, aber da ihm die Munition ausging und die Feinde bereits aufs Dach ſtiegen um durch daſſelbe einzudringen, erkannte er, daß er verloren ſei. Er dachte an nichts mehr, als an ſein Seelenheil, denn er war fromm und gottesfürchtig.

Haltet ein! rief Romanetti aus dem Hauſe; ich will mich ergeben, aber verſprechet mir, daß ehe ich ſterbe, ich beichten darf. Marianna verſprach ihm dieſes.

Alſo kam Romanetti hervor und gab ſich willig in die Hände ſeiner Feinde. Sie führten ihn in das Dorf zu Teppa und zogen mit ihm vor das Haus des Pfarrers Saverius Casalonga. Marianna rief den Geiſtlichen und bat ihn um Gottes Willen Romanetti's Beichte zu empfangen, denn darnach müſſe er ſterben.

Mit Tränen bat der Geiſtliche um das Leben des Unglücklichen; aber ſeine Bitten waren fruchtlos. Jener empfing die Beichte, und während der Mörder ihres Sohnes ſie vor dem Pfarrer ablegte, lag Marianna auf ihren Knieen und rief Gott an, daß er ſich ſeiner Seele erbarmen möge.

Die Beichte war vollbracht. Nun führten die Pozzo di Borgo Romanetti hinaus vor das Dorf und banden ihn an einen Baum.

Sie erhoben ihre Flinten — plötzlich ſtürzte Marianna herbei — haltet ein! rief ſie, um Gott haltet ein! und ſie lief an den Baum, woran Jener gebunden ſtand, und umſchloß mit ihren Armen den Mörder ihres Sohnes. Im Namen

Gottes, rief ſie, ich verzeihe ihm. Hat er mich auch zu der unſeligſten aller Mütter gemacht, ſo ſollt ihr ihm fürder kein Leides thun, und ehe mich erſchießen als ihn. Und ſo hielt ſie ihren Feind umſchloſſen und deckte ihn mit ihrem eigenen Leibe.

Der Prieſter trat hinzu. Es bedurfte ſeiner Worte nicht mehr. Die Männer löſten Romanetti, und zur Stunde ward er frei und ſein Haupt heilig den Sippen der Pozzo di Borgo daß ihm Keiner ein Haar krümmte.

Neuntes Kapitel.

Umgegend von Ajaccio.

Ich habe die Umgegend von Ajaccio durchwandert. Der enge Raum erlaubt eigentlich nur drei Straßen und einen Spaziergang längs des nördlichen Ufers, einen ins Land auf der Straße von Baſtia, einen an der andern Seite des Golfes nach Sartene zu. Berge ſchließen die vierte Seite ab. Da führen Landwege zwiſchen Weingärten hin, welche in großer Zahl die nordöſtliche Umgebung von Ajaccio ſchmücken.

In dieſen Weingärten ſieht man häufig jene wunderlichen Wächterhäuschen, welche Ajaccio eigentümlich ſind und Pergoliti genannt werden. Sie beſtehen aus vier jungen Pinienſtämmen, die frei in der Luft ein mit Stroh bedachtes Hüttchen tragen, worin der Wächter ſich niederlegen kann. Dieſer führt hier den ſtolzen Namen Barone. Er iſt bewaffnet mit einem Doppelgewehr und ſtößt von Zeit zu Zeit in ein Muſchelhorn oder in eine gellende Thonpfeife, um ſeine Gegenwart bemerklich zu machen und die Traubenfrevler zurückzuſchrecken.

Eines Abends führte mich ein freundlicher Greis in ſeinen Weinberg am Hügel S. Giovanni. Er beſchenkte mich reichlich

mit Muscatellertrauben und pflückte mir Mandeln, saftige Pflaumen und Feigen, die bunt durch einander zwischen den Rebenstöcken wuchsen. Er hatte mich des Wegs kommen sehn, und wie es so die gute gastliche Art ist, mich in seinen Garten genommen. Es war ein guter alter Vater, das rührende Bild des Alters, wie wir es in den Gedichten der Zeit Gleims dargestellt finden, welche in ihrer fabelnden Einfalt oft mehr menschliche Weisheit haben als die gelesensten Gedichte unserer Gegenwart. Gibt es ein schöneres Menschenbild, als einen heitern Greis in seinem Garten, den er in der Jugend gepflanzt hat, und dessen Früchte er nun milde austeilt an die Müden, die des Weges kommen? Ja, so soll das Menschenleben friedlich und wolthätig ausgehen.

Der Alte rühmte mir gesprächig diese und jene Frucht und sagte, wie man's machen müsse, um sie recht saftig zu bekommen. Die Reben zieht man hier in einer Höhe von vier bis fünf Fuß wie die Bohnen an Stöcken; in der Regel stehn deren vier in einer viereckigen leichten Vertiefung neben einander, mit den Spitzen zusammengebunden. Der Segen an Trauben war groß, aber an vielen Orten herrschte die Traubenkrankheit. Der Wein von Ajaccio ist feurig wie der Spanier. Ich fand in jener Vigna auch zum erstenmal die reife Frucht der indischen Feige. Wenn diese ihre Cactusblume abgeworfen hat, reift die Frucht schnell. Ihre Farbe ist gelblich; man schält die Rinde ab und gewinnt das Fleischige und Körnige der Feigen, welches unangenehm süß ist. Man hat schon Versuche gemacht, daraus Zucker zu ziehen. Die Triebkraft dieser Cactusart, welche bei Ajaccio in erstaunlicher Menge wächst, ist sehr groß. Ein abgerissenes Blatt schlägt hastig Wurzel im Boden und bildet sich dreist zu einer neuen Pflanze. Sie bedarf nur der geringsten Nahrung, des wenigsten Staubes, um fortzuwuchern.

Eine schloßartige Villa mit gothischen Türmchen und mächtigen

Imperator-Adlern von Stein ſteht neben S. Giovanni. Dies iſt die Villa des Principe Bacciocchi.

Die kleine fruchtreiche Ebne, welche ſich weiter am Ende des Golfes hinzieht, heißt Campo Loro. Der Geiſt einer düſtern Begebenheit aus dem Genueſenkriege ſchwebt über dieſem Goldfelde. Hier hatten ſich 21 Hirten aus Baſtelica aufgeſtellt, gewaltige Männer, Sampiero-Menſchen. Gegen 800 Griechen und Genueſen hielten ſie tapfer Stand, bis ſie in einem Sumpf eingeſchloſſen alleſammt getödtet wurden mit Ausnahme eines einzigen Jünglings. Dieſer hatte ſich unter die Todten geworfen, und zum Teil von ihnen bedeckt ſich für todt geſtellt. Es kamen aber die Genueſen, den Todten die Köpfe abzuſchneiden, um ſie auf die Mauern der Citadelle aufzupflanzen. Sie nahmen den jungen Hirten und führten ihn vor den genueſiſchen Leutnant. Zum Tode verurteilt, wurde der Jüngling, der Letzte der 21 Männer von Baſtelica, durch die Straßen von Ajaccio geführt, behängt mit ſechs Köpfen ſeiner Gefährten, und dann geviertelt und den Raben auf der Mauer ausgeſetzt.

Am Ende dieſes Feldes liegt der botaniſche Garten, eine Anlage, welche ſich von Ludwig XVI. herſchreibt, und die in ihren Anfängen unter der Obhut Carlo Bonaparte's ſtand. Sie war anfangs dazu beſtimmt, exotiſche Pflanzen zu acclimatiſiren, die man in Frankreich einführen wollte. Der Garten, von den Höhen gegen die kalten Winde geſchützt und der Mittagsſonne geöffnet, enthält die herrlichſten Gewächſe, welche unter freiem Himmel üppig gedeihen. Man wandelt dort umher unter prächtigen Magnolien, den wunderbaren Poincianen, Tulpenbäumen, Gledizien, Bignonien, Tamarinden und libanoniſchen Cedern. Auf den indiſchen Feigen entſteht dort auch die Cochenille nicht anders als in Mexico.

Der ſchöne Pflanzengarten verſetzt in tropiſche Gegenden, und wenn man unter einem jener fremd blühenden Bäume

ſteht und der Blick auf den tief blauen Golf fällt, über welchem die Sommerluft flimmert, ſo möchte man wahrlich glauben an irgend einem Golfe von Mexico zu ſtehn. Der Garten liegt hart an der Straße nach Baſtia, welche am meiſten belebt iſt. Namentlich iſt dies Abends der Fall, wo die Bewohner aus der Campagne heimkehren.

Ich machte mir oft das Vergnügen, mich am Golf niederzuſetzen und die Vorüberziehenden zu betrachten. Die Weiber ſind hier wolgebaut und von reinen und zarten Zügen. Oftmals überraſchte mich die Sanftmut ihrer Augen und die Weiße ihrer Geſichtsfarbe. Sie tragen das Mandile um den Kopf gebunden; am Sonntage iſt es von weißer Gaze und ſieht zur ſchwarzen Faldetta äußerſt ſauber aus. Die Bäuerinnen tragen hier allgemein kreisrunde Strohhüte mit ſehr niedrigem Boden. Das Weib legt auf den Strohhut ein kleines Kiſſen und trägt dann gewandt und flink ſchwere Laſten. Wie in Italien zeichnet die Frauen in Corsica natürliche Grazie des Benehmens aus. Ich hatte oft Gelegenheit, ihrer mich zu erfreuen. Ich begegnete eines Tags einem jungen Mädchen, welches mit Früchten nach der Stadt ging. Ich bat ſie, mir einige zu verkaufen. Das Mädchen ſetzte ſofort den Korb ab und mit der liebenswürdigſten Anmut bat ſie mich, zu eſſen wie viel ich wollte. Mit ebenſoviel Feinheit ſchlug ſie eine Geldentſchädigung aus. Sie war ſehr ärmlich gekleidet. So oft ich ihr nachher in Ajaccio begegnete, erwiderte ſie meinen Gruß mit einer Grazie, die auch einem vornehmen Fräulein wol würde geſtanden haben.

Da ſprengt nun ein Mann an uns vorbei. Sein zierliches Weib ging vielleicht eben vorüber, belaſtet mit Reisholz oder Viehfutter, der faule Mann aber kam aus den Bergen, wo er nichts that, als auf der Vendetta liegen. Sieht man dieſe Halbwilden in Schaaren zu dreien, ſechſen oder auch einzeln, reitend, gehend, alle das Doppelgewehr vor ſich, ſo möchte

man glauben, ſich im fortdauernden Kriegszuſtande zu befinden. Selbſt der Bauer, der auf ſeinem Heuwagen ſitzt, hat die Flinte übergehängt. Ich zählte in einer halben Stunde 26 mit Doppelflinten bewaffnete Leute, die an mir vorüber kamen, um nach Ajaccio zu gehen. Das Volk um Ajaccio iſt auch in Corsica bekannt als das ſtreitbarſte der Inſel.

Oft ſehen dieſe Menſchen kühn und maleriſch aus, oft abſchreckend häßlich und ſelbſt lächerlich. Sie ſitzen auf den kleinen Pferden, in der Regel kleine Menſchen von Napoleonsgröße, ſchwarzhaarig, ſchwarzbärtig, bronzefarbig; braunſchwarz und zottig iſt ihre Jacke, ebenſo die Hoſe; das Doppelgewehr hängt über der Schulter, an einem Riemen auf dem Rücken die gelbe runde Zucca, welche in der Regel nur mit Waſſer gefüllt iſt, an einem andern Riemen hängt der kleine Schlauch von Ziegen- oder Fuchsfell, in welchem Brod, Käſe und nötige Dinge hineingeſtopft ſind; um den Leib iſt der lederne Kartuſchengurt geſchnallt, an dem gewöhnlich ein lederner Tabaksbeutel hängt. So iſt der corſiſche Reiter fertig, und ſo liegt er alle Tage im Felde, während das Weib arbeitet. Ich konnte mich niemals eines Aergers enthalten, wenn ich dieſe furiöſen Menſchen das Pferd, auf dem häufig zwei Perſonen hinter einander ſitzen, unbarmherzig antreibend, mit Geſchrei vorüber jagen ſah, und wenn ich dabei auf die ſchönen Ufer des Golfs blickte, auf welchen kein Dorf ſichtbar iſt. Ihr Boden könnte hundertfältige Frucht tragen, nun trägt er Rosmarin, Dorn und Diſteln und wildes Oelgeſtrüppe.

Erfreuend iſt der Gang an der nördlichen Seite des Golfs längs des Strandes. Dort brechen ſich bei leichtem Winde die Wellen an den Granitriffen und überſchäumen ſie mit ihrem milchweißen Schaum. Zur rechten Seite ſteigen die Uferberge auf, welche nahe an der Stadt mit Oelbäumen bedeckt ſind, weiter hin kahl und öde werden bis zum Cap Muro.

Auf dieſem Ufer ſteht hart am Meer die kleine Capelle

der Griechen. Man konnte mir nicht ſagen, weshalb ſie dieſen Namen trage, da ſie doch der Madonna del Carmine geweiht iſt und den Namen der Familie Pozzo di Borgo (Puteo-Burgensis) auf einer Tafel führt. Wahrſcheinlich hatte man ſie den Griechen eingeräumt, als ſie nach Ajaccio kamen. Die Genueſen hatten die Mainoten-Colonie nach Paomia weit oberhalb Ajaccio angeſiedelt. Dieſe fleißigen Männer waren von den Corsen beſtändig bedroht. Voll Haß und Verachtung gegen die Eindringlinge, welche ihre Colonie zu ſchöner Blüte gebracht hatten, überfielen ſie den Ackerbauer beim Pfluge, erdolchten ihn, erſchoſſen den Winzer in ſeinem Weinberge, und verwüſteten die Felder und die Fruchtgärten. Im Jahre 1731 wurden die armen Griechen aus ihrer Colonie gejagt; ſie flohen nach Ajaccio, wo die Genueſen, denen ſie ſtets treu blieben, drei Companien aus ihnen bildeten. Als nun die Inſel den Franzoſen untertan wurde, gab man ihnen Cargeſe zur Beſitzung. Sie brachten das Ländchen in Flor, aber kaum darin warm geworden, überfiel ſie der Corse wieder im Jahre 1793, warf Feuer in ihre Häuſer, vertilgte ihre Heerden, zertrat ihre Weinberge, und zwang die Mainoten wiederum nach Ajaccio zu fliehen. Der General Caſabianca führte die Vertriebenen im Jahre 1797 nach Cargeſe zurück, wo ſie nun unangetaſtet leben. Die Eigentümlichkeit ihrer Sitten iſt geſchwunden; ſie ſprechen corsiſch wie ihre ſchlimmen Umwohner, unter ſich aber reden ſie ein verfälſchtes Griechiſch. Cargeſe liegt nördlich von Ajaccio am Meer, ſeitwärts von den Bädern von Vico und denen von Guagno.

Auf demſelben nördlichen Ufer ſtehen viele kleine Capellen zerſtreut, in mannichfaltiger Form, rund, vieleckig, gekuppelt, in Sarkophag-, in Tempelform, mit weißen Mauern umſchloſſen und zwiſchen Cypreſſen und Trauerweiden. Es ſind Familiengräber. Ihre Lage am Ufer, in den grünen Gebüſchen, und ihre zierliche mauriſche Form geben ein ſehr

freundliches Bild. Der Corse läßt ſich nicht leicht auf dem öffentlichen Kirchhoſe begraben; nach der uralten Sitte der Patriarchen will er in ſeinem Beſitztum mit den Seinen begraben ſein. Daher iſt die ganze Inſel mit Gruftcapellen überſtreut, welche oft die reizendſte Lage haben und das Maleriſche der Gegenden erhöhen.

Weiter wandernd gegen das Cap Muro, wo hart am Ufer einige rote Granitklippen liegen, die blutigen Inſeln, mit einem Fanal und mehreren genueſiſchen Wachttürmen, fand ich Fiſcher beſchäftigt, das Netz an den Strand zu ziehn. Sie ſtanden in zwei Reihen von je 10 bis 12 Mann; eine jede wand ein langes Tau auf, an dem das Netz befeſtigt war. Solche Taue ſind auf jeder Seite mehr als 150 Ellen lang; was von ihnen mühſam aufgewunden iſt, wobei die Fiſcher mit den Händen und der Bruſt an einem Gurte ziehn, wird geſchickt und ſauber in einer Kreislinie auſeinandergehäuft. Nach drei Viertelſtunden war das Netz am Strande, einem wolgefüllten Sacke gleich. Wie es nun auseinander geſchlagen wurde, war es ein Wimmeln, Zappeln, Springen und Krabbeln von dem armen Seegethier — zumeiſt waren es Sardellen, und die größeſten Fiſche Rochen (razza), die unſerm baltiſchen Flinder ähnen. Am langgeſpitzten Schwanze tragen ſie einen böſen Stachel. Vorſichtig legt der Fiſcher den Rochen auf den Boden und ſchneidet ihm mit dem Meſſer den Stachelſchwanz ab. Es war ein emſiges und rüſtiges Volk, kräftige Leute. Die Corsen ſind ſo tüchtig auf der See, wie in den Bergen. Der Granitberg und das Meer beſtimmen beide den Charakter der Inſel und ihrer Bevölkerung, daher zerfällt dieſe in zwei uralte gleich kräftige Stände, die Hirten und die Fiſcher. — Die Fiſcherei bei Ajaccio iſt ſehr bedeutend wie in allen Golfen Corsica's. Im April zieht auch der Thunfiſch längs den Küſten Spaniens, Frankreichs und Genua's in den Canal von Corsica; der Haifiſch iſt ſein geſchworner

Feind. Er zeigt ſich oft in dieſen Meeren, aber dem Ufer kommt er nicht nahe.

Als ich in der Dunkelheit von dieſer Strandwanderung nach Ajaccio zurückkehrte, fiel in meiner Nähe in den Bergen ein Flintenſchuß. Ein Mann kam auf mich zugeeilt und fragte ſehr erregt: Sie hörten den Schuß? — Ja, mein Herr. — Sahen Sie etwas? — Nein, mein Herr. — Der Frager verſchwand wieder. Zwei Sbirren kamen vorüber. Was war's? — Vielleicht fiel Einer in den Bergen in ſein Blut. Die Spaziergänge hier zu Lande können recht dramatiſch ſein. Immer von einem Hauch des Todes iſt man hier umwittert, und die Natur ſelbſt hat hier den Reiz einer ſchwermütigen Schönheit.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel.

Von Ajaccio bis zum Tal Ornano.

Die Straße von Ajaccio nach Sartene iſt reich an merkwürdigen Gegenden und eigentümlichen Anſichten. Eine Zeit lang führt ſie längs des Golfes fort, geht über den Gravonefluß, und dann in das Tal Prunelli. Die Anſicht des großen Golfs iſt von allen Seiten gleich herrlich; ſie entſchwindet bald und bald zeigt ſie ſich wieder, weil der Weg ſpiralförmig an den Bergen hinläuft.

An der Mündung des Prunelli ſteht einſam der Turm von Capitello, den wir aus der Geſchichte Napoleons kennen.

Der Ortſchaften gibt es hier wenige, wie Fontanaccia, Serrola und Cavro. Cavro iſt ein zerteiltes Paeſe in einer wildromantiſchen Berggegend, welche an Granit und Porphyr reich iſt, und von den üppigſten Weingärten umgeben. Zehn Minuten weiter gelangt man in den Felſengrund, in welchem Sampiero ermordet wurde. Die Ornani hatten das Mordlocal gut gewählt. Dort ſtehen hohe Felſen im Kreiſe umher, ein Steg windet ſich in die Tiefe, welche ein Bergwaſſer durchrauſcht, und Eichen, Oelbäume und wildes Geſtrüpp bedecken den Ort. Auf einem Felſen in der Nähe ſieht man noch die Trümmer der Burg Giglio, wo Sampiero übernachtete, ehe er in ſeinen Tod ging. Vergebens ſah ich mich nach einem

Denkzeichen um, welches dem Wandrer ſagen möchte, daß in dieſem Schauerort der heldenmütigſte aller Corsen gefallen ſei. Auch dies iſt charakteriſtiſch für die Corsen — das lebendige Gedächtniß iſt das einzige Denkmal ihrer wilden, tragiſchen Geſchichte. Ein jeder Fels ihrer Inſel iſt Denkſtein ihrer Thaten: ſie mögen daher der Gedächtnißſäulen und der Inſchriften leicht entbehren, ſo lange die geſchichtlichen Ereigniſſe noch als ein Teil von ihrem eignen Weſen fortleben. Denn ſobald ein Volk anfängt, ſein Land mit Denkmälern auszuſchmücken, liefert es den Beweis, daß ſeine Kraft verloren ging. Ganz Italien iſt heute ein Muſeum von Denkſäulen, von Statuen und Inſchriften. In Corsica blieb auch hier der Naturſtand und die lebendige Ueberlieferung. Auch würden die Corsen nicht einmal verſtehen, was ein Standbild ſoll; und wunderlich würde es unter ihnen ſich ausnehmen. Als Pasquale Paoli nach ſeiner Rückkehr aus England eine Bildſäule votirt wurde und er ſie ablehnte, ſagte ein Corse: einem einfachen Manne eine Bildſäule ſetzen, iſt ſo viel als ihm eine Ohrfeige geben.

An dem Rande der düſtern Mordſchlucht fand ich indeß eine Gruppe von lebendigen Standbildern Sampiero's, Bauern, welche die phrygiſche Freiheitsmütze in die Stirn gedrückt, in der Sonne plauderten. Ich trat an ſie heran und wir redeten von dem alten Helden. Das Volk hat ihm den ehrendſten Zunamen gegeben, den irgend eines Volkes Sohn tragen darf, denn er wird niemals anders genannt als Sampiero Corso. Schlagend hat ſich in dieſem Zunamen das Urteil ſeiner Landsleute ausgeſprochen, daß Sampiero der vollkommenſte Ausdruck des corsiſchen Volkscharakters ſei, und daß er ſein Volk bedeute. Die ganze Natur des Inſellandes faßt ſich in dieſem Manne aus Urgranit zuſammen, wilde Tapferkeit, Freiheitsglut, Vaterlandsliebe, durchdringender Verſtand, Armut und Bedürfnißloſigkeit, Rauhheit und Jähzorn, vulkaniſche Leiden-

ſchaft, Rachſucht, daß er wie Othello der Mohr ſein Weib erwürgte; und damit in der Geſchichte des Sampiero Corso nicht auch der ganze blutige Zug fehle, welcher die corsiſche Nationalität heute pſychologiſch ſo merkwürdig macht, wurde an ihm ſelber die Blutrache vollzogen. In einem frühen Jahrhundert lebend konnte er das volkstümliche Weſen noch ganz bewahren. Das aber wird ſchon in Pasquale Paoli durch den humaniſtiſchen Zug ſeines Jahrhunderts verallgemeinert.

Von Sampiero's Söhnen haben wir den älteſten Alfonso d'Ornano nach ſeines Vaters Tode eine Zeitlang den Krieg gegen Genua fortführen ſehen, bis er auswanderte. Im Jahre 1570 ernannte ihn Catharina von Medicis zum Colonel des Corsenregiments, welches ſie in Dienſte genommen hatte. Er glänzte in vielen Schlachten und Belagerungen unter Carl IX. und Heinrich III. Nach der Ermordung dieſes Königs, in deſſen Namen er die Dauphiné regierte, bemühte ſich die Liga den einflußreichen Corsen auf ihre Seite zu ziehn, aber Alfonso war einer der Erſten, welche Heinrich IV. anerkannten, und wurde ſeine kräftigſte Stütze. Der König ernannte ihn zum Marſchall von Frankreich und vergalt ihm ſeine Treue durch ſeine Freundſchaft. In einem Briefe ſchreibt Heinrich an Alfonso: „Mein Couſin, durch Eure Depeſche, welche mir der Herr von Tour überbracht hat, habe ich die erſte Nachricht von dem erhalten, was Ihr ſo glücklich in meiner Stadt Romans ausgeführt habt. Gott ſchenkt mir die Gunſt, daß faſt alle dieſe böſen Anſchläge ohne Erfolg bleiben, nächſt ihm, weiß ich, hat in dieſer Sache niemand ein ſo großes Verdienſt um mich, als Ihr, der mit aller Klugheit und Tapferkeit gehandelt hat, wie nur zu wünſchen war, und deß will ich Euch Dank wiſſen. Es iſt nur die Fortſetzung Eurer gewohnten Handlungsweiſe und des Glückes, das alle Eure guten Abſichten begleitet.“ Im Jahre 1594 unterwarf Alfonso dem Könige auch Lyon, daun Vienne und viele Städte der

Provence und Dauphiné. Er war das Schrecken der feindlichen Partei, und wie er durch ſein kriegeriſches Genie gefürchtet war, ſo wurde er auch wegen ſeiner Gerechtigkeit und Menſchenliebe geachtet. Viele durch die Peſt und den Krieg heruntergekommne Städte Frankreichs unterſtützte er aus eignen Mitteln. Er ſtarb im Alter von 62 Jahren, im Jahr 1610 zu Paris und liegt in der Kirche de la Merci in Bordeaux begraben. Von ſeiner Gemalin, einer Tochter des Nicolas de Pontevèze, Herrn von Flassan, hatte er mehrere Kinder, von denen ein Sohn Jean Baptiſte d'Ornano gleichfalls Marſchall von Frankreich wurde. Zur Zeit Richelieu's ſtürzten ihn Intriguen des Hofes; der Miniſter warf ihn in die Baſtille, wo er, wie man ſagt auf deſſen Befehl vergiftet im Jahre 1626 ſtarb. Im Jahr 1670 erloſch der Stamm Sampiero's, welcher mit Alfonso nach Frankreich hinübergegangen war.

Sein zweiter Sohn Anton Francesco d'Ornano nahm wie der Vater ein blutiges Ende. Es war derſelbe, mit welchem die unglückliche Mutter Vannina von Marſeille nach Genua auf die Flucht ſich begab, und den ſie bei ſich hatte, als der raſende Vater ſie ermordete. Anton Francesco lebte wie ſein Bruder am Hofe Frankreichs. Jung und feurig wollte er die Welt ſehen und begleitete den Geſandten Heinrichs III. nach Rom. Eines Tages gab das Kartenſpiel die Veranlaſſung zu einem Streit zwiſchen ihm und den franzöſiſchen Herren der Geſandtſchaft, namentlich dem Herrn de la Roggia. Der ungeſtüme Corſe beleidigte den Franzoſen durch einige heftige Worte, aber dieſer verſteckte ſeinen rachſüchtigen Groll, ſo daß der junge Ornano nichts argwöhnte. Hierauf machten dieſe Herren gemeinſchaftlich einen Ritt nach dem Coloſſeum; Ornano blieb mit ſeinem Diener allein, nachdem ſeine italieniſchen Freunde ihn verlaſſen hatten, und mit ihm waren zwölf Franzoſen, ſechs zu Fuße und ſechs zu Pferd. Der Herr von Roggia lud ihn höflich ein, abzuſteigen um einen Gang ins Coloſſeum

zu machen. Ornano folgte der Einladung ohne Weiteres, aber kaum war er abgeſtiegen, als die tückiſchen Franzoſen über ihn herfielen. Schon aus vielen Wunden blutend, verteidigte ſich der Sohn Sampiero's gegen die Uebermacht mit heroiſcher Tapferkeit. Nachdem er ſich den Rücken an einem Pfeiler gedeckt hatte, hielt er mit dem Degen ſo lange Stand, bis er niederſtürzte. Die Mörder ließen ihn in ſeinem Blute liegen und entwichen. Bis auf den Tod verwundet wurde Anton Francesco nach Hauſe getragen, wo er am folgenden Tage ſtarb. Das geſchah im Jahre 1580. Er hinterließ keine Nachkommen, und war nicht verheiratet.

Ich habe das Grab dieſes jüngſten Sohnes Sampiero's in der Kirche San Crisogono im Traſtevere von Rom beſucht, wo er unter vielen corſiſchen Herren begraben liegt, denn dieſe Kirche war den Corſen in alter Zeit eingeräumt, da viele Flüchtlinge in Oſtia und auf dem Tiber-Borgo ſich anſiedelten. Anton Francesco ſoll das ſprechende Ebenbild ſeines Vaters geweſen ſein; man ſagt, daß er von ihm wie Geſicht und Geſtalt, ſo auch die Unerſchrockenheit geerbt habe; und dieſe Tugend wird an Sampiero ſo hoch gerühmt, wie ſie die Römer an Fabricius rühmten. Wie Pyrrhus dieſen General durch das plötzliche Erſcheinen eines Elephanten zu ſchrecken ſuchte, ſo verſuchte der Sultan Soliman Aehnliches mit Sampiero. Die Sage erzählt nämlich, daß der Großherr eines Tages ſich überzeugen wollte, ob was man von Sampiero's Unerſchrockenheit erzähle übertrieben ſei oder nicht. Als nun Sampiero bei ihm zu Tiſche ſaß, ließ er in dem Augenblick als der Corſe die Schale zum Trinken an den Mund ſetzte, eine zweipfündige Kanone unter dem Tiſch abfeuern. Aller Augen waren auf Sampiero gerichtet. Der aber verzog keine Miene; der Schuß machte auf ihn nicht mehr Eindruck als etwa das Geräuſch einer Taſſe, die einem Sclaven aus der Hand gefallen wäre.

Weiter nordwärts von Cavro liegt der große Canton Baſtelica, welcher durch eine Gebirgskette vom Canton Zicavo geſchieden wird. Dieſes rauhe Gebirgsland, aufgetürmt aus gewaltigen Granitmaſſen, voll von wilden Tälern, welche der knorrige Eichbaum beſchattet, und rieſige, hie und da beſchneite Berghäupter umragen, iſt das Vaterland Sampiero's. In Baſtelica oder vielmehr in Dominicaccia zeigt man noch das ſchwarze Haus, worin er geboren wurde; denn ſein eigenes haben die Genueſen unter Stefan Doria niedergeriſſen. Viele Erinnerungen an ihn leben in dieſer Gegend, welche die Phantaſie des Volks in Gedächtnißmalen mancher Art geheiligt hat. Denn bald iſt es eine Fußſpur Sampiero's im Felſen, bald ein Abdruck ſeiner Flinte, bald eine Höle, bald eine Eiche unter der er geſeſſen haben ſoll.

Alles Volk dieſes Tales Prunelli zeichnet ſich durch kräftigen Wuchs und kriegeriſche Phyſiognomie aus; meiſt ſind es Hirten, rauhe Männer von den eiſernen Sitten der Altvordern, und von der Cultur gänzlich unberührt geblieben. Die Männer von Baſtelica und die von Morosaglia galten ſtets als die Stärkſten unter allen Corsen.

Der Gebirgskamm von San Giorgio trennt das Tal Prunelli von dem großen Tale Taravo. Hat man ſein Joch, die Bocca, paſſirt, ſo breiten ſich vor dem Blick zwei ſchöne mit Ortſchaften reich beſetzte Gebirgstäler aus, Iſtria und Ornano. Der Fluß Taravo durchſtrömt ſie, Felſen durchrauſchend. Ich ſuche vergebens eine bekannte Gegend Italiens, um durch Erinnerung an ſie die Vorſtellung ſolcher corſiſcher Bergtäler deutlich zu machen. Der Apennin würde in manchen Teilen ihnen nahe kommen. Aber dieſe corſiſchen Berge und Täler erſchienen mir doch bei weitem großartiger, wilder, maleriſcher durch ihre Caſtanienhaine, durch die braunen Felſenwände, die ſchäumenden Waſſer, die ſchwärzlichen zerſtreuten Dörfer, und ganz unvergleichlich wird das Gemälde, wenn ſich plötzlich in der Ferne das ſtralende Meer zeigt.

In dieſen Bergen hausten die alten Adelsgeſchlechter der Istria und der Ornano, welche die Landestradition von jenem Hugo Colonna abſteigen läßt, den ich in der Geſchichte der Corsen genannt habe. Mancher Turm und manches zertrümmerte Caſtell gibt noch eine halbverſchollne Kunde. Die Hauptcantons dieſer Gegend ſind S. Maria und Petreto.

In S. Maria d'Ornano war der Sitz der Ornani. Urſprünglich hieß auch die Pieve Ornano, heute aber heißt ſie Santa Maria. Schönes Land iſt ringsum, lachend durch grüne Hügel, Viehweiden und Olivenhaine. Hier war das Vaterland der ſchönen Vannina, und da ſteht auch noch das turmartig hohe, braune Haus, welches ihr gehört hat, maleriſch gelegen auf einer das Tal beherrſchenden Höhe. Nahe dabei erblickt man die Trümmer eines Caſtells, welches Sampiero erbaut hat, und eine Capelle in deſſen Nähe, wo er die Meſſe hörte. Man ſagt, daß er ſich begnügt habe, im Fenſter ſeines Schloſſes zu liegen, wenn die Meſſe geleſen wurde. Er baute jenes Caſtell im Jahre 1554.

Zweites Kapitel.

Von Ornano nach Sartene.

Der Taravo macht die Grenze zwiſchen der Provinz Ajaccio und der von Sartene, des ſüdlichſten der corsiſchen Arrondiſſements. Gleich am Eingange liegt der ſchöne Canton Petreto und Bicchiſano, welcher ſich am Taravo bis zum Golf von Valinco hinunterzieht. Die Anſicht der Landſchaft und des tief unten flutenden Meerbuſens gilt ſelbſt den Corsen für eine der herrlichſten ihrer Inſel. Ueberhaupt ſind alle dieſe Gegenden jenſeits der Berge von überraſchend mächtiger Art und tragen den edelſten Stempel der Urnatur. Es liegen in

dieſem Canton zerſtreut die Ruinen der Herrenſchlöſſer von Iſtria, aber kläglich zertrümmert und nur ſelten ſo weit aufrecht, daß man ihr ſchwarzes Mauerwerk auf den erſten Blick vom Granit der Felſen unterſcheiden kann.

Auf einem Berge oberhalb Sollacaro ſtehen die Trümmer eines Schloſſes jenes in der Geſchichte genannten Vincentello d'Iſtria tief begraben unter Baumesſchatten und Schlingpflanzen. An dieſes Schloß knüpft ſich eine der wilden Sagen, welche die Corsen und auch die furchtbare Zeit des Mittelalters bezeichnen. Es ſtand hier früher ein andres Schloß, in welchem eine ſchöne und unbändige Dame Savilia wohnte. Dieſe lockte einſt einen mächtigen Herrn, Giudice von Iſtria, in ihre Burg, nachdem ſie ihm ihre Hand zugeſagt hatte. Iſtria kam und Savilia ließ ihn in das Turmverließ werfen. Aber jeden Morgen ſtieg ſie zum Gefängniſſe hinab, und indem ſie ſich am Gitter deſſelben vor den Augen Iſtria's entblößte, höhnte ſie ihn mit den Worten: ſchaue mich an, iſt dieſer Leib gemacht, von einem häßlichen Manne wie du biſt genoſſen zu werden? So trieb ſie es lange Zeit, bis es Iſtria endlich gelang zu entkommen. Rachevoll zog er mit ſeinen Vaſallen vor Savilia's Burg, erbrach ſie und machte ſie dem Boden gleich; die ſchöne Amazone ſetzte er in eine Hütte auf einen Scheideweg, wo er ſie zwang, ſich jedem Vorübergehenden Preis zu geben. Savilia verſchied am dritten Tage. — Später baute Vincentello d'Iſtria an der Stelle der zerſtörten Burg jene, welche nun auch in Trümmern liegt.

Die nächſte Pieve Olmeto war ein Lehn der Iſtria. Hochſtrebende Berge umſchließen den Hauptort Olmeto von der einen Seite, nach der andern liegt ihm zu Füßen ein herrlichſtilles Olivental, welches der Golf von Valinco beſpült. Auch hier zeigte man mir auf einem der ſchroffſten Berge, dem Buttareto, die Trümmer eines Caſtells, welches ehedem die Burg des Arrigo della Rocca geweſen war. Erhaben und

zaubervoll iſt der Blick von Olmeto in das Tal und auf den Golf. Seine Linien ſind ſanft, ſeine Ufer braun und ſchweigend. Seine äußerſten Landſpitzen ſind nördlich das Cap Porto Pollo, ſüdlich Campo Moro. Der Name Mohrenlager, welchen das Cap, ein kleiner daran gelegener Ort und ein Wachtturm führen, weckt lebhaft die Erinnerung an die Saracenen, die ehemals ſo oft hier landeten. Von der ſaraceniſchen Eroberung durch den ſagenhaften Maurenkönig Lanza Anciſa her, hat die Inſel Corsica noch ihr Wappen behalten, den Mohrenkopf mit der Stirnbinde. Mauriſch braun iſt hier alles Uferland und von einer unſäglichen Sommerſtille. Als ich nach dem kleinen Hafenort Propriano am Golfe kam, wehte mich aufs neu dieſer Geiſt der Weltabgeſchiedenheit an, den man auf dem öden Inſellande ſo lieb gewinnt. Auf dem Strande aber ſtanden viele Männer, friſchblühende, dunkelgelockte Männer, alle das Doppelgewehr auf der Schulter, wie in Bereitſchaft, die Sarazenen abzuwehren. Der Anblick dieſer ernſten Kriegergeſtalten und die melancholiſche Wildheit des Uferlandes entrücken ganz in die ſagenhafte Saracenenzeit. Mir fällt eine ſpaniſche Romanze ein, welche den aus der Geſchichte der Corsen bekannten Corsaren Dragut beſingt. An dieſem Golf läßt ſie ſich unter Kriegergeſtalten wol vernehmen.

Dragut vor Tariſa

Angeſichtes von Tariſa
Wenig mehr denn eine Meile,
Meiſter Dragut der Corsare,
Der Corsar zu See und Lande,
Von den Chriſten er entdeckte
Und von Malta Segel fünfe.
Deshalb ward er da genötigt
Laut und hörbar ſo zu rufen:

Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Meiſter Dragut der Corsare
Ein Kanon abfeuern ließ er,
Das Signal ſie ſollten hören
Die da Holz und Waſſer holten.
Antwort gaben da die Chriſten
Von dem Strand und den Galeeren,
Und vom Hafen auch die Glocken
In das Schreien lärmten alſo,
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Und der Chriſt der darob weinte,
Daß die Hoffnung ihm geſtorben,
Heitert auf nun ſeine Trauer,
Weil er ſeine Freiheit hoffet.
Dragut mit den Capitanen
Augenblicks den Kriegsrat hielt er,
Ob zu warten gut ſie thäten,
Ob die Segel aufzuhiſſen:
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Und die Andern ſagten alſo:
Warte! Warte! Laß ſie nahen,
Wenn in hohe See wir kommen,
Dann wird unſer ſein Victoria.
Dragut laut und hörbar rief er:

Ihr Canaljen auf zum Kampfe,
Kanoniere allmitſammen,
Laden, ſchießen, laden, rufen:
Al arma! al arma! al arma!
Cierra! cierra! cierra!
Que el enemigo viene à darnos guerra.

Der Refrain dieſes lebendigen Liedes würde deutſch heißen: „zu den Waffen! zu den Waffen! zu den Waffen! Gefahr! Gefahr! Gefahr! denn es naht uns zu bekriegen die Feindesſchaar.“ Ich habe den ſpaniſchen Refrain beibehalten, weil er ſich gut ausnimmt.

Am 12. Juni 1564 landete Sampiero in dieſem Golf von Valinco — ein erzner Klang mehr in dieſen kriegeriſchen Erinnerungen.

Nach dem Lande zu erhebt ſich die Gegend zum wüſten Gebirge, deſſen Seiten mit grauem Felsgetrümmer überſtreut ſind. Steine, Geſtrüpp, Uferſand und ein Sumpf machen dieſen Strich beſonders traurig. Doch wächſt hier die immergrüne Eiche und die Korkeiche reichlich, und das rauhe Land trägt Korn und volltraubigen Wein. — Endlich ſah ich Sartene vor mir, ein großes Paeſe, ſchwermutsvoll in ſchwermütigen Bergen vereinſamt.

Drittes Kapitel.

Die Stadt Sartene.

Die Stadt Sartene hat nur 3890 Einwohner. Sie iſt der Hauptort des Arrondiſſements, welches in acht Pieven oder Cantons 29,300 Einwohner zählt. Sartene erſchien mir uncultivirt und weniger ſtädtiſch ausſehend als ſelbſt Calvi und

das kleine Isola Rossa; denn in nichts unterſcheidet ſie ſich von den andern großen Paeſen der Inſel. Ihre Bauart iſt die landesübliche der Dörfer, nur etwas verſchönt. Alle Häuſer, ſelbſt der Turm der Hauptkirche ſind aus braunem Geſtein gebaut, welches übereinander gelegt und mit Lehm verfeſtigt iſt. Die Kirche allein iſt gelb übertüncht, alle anderen Gebäude ſehen ſchwarzbraun aus. Viele ſind elend wie Capannen, einige Gaſſen an dem Bergabhange ſo enge, daß höchſtens zwei Menſchen nebeneinander ſtehen können. Hohe ſteinerne Treppen führen zu der gewölbten Thüre, welche in der Mitte der Vorderwand angebracht iſt. Ich durchwanderte dieſe Gaſſen: ſie ſchienen mir würdig von Dämonen bewohnt zu werden, und ſo meine ich möchte Dis ausſehen, die Stadt der Hölle beim Dante. Doch gibt es auch in dem Quartier Santa Anna zierliche Häuſer der Reichen, und einige ſehen trotz ihres ſchwarzen Materials gut genug aus. Originell und höchſt maleriſch ſind ſie alle, und das verdanken ſie auch den ſtumpfwinkligen Dächern welche weit über die Wände hinausragen, und den vielen Schornſteinen italieniſchen Stils, die bald ſäulenartig mit bizarren Knäufen, bald als Spitztürmchen, bald in Obeliskenform aufgeſetzt ſind. Ein ſolches Dach verſchönert das Haus, und wenn deſſen Wände aus regelrecht behauenen Steinen errichtet ſind, ſo läßt man ſich ihre Art wol gefallen. Aber auch meine Capannen vom Monte Rotondo fand ich mitten auf dem Markte wieder. Dies waren nämlich Vorratshäuſer der Bürger. Wunderlich nehmen ſich dazu die prunkvollen Namen einiger Gaſthäuſer aus, auf denen zu leſen iſt Hôtel de l'Europe, de Paris und de la France.

Der Name Sartene erinnert an Sardinien oder an den Saracen. Man wußte mir nicht zu ſagen, woher er komme. In alten Zeiten hieß der Ort Sartino und die Stadttradition erzählt, daß er durch ſeine mineraliſchen Waſſer berühmt war. Da kamen viele Gäſte, die Quellen zu gebrauchen. Die armen

Einwohner des Fleckens ſtarben darüber vor Hunger, weil die Gäſte ihre Frucht verzehrten. Sie verſchütteten alſo die Quellen, verließen ihre Häuſer und bauten ſie höher hinauf in den Bergen. Wenn dieſe Sage wahr iſt, ſo ſpricht ſie nicht gegen die corſiſche Trägheit.

Schrecklich litt Sartene von den Saracenen. Nach wiederholten Einfällen überraſchten die Barbaresken die Stadt im Jahre 1583 und ſchleppten an einem Tage 400 Perſonen in die Gefangenſchaft, alſo wol den dritten Teil der damaligen Bevölkerung. Seitdem umgaben ſich die Sartener mit einer feſten Mauer.

Heute ſieht man dem ſtillen Ort, deſſen Einwohner auf dem idylliſchen Marktplatze unter dem großen Ulmbaume friedlich beiſammen ſtehn, gar nicht an, daß er in ſeinen Mauern ſo grimme Leidenſchaften verbergen kann. Denn nach der Julirevolution war Sartene jahrelang der Schauplatz eines gräulichen Bürgerkrieges. Der Ort hatte ſich ſchon im Jahre 1815 in zwei Parteien geteilt, in die Anhänger der Familie Rocca Serra und die der Ortoli. Jene ſind die Reichen und bewohnen das Viertel Sant' Anna, dieſe die Armen und bewohnen den Borgo. Beide Factionen hatten die Häuſer geſperrt, die Fenſter geſchloſſen, thaten Ausfälle auf einander und erſchoßen und erdolchten ſich mit großer Wut. Die Rocca Serra waren die Weißen oder die Bourboniſten, die Ortoli die Roten oder die Liberalen; jene hatten der Gegenpartei den Eintritt in ihre Viertel unterſagt, aber die Ortoli wollten ihn ertrotzen und zogen eines Tages mit Fahnen nach Sta. Anna. Augenblicks ſchoßen die Rocca Serra aus ihren Häuſern, tödteten drei Menſchen und verwundeten andere. Dies war das Signal zu einem blutigen Kampf. Des folgenden Tags kamen viele hundert Bergbewohner mit ihren Flinten herab und belagerten Sta. Anna. Die Regierung ſchickte Militär, aber obwol dieſes ſcheinbar Ruhe ſchaffte, lagen die beiden Parteien immerfort

gegen einander zu Felde und tödteten ſich viele Leute. Die Spannung dauert auch heute, wenn gleich die Rocca Serra und Ortoli nach einer 33jährigen Feindſchaft am Feſt der Präſidentenwahl Ludwig Napoleons zum erſtenmal ſich verſöhnlich näherten und ihre Kinder mit einander tanzen ließen.

Dieſe unausrottbaren Familienkriege bieten in Corsica dasſelbe Gemälde dar, welches die Städte Italiens Florenz, Bologna, Verona, Padua, Mailand in alter Zeit gegeben haben, und ſo findet man das italieniſche Mittelalter noch heute in Corsica wieder und dieſelben Tumulte, welche Dino Compagni in ſeiner florentiniſchen Chronik ſo plaſtiſch dargeſtellt hat, den Krieg der Bürger, welche wie Dante klagt, von einem Graben und von ein und derſelben Mauer umſchloſſen ſind. Aber dieſe corsiſchen Familienkriege ſind weit fürchterlicher, weil ſie in ſo kleinen Ortſchaften geführt werden, in Dörfern, die oft kaum 1000 Seelen haben, und deren Einwohner durch die Bande des Blutes und der Gaſtfreundſchaft unauflöslich an einander gekettet ſind.

Heute iſt das Völkchen von Sartene feierlich auf dem Marktplatz verſammelt, wo man ein wunderliches Gerüſt für den 15. Auguſt, den Namenstag Napoleons, herrichtet, um darauf ein Feuerwerk loszubrennen. Vielleicht wird das Feſt den Zwiſt aufs neue entflammen, und dieſe ſchwarzen Häuſer könnten in wenig Tagen ſich in eben ſo viel kleine Feſtungen verwandeln, woraus Feind den Feind zu treffen weiß. Hier gab die Politik zum Bürgerkriege Anlaß, anderswo thut es die Beleidigung irgend einer Perſon und der geringfügigſte Umſtand. Für eine getödtete Ziege ſtarben einſt 16 Menſchen und ein ganzer Canton ſtand in Waffen. Ein junger Menſch wirft ſeinem Hunde ein Stück Brod zu, der Hund eines andern ſchnappt es ihm weg, daraus entſteht ein Krieg zwiſchen Gemeinden, und die Folge iſt Mord und Tod auf beiden Seiten. Es fehlt nicht an Gelegenheiten zum Kampf bei den Communalwahlen, bei Feſtlichkeiten

und Tänzen. Manchesmal ſind die Anläſſe ſehr lachenswert. Im Jahre 1832 gab ein todter Eſel in Marana den Grund zu einem blutigen Kriege zwiſchen zwei Dörfern. In der Oſterwoche ging nämlich eine Proceſſion nach einer Capelle und ſtieß auf dem Wege auf einen todten Eſel. Darob entſetzte ſich der Küſter und fing über die zu fluchen an, welche das Thier auf den Weg geworfen und die heilige Proceſſion alſo verunehrt hätten. Sofort erhob ſich ein Streit zwiſchen den Leuten aus Lucciana und denen aus Borgo, in welche Gemeinde der Eſel gehöre, und man griff zu den Waffen und wechſelte Schüſſe: die Proceſſion verwandelte ſich in eine Schlacht. Eine Dorfſchaft wälzte den Eſel auf die andere; eine trug ihn der andern zu; bald ſchleppten ihn die von Borgo nach Lucciana, bald die von Lucciana nach Borgo, und das geſchah von beiden Seiten unter beſtändigem Schießen und wütendem Kampfgeſchrei.

So kämpften einſt Trojaner und Griechen um die Leiche des Patroclus. Die von Borgo ſchleppten den todten Eſel einmal bis an die Kirche von Lucciana, wo ſie ihn an der Kirchenthüre niederwarfen, aber die von Lucciana hoben ihn wieder auf und nachdem ſie Borgo erſtürmt hatten, ſpießten ſie den Eſel auf den Glockenturm. Endlich ließ der Podeſtà das corpus delicti,' welches von ſolcher Wanderſchaft mürbe ſich bereits auflöſen wollte, ergreifen, und der todte Eſel ward verſcharrt und zur Ruhe gebracht. Der Dichter Viale hat ein komiſches Epos auf dieſen todten Eſel gedichtet in Weiſe des geraubten Eimers von Bologna.

Ein Detachement von zehn Gendarmen liegt in Sartene in Station. Ebenſoviel pflegen in jedem Cantonsort oder in ſolchen Dörfern zu liegen, welche beſonders unruhig ſind. Der Officier war ein Elſäßer, der ſchon 22 Jahre in Corsica lebte und ganz glücklich ſchien, unvermutet einen Landsmann zu treffen. Jedesmal wenn ich Elſäßer oder Lothringer treffe — die letzteren ſprechen ein ſehr gebrochnes Deutſch — empfinde

ich geſchichtliche Schmerzen um dieſe verlornen deutſchen Brüder. Denn es iſt ein bleibender Schmerz für uns, ein Stück edler deutſcher Erde in den Händen der Franzoſen zu wiſſen. Jener Officier klagte ſehr über den gefährlichen Dienſt und den kleinen Krieg gegen die Banditen. Er zeigte mir in der Ferne einen Berg, den hohen Incudine. Sehen Sie, ſagte er, dort ſitzt ein Hauptbandit, auf den wir Jagd machen wie auf einen Muffrone. Eintauſend und fünfhundert Franken ſtehn auf ſeinem Kopf, doch ſie ſind ſchwer zu verdienen. Vor einigen Tagen haben wir 29 Menſchen eingebracht, welche dem Banditen Lebensmittel zugetragen haben. Sie ſitzen hier in dieſer Caſerne.

Was wird ihre Strafe ſein?

Wenn man ihnen das Verbrechen erwieſen hat, ein Jahr Gefängniß. Sie ſind Hirten oder Leute von den Bergen, Freunde und Verwandte des Banditen. — Armes Corsica! was ſoll unter ſolchen Umſtänden aus deiner Induſtrie und deinem Ackerbau werden!

Der Anblick des Berges Incudine, in welchem ich den armen Banditen ſitzen wußte, und der Familienkrieg von Sartene gibt wieder Veranlaſſung zu Erzählungen aus dem unerſchöpflichen corſiſchen Landesroman der Blutrache. Wir wollen uns alſo auf einen Felſen ſetzen, wo wir die mächtigen Berge und den Golf von Valinco ſehen, und ein paar Erzählungen aus dem Flintenlaufe hören.

Viertes Kapitel.

Zwei Geſchichten aus dem Flintenlauf.

Orso Paolo.

Eines Tages feierte das Volk zu Monte d'Olmo ein Kirchenfeſt. Die Prieſter ſtanden ſchon am Altare, ein Teil der

Gemeinde war ſchon im Gotteshauſe verſammelt, andere ſaßen noch auf dem Kirchenplatze und plauderten über allerlei Dinge. Es waren darunter die Vincenti und die Grimaldi, deren Familien ſeit uralter Zeit in ererbtem Hader lagen. Heute wagten ſie ſich Aug' in Auge zu ſehen, weil das Gottesfeſt aller Feindſchaft Einhalt gebot.

Da warf Einer die Frage auf, ob die Geiſtlichen gehalten ſein ſollten, während der Proceſſion die Kapuzen der Brüderſchaft zu tragen oder nicht.

Nein, ſagte Orso Paolo aus der Familie der Vincenti, ſie ſollen dazu nicht gehalten ſein, denn es iſt das bei unſern Altvordern nicht der Brauch geweſen.

Ja, rief Ruggero aus der Familie Grimaldi, ſie ſollen dazu gehalten ſein, denn ſo ſchreibt es die Sitte der Religion vor.

Und ſo ſtritten ſie hin und her über Kapuzen oder Nichtkapuzen, und auf dem Kirchenplatz gab es ein Lärmen und Toben, als galt es zu entſcheiden, ob Genua oder Nicht-Genua. Einer nahm dem andern das Wort, einer ſprang nach dem andern auf den Stein, ſeine Meinung zu verfechten, und man ziſchte oder rief Beifall, jubelte oder höhnte, je nachdem ein Grimaldi oder ein Vincenti ein Wort über die Kapuzen geſagt hatte.

Plötzlich fiel eine Beleidigung. Augenblicks erhob ſich ein Wutgeſchrei, und die Piſtolen wurden aus den Gürteln geriſſen. Die Grimaldi warfen ſich auf Orso Paolo, und dieſer ſchoß unter die Angreifer. Es fiel Antonio, der älteſte Sohn Ruggero's, zum Tode verwundet.

Da ſchwieg in der Kirche die Meſſe. Das Volk ſtürzte heraus, Männer, Weiber, Kinder, die Prieſter im Meßgewande, die Crucifixe in der Hand.

Das ganze Dorf von Olmo war ein Gewühl von Fliehenden und Verfolgenden, und ſchallte wieder von Wutgeſchrei und von Flintenſchüſſen. Die Grimaldi ſchrieen nach Orso Paolo, daß ſie ihn mordeten.

Gleich einem Hirſche war Orso hinweggeſprungen, den Buſchwald zu erreichen. Aber ſeine Verfolger verrannten ihm, von der Rache beflügelt, den Weg und ſuchten ihn zu umſtellen.

Von allen Seiten ſah er die Wütenden heranſtürzen; ihre Kugeln umſauſten ihn. Er konnte den Buſchwald nicht erreichen, und nur noch wenige Minuten Zeit hatte er, einen Entſchluß zu faſſen. Kein Ausweg blieb ihm, nur ein Haus ſtand nahe am Berge, und dies war das Haus ſeines Todfeindes Ruggero.

Orso Paolo ſprang in dieſes Haus und verrammelte die Thüre. Er hatte ſeine Waffen bei ſich, ſeine Carchera war voll von Kartuſchen, Lebensvorrat fand ſich im Hauſe genug, er konnte ſich Tagelang dort halten. Auch ſtand es leer, denn alle ſeine Bewohner waren ins Dorf geeilt und Ruggero's Weib um den Verwundeten Antonio beſchäftigt. Ihr zweiter Sohn, ein Kind von wenigen Jahren, war allein im Hauſe zurückgeblieben und dort eingeſchlafen.

Kaum hatte ſich Orso Paolo dort verſchanzt, als Ruggero mit allen Grimaldi erſchien: aber Jener ſtreckte ihnen aus der Oeffnung des Fenſters ſeinen Flintenlauf entgegen und drohte jedem mit der Kugel, welcher es wagen würde, der Thüre zu nahen. Keiner wagte es.

Wütend ſtanden ſie vor dem Hauſe, und wußten nicht, was ſie beginnen ſollten; Ruggero raste, daß der Todfeind in ſeinem eignen Hauſe den Zufluchtsort gefunden habe. Er ſchrie auf wie der Tiger ſchreit, welcher den Fang ſieht, den er nicht erreichen kann.

So ſtand der wütende Haufe, und es mehrte ſich mit jeder Minute das Gewühl von denen die herzuſtrömten und die Luft mit ihrem Geſchrei erfüllten. In dieſes Toben miſchte ſich der Klageruf der Weiber. Sie trugen eben den ſchwer verwundeten Antonio in das Haus eines Verwandten. Beim Anblick ſeines Sohnes verdoppelte ſich die Wut Ruggero's, und ſelber ſtürzte

er in ein Haus und riß einen Feuerbrand aus dem Herde, ihn auf ſein eignes Dach zu werfen, um Orſo Paolo mit ihm zugleich zu verbrennen. Wie er den Brand in der Hand ſchwang und anderen zuſchrie, Feuer auf ſein Dach zu werfen, ſtürzte ihm ſein Weib in den Weg. Raſender, rief ſie, unſer Kind iſt im Hauſe. Willſt du dein Kind verbrennen? Antonio liegt auf dem Tode — dort ſchläft Francesco in ſeiner Kammer — willſt du dein letztes Kind ermorden?

Laß es mit ihm verbrennen, ſchrie Ruggero, laß die Welt verbrennen, wenn nur Orſo Paolo umkommt.

Heulend warf ſich das Weib dem Manne zu Füßen, umſchlang ſeine Kniee und wollte ihn nicht von der Stelle laſſen. Aber Ruggero ſchleuderte ſie von ſich und warf den Feuerbrand in ſein Haus.

Die Flamme ſtieg auf, die Funken flogen mit dem Winde. Die Mutter war leblos niedergeſtürzt. Man trug ſie dorthin, wo ihr Sohn Antonio lag.

Ruggero aber ſtand vor dem brennenden Hauſe, welches die Grimaldi umringt hatten, damit Orſo Paolo wenn er entſpränge, ihren Kugeln nicht entfliehe; Ruggero ſtand vor ſeinem Hauſe und ſtarrte mit grauſem Lachen in die Flammen, wie ſie lohend und praſſelnd zuſammenſchlugen, und wenn die Balken in einander krachten ſchrie er auf vor Rachluſt und vor wilder Pein, denn es war ihm, als ſtürzte ein jeder brennende Balken auf ſein eignes Herz.

Manchmal ſchien es, als zeigte ſich eine Geſtalt in den Flammen, doch war es vielleicht eine ſchwarze Rauchwolke, oder eine herumzitternde Feuerſäule — jetzt wieder war es, als weinte drinnen die Stimme eines Kindes. Plötzlich krachte das Dach zuſammen und Rauch und Feuerlohe ſchlugen aus dem ſtürzenden Trümmergraus gen Himmel.

Ruggero, welcher ſtumm und ſtarr da geſtanden, vorgebeugten Leibes und mit ſtierem Auge, die Hand gegen das

Haus ausgeſtreckt, fiel mit einem dumpfen Schrei zu Boden. Man trug ihn zu ſeinem wunden Sohne Antonio. Wie er hier zu ſich kam, begriff er erſt nicht was geſchehen ſei, aber es tagte bald in ſeiner Seele; der Flammenſchein ſeines Hauſes leuchtete ihm grell ins Gewiſſen, daß er den Frevel ſeiner That erkannte. Eine Minute lang ſtand er, in ſich hinein, und wie vom Blitz geſchlagen, dann riß er den Dolch aus ſeinem Gürtel, um ihn ſich in die Bruſt zu ſtoßen. Aber ſein Weib und die Freunde fielen ihm in den Arm und entwaffneten ihn.

Was ward aus Orso Paolo? was aus Francesco?

Als die Flammen das Gebälk ergriffen, ſuchte Orso einen Zufluchtsort, irgend eine Hölung, ein Gewölbe, ſich darin vor dem Feuer zu ſchützen. Er irrte durch alle Kammern. Da hörte er in einer das Weinen und das Angſtgeſchrei eines Kindes. Er ſprang in die Kammer. Ein junges Kind ſaß hier auf ſeinem Bette. Es ſtreckte bitterlich weinend die Hände nach ihm aus und rief den Namen ſeiner Mutter. Da war's dem Orso, als riefe ihm aus den Flammen der böſe Geiſt zu, er ſolle das holde Kind ermorden und ſo die Unmenſchlichkeit ſeines Feindes ſtrafen. „Sind nicht auch die Kinder deines Feindes der Blutrache verfallen? Stoße zu, Orso, tilge die letzte Hoffnung vom Hauſe des Grimaldi!"

Orso beugte ſich über das Kind mit einem gräßlichen Racheblick. Die Glut der Flammen übergoß ihn, das Kind, die Kammer mit einem purpurfarbnen Schein, wie von Blut. Er beugte ſich über den weinenden Francesco — und plötzlich riß er das Kind empor, drückte es an ſeine Bruſt und küßte es mit einer wilden Inbrunſt. Dann ſtürzte er aus der Kammer, das Kind in ſeinem Arme, und tappte weiter in dem brennenden Hauſe, ob nicht irgend wo ein ſchützender Ort zu finden ſei.

Das Haus war kaum zuſammengeſtürzt, als vor dem Dorf die Muſchelhörner der Vincenti erklangen. Die Männer von

Caſteld'acqua, alle Freunde und Verwandte Orſo Paolo's, waren auf die Kunde von ſeiner Not herbeigezogen, ihn zu retten. Die Grimaldi flüchteten von der Brandſtätte in das Haus, wo Ruggero, ſein Weib und Antonio beiſammen waren.

Eine fürchterliche Viertelſtunde ging vorüber.

Da ſchallte auf dem Markt von Olmo lautes Jubelgeſchrei und der hundertfache Ruf: Evviva Orſo Paolo! — Die Mutter Antonio's ſtürzt ans Fenſter; ſie ſtößt einen Schrei der Freude aus; ſie ſtürzt aus der Thüre; ihr nach Ruggero und die Frauen.

Durch die jauchzende Menge aber kam daher Orſo Paolo, von Freude ſtralend, das Kind Francesco in ſeinen Armen herzend, mit Aſche bedeckt, vom Rauch geſchwärzt, die Kleider verſengt. Er hatte ſich und den Kleinen unter einem Bogen der Treppe gerettet.

Ruggero's Weib flog auf Orſo zu, ſie warf ſich an ſeine Bruſt, und umſchlang ihn und den kleinen Sohn mit namenloſer Freude.

Ruggero fiel vor ſeinem Feinde auf die Kniee, und indem er ſchluchzend ſeine Füße umſchlang, bat er ihn und Gott um Verzeihung.

„Stehe auf, mein Freund Grimaldi, ſagte Orſo Paolo; möge uns Gott heute ſo vergeben, als wir uns beide vergeben, und ſchwören wir uns hier vor dem Volk von Olmo ewige Freundſchaft.“

Die Feinde ſanken ſich in die Arme, und das Volk rief jubelnd: Es lebe Orſo Paolo!

Nach kurzer Zeit genas Antonio von ſeiner Wunde; und eitel Freude herrſchte eines Abends im Dorf zu Monte d'Olmo, als die Grimaldi und die Vincenti das Verſöhnungsmal feierten. Mit dem Oelzweige des Friedens waren die Häuſer geſchmückt, und da hörte man nichts als Gläſerklang, und Freudenſchüſſe aus den Flinten und Geigen und Mandolinenſpiel.

Dezio Dezii.

Es war noch zur Zeit, als die Genueſen die corsiſche Inſel in ihrer Gewalt hielten, da waren die Dörfer Serra und Serrale, im Pieve von Moriani in heftigem Krieg entbrannt. Zwei Häuſer befehdeten ſich dort aufs Blut, die Dezii in Serra und in Serrale die Venturini.

Endlich waren ſie des langen Rachekrieges müde geworden, und beide feindliche Familien hatten mit feierlichem Eide vor den Parolanti Frieden geſchworen. Wenn ihr nun nicht wißt oder es vergeſſen habt, wer die Parolanti ſind, ſo will ich es euch ſagen. Die Parolanti ſind die guten Männer, die Mittelsleute, welche die Feinde in Uebereinſtimmung ernennen, daß ſie den ſchriftlichen Friedensvertrag und Handſchlag wie Eid in ihre Hände empfangen, und darüber wachen, daß Niemand den Frieden bricht. Wer ihn bricht, der iſt gottlos, und aller Guten Verachtung fällt auf ihn, der Zorn und die Vehme der Parolanti fällt auf ſein Haus, ſein Feld und ſeinen Weinberg.

So hatten alſo die Dezii und die Venturini den Frieden geſchworen, und es gab eine ſchöne Ruhe im Pieve von Moriani. Weil aber der böſe Hadergeiſt nicht ruhen kann, ſondern immer in die Aſche bläst, ob nicht ein Funke vom alten Rachegroll noch zu erwecken wäre, ſo geſchah es auch eines Tages, daß er auf dem Markt von Serrale dem alten Venturini in das grimmige Herz blies. Nicolao war ein Greis, aber noch jung an Kräften wie ſeine Söhne. Er hatte einen böſen Blick, eine giftige Zunge und den Krampf in der Hand, welche den Dolch führt. Der traf auf dem Markt den jungen Dezio Dezii, den Stolz und die Blume aus dem Hauſe der Feinde. Er war ſchön und angenehm von Sitten, aber ſein Mut feurig und raſch.

Der Alte nun mit dem böſen Blick höhnte dem Jüngling

ein giftiges Wort zu, und Niemand weiß wie das gekommen war. Denn Dezio hatte keinen Anlaß gegeben. Wie der Jüngling das Wort empfangen hatte, ſchwoll ihm das Herz vor Scham und Zorn, aber er dachte an die Parolanti, an den Frieden und die grauen Haare des Nicolao. Deshalb ſtieß er ſein Herz zurück und ging ſchweigend aus dem Dorf von Serrale.

Nun fügte es ſich aber, daß noch an demſelben Abend der Alte und der Junge auf dem Feld einander begegneten. Wie Dezio den Nicolao herankommen ſah, welcher keine Waffen hatte, warf er ſchnell ſeine Flinte an einen Baum, damit der böſe Geiſt ihn gegen einen Wehrloſen nicht reize, und ging dem Alten entgegen und forderte ſtolz Rechenſchaft von ihm, weshalb er ihn beleidigt habe.

Der Alte entgegnete mit Hohn, und wie die Worte hitziger hin und her gingen, faßte er den Jungen bei der Bruſt und gab ihm einen Schlag ins Geſicht. Dezio taumelte zurück; im Augenblick war er nach ſeiner Flinte geſprungen, im zweiten Moment fiel der Schuß und ſtürzte der Alte ins Herz getroffen nieder.

Der arme Dezio floh wie gejagt von dem Racheengel, und von Fels zu Felſen ſprang er in die Berge des Monte Cinto, und warf ſich dort weinend in eine Höle.

Auf die Blutthat waren die Parolanti herbeigeeilt. Sie riefen Wehe über Dezio und ſeinen ganzen Stamm, und ſie zogen vor ſein Haus. Dezio's junges Weib war darin. Sie ſagten ihm, daß es das Haus verlaſſen müſſe, weil es der Acht verfallen ſei. Nachdem ſie ſeufzend aus der Thüre gegangen war, warfen die Parolanti Feuer ins Haus und verbrannten es bis in den Grund. Dann gingen ſie in den Caſtanienhain und den Oelgarten Dezio's; jeden Baum ſchälten ſie mit dem Beile ab, zum Zeichen, daß Dezio den Eid gebrochen und Blut vergoſſen, und daß der Zorn des Himmels ihn und ſein Gut verflucht habe.

Die Sippen Dezio's hielten ſich ſtill, denn ſie erkannten, daß man an ihm die Gerechtigkeit geübt habe. Aber des ermordeten Nicolao Sohn Luigione ließ ſich den Bart wachſen, zum Zeichen, daß er das Vaterblut rächen werde. Er nahm die Flinte und ſtreifte in den Bergen, Dezio zu erjagen, und da er ihn nicht erreichte, obwol er Tag und Nacht in den Felſen lag, nahm er Dienſte bei den Genueſen, welche im Turm von Padulella die Wache hatten. Vielleicht, daß er ſo, auch mit Hülfe der Wächter den Feind erlauern konnte.

Dezio lebte mit dem Fuchſe, mit dem Hirſch und dem Wildſchaf, und irrte in den Wildniſſen umher, alle Nacht wo anders ſich bergend, und immer wandernd und immer das Herz voll Traurigkeit und Schrecken. Da ſchiffte er ſich eines Tages mit Schiffern, die ſeine Freunde waren, nach Genua ein. Er nahm Dienſte bei den Genueſen, und Jahre vergingen ihm dort in der Verbannung.

Nach langer Zeit erwachte in ihm die Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande und nach ſeinem Weibe. Er nahm Abſchied vom Soldatenſtande; in Genua gab man ihm einen Freibrief, daß er ſicher und ungekränkt in Corsica leben könne.

Vielleicht hoffte Dezio auch, daß der Groll Luigione's in ſo langer Zeit eingeſchlafen ſei. Er kam in ſein Dorf zurück, fand ſein Weib wieder und hielt ſich ſtill. Niemand wußte um ſeine Rückkehr. Denn er zeigte ſich nicht, nur in den Wald ging er und an einſame Orte, wo er ſicher war, daß ihn Niemand traf. Immer ging mit ihm der Schatten des alten Nicolao.

So vergingen Wochen und Monde, und von Dezio wußte und redete Niemand. Eines Tags nun ſagte Luigione, welcher in den Bergen als Jäger berühmt war, zu ſeinem Weibe: mir hat geträumt, daß ich einen Fuchs gejagt habe, ſo will ich auf die Jagd gehn, vielleicht daß ich heute ein gutes Wild erjage. Er warf die Flinte über die Schulter und ging.

Ein roter Fuchs ſtieß ihm auf. Der rannte in ein Gebüſch, und Luigione eilte ihm nach. Der Ort war ganz einſam und traurig. Wie er in den Buſch trat, fand er einen ſchmalen Hirtenpfad, der gleich dem Wege eines Labyrints gewunden war und immer tiefer in die Wildniß führte. Plötzlich blieb er ſtehn. Unter einem wilden Oelgebüſch ſah er einen Mann im tiefſten Schlafe liegen. Neben ihm lagen ſein Doppelgewehr und ſeine Zucca. Ein langer Bart verſchattete ſein Geſicht. Luigione blieb ſtarr wie eine Bildſäule, nur ſeine Augen fieberten und verſchlangen den ſchlafenden Mann. Das Blut ſchoß ihm ſiedendheiß in die Wangen; dann bedeckte ſie wieder Todtenbläſſe; das Herz klopfte ihm ſo laut, daß es den Schlafenden hätte erwecken mögen.

Einen Schritt that er vorwärts, noch einen — er ſtarrte dem fremden Manne ins Geſicht — ja! es war Dezio, der Mörder ſeines Vaters. Da flog ein wildes Lächeln über das Antlitz Luigione's. Er zog den Dolch aus ſeinem Gürtel.

„Dich hat Gott in meine Hand gegeben, daß ich dich heute tödte. Das Blut meines Vaters komme heute über dich“ — und er erhob die zweiſchneidige Klinge. Aber ein Gedanke trat wie ein Engel zwiſchen ihn und den Schlafenden und hielt ſeine Klinge auf. Der Engel ſagte ihm: Luigione, du ſollſt den Schlaf nicht morden!

Luigione ſprang plötzlich zurück. Dann ſchrie er mit fürchterlicher Stimme:

Dezio! Dezio! ſtehe auf und bewaffne dich!

Der Schlafende ſprang auf und griff nach ſeinem Gewehr.

Ich hätte dich im Schlafe morden können, ſagte Luigione zu ihm, aber das wäre eines Schurken That geweſen. Nun verteidige dich; denn meines Vaters Blut ſchreit um Rache.

Dezio ſah einen Augenblick den fürchterlichen Mann zum Tod erſchrocken an, dann ſchleuderte er ſeine Flinte weit in den Buſch hinein, riß das Piſtol und den Dolch aus ſeinem

Gurt und ſchleuderte beide von ſich, und dann riß er das Gewand von ſeiner Bruſt und rief: Luigione, ſchieß und räche deinen Vater! In meinem Grabe wird mir dann wol! Tödte mich! —

Luigione betrachtete den unglücklichen Feind mit Staunen, und eine Weile ſchwiegen beide. Dann legte Luigione ſeine Flinte ab, ging auf Dezio zu und reichte ihm die Hand. Gott, ſagte er, hat dich in meine Hand gegeben, daß ich dir verzeihe. Das Blut meines Vaters habe ſeinen Frieden. Nun komm und ſei mein Gaſt! —

Die Männer gingen in das Dorf, einer neben dem andern, und ſie blieben Freunde. Und weil Luigione ein Kind geboren war, nahm er Dezio zu des Kindes Pathen zum heiligen Zeichen, daß ſie vor Gott verſöhnt ſeien.

Dezio wurde bald der Welt müde, und nahm die Kutte. So rein und gottſelig war ſein Wandel, daß er bis in das ſpäteſte Alter von allen Menſchen geliebt ward und der Segen ſeiner Frömmigkeit weit und breit in den Bergen Frieden ſtiftete.

Als er eines Tages im Herrn entſchlafen war, begleiteten ihn die Dörfer der ganzen Gegend zu Grabe, und noch heute ſagt man in der Pieve von Moriani: Dezio der Weltliche, Dezio der Mörder, Dezio der Bandit, Dezio der Mönch, Dezio der Prieſter, Dezio der Heilige.

Fünftes Kapitel.

Umgegend von Sartene.

Rings um Sartene ſtehen wüſte Berge, unter denen nach Norden zu ſich der Incudine und der Coscione erheben. Der Coscione iſt berühmt durch ſeine Weiden, welche von den

herrlichen Quellen Bianca und Viola durchrieſelt werden. Hieher treiben die Hirten von Quenza Sommers ihre Heerden, und Winters ſteigen ſie nach der Küſte von Porto Vecchio hinab. Einer dieſer Berge iſt ein wunderlich geformter Fels, von Geſtalt ein Gigant, der ſein plumpes Rieſenhaupt in die Wolken ſtreckt. Man nennt ihn den Mann von Cogna. Im Gebiet von Sartene ſtehen auch einige Ueberreſte von Menhirs und Dolmens, jenen uralten Heidenſteinen, welche ſich auf den Mittelmeerinſeln und in den celtiſchen Ländern finden. Sie beſtehen aus Säulenſteinen, die im Kreiſe aufgeſtellt ſind; man nennt ſie Stazzone. So geringe Ueberreſte dieſer ſabbäiſchen Bauten Corsica aufbewahrt hat, ſo reich iſt daran Sardinien. Ich habe die Stazzone von Sartene nicht mehr ſehen können, und bedaure das ſchmerzlich.

Auf den Bergen rings umher liegen manche Ruinen von Schlöſſern des tapfern Rinuccio und des berühmten Giudice della Rocca. Das Lehn dieſer alten Signoren lag rings um Sartene. Erinnerungen an Rinuccio bewahrt namentlich der Canton Santa Lucia de Tallano in dem alten und zerfallenen Franziskanerkloſter, einer Stiftung dieſes Herrn, mit welchem die Macht der corsiſchen Barone zu Grunde ging. In der Kirche zeigt man das Grab ſeiner Tochter Serena, die in Marmor da liegt, einen Roſenkranz in der Hand, von welchem ein Geldbeutel als Symbol ihrer Freigebigkeit herabhängt.

In den Felſen von S. Lucia findet ſich auch der merkwürdige und nur Corsica eigene Granit, welchen man Orbicularis nennt. Er iſt von graublauer Grundfarbe, aber in den Stein ſind viele ſchwarze und weiß umrandete Augen eingeſprengt, die überall an die Fläche kommen, wo man den Stein durchſchneidet. Ich ſah vortreffliche Stücke davon; polirt nimmt ſich dieſer köſtliche Granit ſehr ſchön aus und läßt ſich zu den ſeltenſten Geräten und Ornamenten verwenden. Er iſt ein Kleinod in der reichen mineralogiſchen Schatzkammer

der Inſel. In der Kapelle der Mediceer zu Florenz, welche mit den ſeltenſten Steinen ausgelegt iſt, hat auch dieſer Orbiculargranit ſeine Stelle gefunden.

Nordöſtlich von S. Lucia liegt im Tal des Fiumiccioli der alte berühmte Canton von Levie bis zum kleinen Golf von Ventilegne. Berge und Forſten bedecken ihn. Auch hier hauſten alte Adelsgeſchlechter, wie namentlich die Familie der Peretti, aus welcher Napoleon der Freund Sampiero's ſtammte, der erſte dieſes Namens, den die corsiſche Geſchichte nennt, der aber nicht mit den Bonaparte verwandt war. Er fand ſeinen Tod in einer Genueſenſchlacht.

Zu Levie gehört San Gavino de Corbini, ein Ort, welcher in der Geſchichte der Corsen genannt iſt, weil hier die Secte der Giovannalen ihren Hauptſitz hatte, jener alten Communiſten Corsica's, die auf der Inſel ſo reißende Fortſchritte machten, und gleichſam Vorläufer der Saint-Simoniſten und der Mormonen waren. In einem wilden dem Naturzuſtande noch untergebenen Lande, wo die Gleichheit der Menſchen der herrſchende Zug des Volkes war, und in der blutigen Zeit des allgemeinen Elends mußte dieſe Secte ihre Entſtehungsgründe finden. Es iſt zu beklagen, daß uns die Chroniken des Landes nicht mehr von dem Weſen dieſer Gemeinde aufbewahrt haben.

Die Gaſtfreiheit der Sartener will ich, von dem Orte ſcheidend, herzlich rühmen. Ich erfuhr ſie in der liebenswürdigſten Weiſe, und in der ſchlichten, traulichen Geſellſchaft guter Menſchen war mir recht wol. Sie wollten mich durchaus nicht fortlaſſen, ich ſollte mit ihnen in die höchſten Berge das Wildſchaf jagen, und vor allem in ihre Fruchtgärten um mich nach Herzensluſt zu erquicken. Als ich nun in der Morgenfrühe hinweg wollte, geleiteten mich alle dieſe Braven, die mir Freundſchaft erzeigt hatten, und Einer von ihnen — er war ein Vetter der unglücklichen Vittoria Malaspina — reichte mir zum Abſchied ein Blatt Papier.

Wie ich das Blatt auseinander faltete, las ich darauf dieſe Worte geſchrieben: „Dem Signor Ferdinando. Wenn Ihr in unſrem Lande je etwas bedürfen ſolltet oder Euch Unangenehmes widerführe, ſo erinnert Euch daß Ihr in der Stadt Sartene einen Freund habt. Aleſſandro Caſanova."

Sechstes Kapitel.

Die Stadt Bonifazio.

Um 8 Uhr Morgens fuhr ich von Sartene ab nach Bonifazio, der ſüdlichſten Stadt und Feſtung Corsica's. Es iſt ein wüſtes Uferland das ich durchreiſte, da die Berge allmälig zur Küſte herabſinken. Auf der ganzen Fahrt findet man keine Ortſchaft, und ich wäre vor Hunger und Durſt verſchmachtet, wenn nicht mein Reiſegefährte Brod und Wein mitgenommen hätte.

Wer nie ſein Brod mit Freuden aß, am grauen Oelbaum nie beim Weine ſaß, der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte.

Wir kamen durch das Ortoli-Tal — überall ödes Hügelland und keine Frucht. Der Oelbaum hört auf, nur Korkeichengeſtrüpp und Arbutus bedeckt die Gegend. Wir näherten uns der Südküſte. Nicht weit von der Mündung des Ortoli liegt ein einzelnes Stationshaus, und ihm gegenüber ein Felſenriff, auf welchem der Turm von Roccapina ſteht. Ein bizarr geformter Steinblock erhebt ſich neben ihm auf der ſcharfen Felſenkante. Auffallend gleicht er einem koloſſalen gekrönten Löwen, und ſo nennt ihn auch das Volk il leone coronato. An dieſem Ufer, welches Genua zuerſt beſetzte, als es den Piſanern Corsica entriß, erſcheint der Fels wie das Wappen der Republik ſelber.

Von dieſer Höhe aus erblickte ich zuerſt in der Meeresweite, nicht gar fern, die Küſten und Berge Sardiniens. Es iſt eine herrliche Fernſicht. Der Anblick eines fremden Landes, das ſich plötzlich dem Blick entfaltet, hier nur ſeine Linien, dort ſchon charaktervoll geſtaltete Gegenden zeigt, erweckt die angenehmſten Empfindungen von Sehnſucht und Zweifel. Sie gleichen wol am meiſten jenen märchenhaften Phantaſien der Kindheit. Vollends eine Inſel. — Ich ſtand alſo lange auf einem der wüſten Felsblöcke, im heftigen Winde und in der Sonnenglut des Mittags, und ſah voll Verlangen über die Meerenge nach der Zwillingsſchweſter Corsica's. Sie war ganz in luftige blaue Schleier gehüllt, und die vom Maeſtrale aufgeregten Wellen ſchäumten um ſie her in weißen Brandungen.

Nach zwei Stunden Raſt gings weiter längs der Küſte. Sie iſt von Meeresarmen zerriſſen und melancholiſch. Kleine Flüſſe ſchleichen durch Sümpfe ins Meer, auf deſſen Uferklippen graue Türme Wache halten. Die Luft iſt faul und ungeſund. Ich ſah am Berghange ein paar kleine Orte. Man ſagte mir daß ſie menſchenleer ſeien: denn erſt im September ziehn ihre Bewohner aus den Bergen wieder ein.

Das Meer bildet hier die kleinen Golfe von Figari und von Ventilegne. Sie gleichen Fiorden; ihre Uferformen ſind oft von der bizarrſten Bildung, gleich Reihen von aſchgrauen Obelisken ſich erhebend.

Die letzte Landſpitze Corsica's nach Südweſten, die im Capo di Feno endigende Zunge S. Trinita durchſchneidend, erblickt man die weißen Kalkufer Bonifazio's, und dieſe ſüdlichſte und originellſte Stadt der Inſel, ſchneeweiß wie das Ufer, hoch darüber — ein überraſchender Anblick mitten in der weiten und ſchwermutvollen Oede.

Das Uferland rings umher iſt ſteinig und buſchig. Aber eine halbe Stunde lang fährt man zwiſchen Olivenhainen und Fruchtgärten bis zur Stadt hin, und iſt erſtaunt ſolchen Segen

zu finden, welchen der zum Fleiße genötigte Menſch dem kalkigen Boden abgewonnen hat. Bonifazio erzeugt eine Fülle von Oliven, welche denen der Balagna an Güte nicht nachſtehen. Zwiſchen Kalkfelſen fährt man zur Marina hinab, welche ſich an dem Golfe hinzieht. In die Stadt ſelbſt kann man nur zu Pferd oder zu Fuße gelangen, denn man muß den ſteilen Kalkfelſen auf einem breiten, ausgeſtuften Wege anklimmen. Ueber zwei Zugbrücken und durch zwei alte Tore gelangt man endlich nach Bonifazio. Die ganze Stadt liegt in der Feſtung, auf dem Plateau des Felſens.

Einen ſchönen Gruß ruft Bonifazio dem Wanderer entgegen, wenn er durch das alte finſtre Tor hineinſchreiten will; denn auf einem der Türme prangt das große Wort Libertas. Ich las es oft auf Türmen und Stadthäuſern Italiens als die kläglichſte Ironie der Gegenwart, und auf mancher Fahne hat dies Wort geflunkert. Aber hier nimmt es ſich ſtolz aus auf dem uralten Turm, der von ſo glänzenden Waffenthaten zu erzählen weiß, und ſo trat ich in die Stadt mit der frohen Empfindung, zu tapfern und freien Männern zu kommen. Denn noch heute ſtehn die Boniſaziner in dem Ruf, die am meiſten republikaniſchen, wie die arbeitſamſten und religiöſeſten Bewohner Corsica's zu ſein.

Die Lage Bonifazio's iſt ſonderbar. Man denke ſich eine koloſſale weißliche Felspyramide, horizontal geſchichtet, umgekehrt und die Baſis nach oben, ans Meer geſtellt, und auf der Baſis hoch in der Luft Feſtung, Türme und Stadt; ſo wird man ein Bild von dieſem corsiſchen Gibraltar haben. Der Felſen iſt in ſeiner Façade herausgehölt. Er hängt mit dem Lande zuſammen. Von zwei Seiten umbrandet ihn die Meerenge, von der dritten beſpült ihn ein ſchmaler Meeresarm, welcher Golf, Hafen und Feſtungsgraben zugleich bildet, und von den ſchroffſten, ja unerſteiglichen Bergen umſchloſſen iſt. Die Gewalt des Waſſers hat das Ufer ringsumher

zerſchlagen und die groteskeſten Formen gebildet. Von unten, das heißt von der Meeresſeite geſehen, welche an vielen Stellen keinen Strandſaum hat, weil das Ufer ganz ſteil in die See abſtürzt, erregt dieſer Felſen Grauen. Ich war hinabgeſtiegen und blickte zu ihm empor, die Wogen brandeten und Wolken zogen am Himmel, da ſchien es, als wollte der Fels ſchwanken und über mich zuſammenſtürzen, eine Täuſchung, die um ſo natürlicher wird als von der Baſis deſſelben ein Teil hinweggeriſſen iſt, und hie und da die vom Wetter geſchwärzten Kalkſchichten frei in die Luft hinausgreifen. Als ich Bonifazio ſah, begriff ich wol, daß Alfonso von Aragon die Stadt nicht nehmen konnte.

Sie zählt 3380 Einwohner und begreift keine Communen in ſich. Ihre Häuſer ſind piſaniſchen und genueſiſchen Urſprungs. Alt und verwohnt gleichen ſie oft eher Ruinen als Wohnungen. Das Material des Felſens iſt in der Regel auch das ihre. Sie ſind alle weiß, auch die Mauern und die ſtumpfen Türme ſind weiß. Es würde mir ſchwer werden ein deutliches Bild von der Stadt ſelbſt zu geben; denn kaum läßt ſich dies Gewirre von engen Gaſſen ſchildern, in denen der Seewind beſtändig Kalkſtaub umherwirbelt, und die man bergauf, bergab durchirrt, überraſcht von der Neuheit der Lage, da der Blick, wenn er ins Freie fällt, tief unter ſich das Meer entdeckt, das nicht minder blau iſt, als hoch oben der Himmel. Oft ſind Balken von einem Hauſe zum andern geſchlagen, oft führen finſtere Durchgänge aus einer ſchmalen Gaſſe in die andere.

Der Wind pfeift und die Meereswellen branden. Es iſt unheimlich; man hat keinen Raum. Die einſame Schildwache dort am runden Turm geht auf und ab, umwirbelt von Kalkſtaub. Ich will eine Piazza aufſuchen, unter Menſchen zu kommen. Aber es gibt keinen Platz. Der Mangel an Raum läßt keine Ausdehnung zu; doch nennt man hier die Hauptgaſſe die Piazza Doria. Denn die Bonifaziner fühlten wol

das Bedürfniß einen Platz oder ein Forum zu haben, ohne welches eine Stadt ist wie ein Haus ohne Familienzimmer. Sie nannten also die Hauptgasse ihren Platz. Der Mangel an Breite zwang sie die Häuser hoch aufzubauen. Weil sie nun keine Tiefe haben, sind ihre Treppen sehr steil. An manchem Hause sah ich noch das Wappen Genua's, den springenden gekrönten Löwen, welcher einen Ring in der Kralle hält. Das alte Zeichen weckt stolze Erinnerungen, wie der Name Doria, der sich hier lebend erhalten hat; es gibt in Bonifazio noch heute eine Familie Doria, oder richtiger geschrieben d'Oria. Denn dies ist der eigentliche Name jener berühmten genuesischen Herren aus der großen Familie der Oria. Die Corsen haßten Genua bis aufs Blut; wo ich mit ihnen von der alten Republik sprach, fand ich denselben eingefleischten Haß. Alles Elend welches Corsica betraf, seine moralische wie seine physische Wildniß schreiben sie, oft mit Unrecht, den Genuesen zu; aber bei den Bonifazinern steht Genua im besten Andenken, und das begreift sich aus ihrer Geschichte.

Man ist nicht darüber einig, wie im Altertum die Gegend hieß, in welcher das heutige Bonifazio steht. Man hält sie für den alten Syracusanus portus, oder für die Stadt Pallae, welche immer die letzte ist, die das Itinerarium des Antonin in seiner Angabe der corsischen Stationen aufzählt. Bonifazio selbst wurde von dem toskanischen Markgrafen gegründet, dessen Namen sie trägt; und wir wissen, daß er sie im Jahr 833 nach einem Seesiege über die Sarazenen anlegte, um ihren Raubeinfällen einen Damm entgegenzusetzen. Von den Befestigungen jenes Markgrafen steht noch der große Turm, Torrione; drei andere erheben sich über dem Felsen. Bonifazio führt sie alle in seinem Wappen. Die Stadt kam später an die Pisaner; aber die Genuesen entrißen sie ihnen schon im Jahre 1193. Sie behandelten sie mit großer Liberalität, gaben ihr sehr freie Statuten und ließen sie als Republik unter ihrem

Protectorat beſtehen. Im roten Buch von Bonifazio befindet ſich das Inſtrument, welches der Procurator Genua's Brancaleone d'Oria im Jahre 1321 am 11. Februar unterzeichnete und auf die Bibel feierlich beſchwor. Darnach wurde den Bonifazinern Handelsfreiheit ſonder Abgaben an genueſiſche Häfen zugeſtanden; ferner ward ihnen das Recht, ſich ſelbſt zu regieren. Sie wählten ſich ihre Anziani, und dem Beſchluß dieſer Aelteſten ſollte ſich der genueſiſche Podeſtà fügen, welcher jährlich in die Stadt geſandt wurde. Er konnte keine Steuer auflegen, noch irgend eine Neuerung ohne den Willen der Anzianen treffen; er durfte Niemand gefangen halten, wenn er Bürgen ſtellen konnte, es ſei denn einen Mörder, Dieb oder Verräter. Sobald ein Podeſtà nach Bonifazio kam, mußte er ſchwören, die Statuten Bonifazio's unverbrüchlich aufrecht zu halten. Dieſes Inſtrument iſt gezeichnet: per Brancaleonem de Oria et per Universitatem Bonifatii in publico Parlamento. Das klingt ſtolz genug für einen Ort, der damals kaum 1000 Einwohner zählte.

So errang ſich dies tapfere Volk ſeine Freiheit und wußte ſie viele Jahrhunderte auf ſeinem Felſen zu bewahren.

Die Genueſen ehrten die Bonifaziner auf jede Weiſe. Wenn eins ihrer Schiffe nach Genua kam und ſeinen Hafen angab, pflegte man zu fragen, ſeid ihr aus dem Gebiete von Bonifazio oder aus Bonifazio proprio? Daher hat ſich noch heute die populäre Benennung erhalten: er iſt ein Bonifazino proprio. Viele genueſiſche Nobili und Bürger ſiedelten nach dieſem Felſen über, und Bonifazio wurde in Sprache, Sitten und Neigung eine genueſiſche Colonie. Das erkennt man noch heute, nicht allein an den alten Wappenſchilden, ſondern am Volke ſelber.

Gleich Calvi hat Bonifazio Genua unverbrüchlich die Treue gehalten; und ſo iſt es merkwürdig, in dieſem Meere des corſiſchen Haſſes, gleichſam zwei kleine Eilande zu finden, auf

denen man das tyranniſche Genua liebte. Gönnen wir dies den mannhaften Genueſen, ihre herrliche und große Republik hat ja längſt ihre Schuld an die Geſchichte bezahlt und iſt nicht mehr.

Ein Bonifaziner Murzolaccio hat im Jahr 1625 eine eigene Geſchichte ſeiner Stadt geſchrieben. Sie iſt in Bologna erſchienen und ein äußerſt ſeltnes Buch. Ich habe es nicht auftreiben können, und das bedauert, weil mir Bonifazio ſo lieb geworden iſt. Aber hier will ich nach dem Petrus Cyrnäus die denkwürdige Belagerung der Stadt durch Alfonso erzählen, denn wol verdient der Heldenmut der Bonifaziner, neben dem von Numantia, von Carthago und Saragoſſa in neuerer Zeit, im Gedächtniß der Menſchen fort zu leben. Ich gebe Peters Darſtellung nicht immer wörtlich und nicht ganz, weil ſie zu lang iſt.

Siebentes Kapitel.

Die Belagerung Bonifazio's durch Alfonso von Aragon.

Nachdem Alfonso die Lage der Stadt erkannt hatte, beſetzte er einen gegen Norden gelegenen hohen Berg, und Tag und Nacht ließ er von dort und von der See Steine aus den Bombarden auf die Stadt werfen. Mit achtzig Schiffen, darunter dreiundzwanzig Triremen, waren die Spanier gekommen; in den Hafen waren ſie nach dem Falle zweier Türme eingedrungen. Wie nun ein großer Teil der Verteidigungswerke und der Mauern eingeſtürzt war und es ſchien, daß man in die Stadt einbrechen könne, berief der König einen Kriegsrat. Er war jung und feurig und begierig nach großen Dingen. Wenn Bonifazio gefallen ſei, ſagte er, ſo werde ganz Corsica in ſeine Gewalt geraten und er wolle dann gen Italien in Segel gehn. Belohnungen ſetzte er für denjenigen aus, welcher

der Erſte die Mauern erſteigen und das Banner aufpflanzen würde, und ſofort bis zu dem Zehnten. Das hörten die Spanier mit großer Freude und alſo machten ſie ſich zum Sturme auf. Viel litten die von Bonifazio durch Wurfgeſchoße und Pfeile, aber ſie warfen die Stürmenden mit Steinen und langen Lanzen in das Meer und hielten wacker aus. Da plötzlich ſtürzte der Turm, welchen man Scarincio nennt, mit ungeheurem Gekrach zuſammen, und ſogleich hängten ſich die Schiffe an die Breſche, die Spanier ſprangen auf die Mauer und pflanzten das Banner auf. Im Heer des Königs erhob ſich das Geſchrei: die Stadt ſei erſtürmt. Da ſah man die Seeſoldaten in Eile mit Hülfe der Maſten und der Raaen das Mauerwerk erklettern; wie ſie den Häuſern nahe kamen, warfen ſie Feuerbrände auf die Dächer. Nun erhob ſich ein großes Kampfgewühl von Fliehenden, Widerſtrebenden und Stürmenden. Aber Orlando Guaracchi, die heldenmütige Margarete Bobia und Chiaro Ghigini warfen ſich den Andringenden entgegen; von ihren Stationen kamen Jacopo Cataccioli, Giovanni Cicaneſi und Filippo Campo; alle Feinde, welche in die Stadt gedrungen waren, hieben ſie nieder. Sodann warfen ſie Feuer auf die Schiffe im Hafen, und ſo wurde der König mit großem Verluſt zurückgetrieben.

Drei Tage lang hatte der Kampf gedauert mit Brand und Blutvergießen ohne Ende. Nun legte jedes Alter und Geſchlecht Hand an, die Mauern neu zu verfeſtigen und die Breſchen zu ſperren. Leider war das Getreidemagazin verbrannt. Alfonso unterdeß warf Pfeile mit Briefen in die Stadt und verſprach allen denen Belohnung, welche zu ihm übergehen würden. Zwei liefen über, Galliotto Riſtori ein Bonifaziner und Conrado ein Genueſe, und dieſe reizten den Mut des Königs, indem ſie ſagten, daß die in der Stadt an Brod und Waffen Mangel hätten. Der König beſetzte noch einen andern Hügel, zog eine doppelte Kette quer über den Hafen,

um die Bonifaziner von aller genueſiſchen Hülfe abzuſperren, und beſchloß nun die Stadt durch Belagerung zu erzwingen. Das hörte der Doge Thomas Fregoſo und rüſtete eine Flotte von ſieben Schiffen; und darüber verſtrich der September. Den ganzen October, November und December hindurch wütete das Meer ſo ſchrecklich, daß die Flotte aus dem Hafen von Genua nicht auslaufen konnte. Es waren aber die Bonifaziner durch das Schleudern der Bombarden und Wurfmaſchinen ſo ſehr in Not gekommen, daß ſie aus der Stadt wandern, in den Hain neben Sant Antonio gehen und im Convent des heiligen Franciscus ſich bergen mußten, da der größte Teil ihrer Häuſer in Trümmern lag; nur in den Kriegsſtationen blieben ſie.

Der König, verſtärkt durch Zufuhr aus Spanien, wollte dennoch den Weg der Unterhandlungen verſuchen und gab denen in der Stadt die feierliche Zuſage, daß ſie frei und nach ihren Geſetzen leben ſollten, wenn ſie ſich ergeben würden. Die Bonifaziner zogen die Unterhandlung in die Länge; da ſie hungerbleich und verkommen ausſahen und die Aragoner meinten, daß der Hunger ſie zur Uebergabe zwingen müſſe, ſo ſagt man, hätten jene, dieſe Meinung Lügen zu ſtrafen, an vielen Stellen von den Mauern Brod unter die feindlichen Poſten geworfen und dem Könige einen Käſe zum Geſchenke geſchickt, welcher aus Weibermilch gemacht worden war. Da ließ der König alle Sturmmaſchinen an die Mauern rücken mit Schiffen, welche je zwei verbunden Türme trugen. Von den Höhen wie von der Seeſeite begann aufs neue der Sturm. Gegen die Schiffsmaſchinen ſich zu rüſten hatten die Bonifaziner gleichfalls Maſchinen geſtellt; auf die entfernteren Schiffe warfen ſie Steine von ungeheurem Gewicht, auf die näheren von geringerer Schwere und hageldichte Geſchoße. Obgleich ſie ſelber mit Bombarden und Pfeilen überſchüttet wurden und manche in Stücke zerriſſen da lagen, ſo hielten ſie ſich doch

mit wunderbarer Tapferkeit. Immerfort erſetzten die Fallenden die noch Kräftigen, den verwundeten Vater der Sohn, der Bruder den Bruder; und die Weiber trugen herzu Wurfmaterial, Wein und Brod und nahmen die Verwundeten an. Sie nahmen auch Schilde und Lanzen und ſtellten ſich auf die Mauern anſtatt der Männer. Es gab viele, welche ihre gefallenen Angehörigen nicht aufnehmen noch beſtatten konnten, bis die Feinde herabgeſtürzt waren. Auch dieſe litten ſchrecklich, weil viele durch das Schwert, durch die Sichel und die Hakenlanze umkamen, womit die von den Mauern jene auf den ſchwimmenden Türmen anzogen und ertränkten. Sehr viele wurden mit Balken und Steinen niedergeſchmettert, wenn ſie mit Leitern die Stadt erſteigen wollten. An andern Orten warf man Fackeln, brennendes Werk und flüſſiges Harz, ſo daß man oft nicht wußte, wohin zuerſt rennen, wo zuerſt abwehren.

Schon waren die von Bonifazio durch die unabläſſigen Kämpfe erſchöpft, ſo daß der König noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen zu nehmen beſchloß, um folgenden Tags einen Hauptſturm zu machen.

Nur am Turm Scarincio ſchwiegen die Bombarden, damit ſie nicht die Spanier, welche ſchon von den Schiffstürmen in die Stadt überſtiegen, zugleich mit den Städtern vernichteten. Da kämpften auch die Weiber neben den Männern und warfen Harpunen. Von den Schiffstürmen und Maſtkörben aber warfen die Spanier fort und fort Pfeile, und auch bleierne Eicheln aus gewiſſen handlichen Bombarden von gegoſſenem Erz, welche wie ein Rohr hol waren, und die ſie Sclopetus nennen. Dieſe Bleieichel wurde durch Feuer fortgetrieben und durchbohrte einen bewaffneten Mann. (So beſchreibt Peter von Corsica die Flinten, welche damals unbekannt, heute in Corsica nur zu ſehr bekannt ſind.) Es warfen die Feinde von den Schiffen auch Schwefelſtaub auf die Häuſer und auf die Menſchen und

darnach Feuer, ſo daß viele halb verbrannten und die übrigen kopfüber aus der Breſche wegſtürzten. So ſtand den Feinden die Breſche offen neben dem Turme Preghera. Als ſich nun der Schwefeldampf, der wie dichte Finſterniß die Breſche verhüllt hatte, in der Luft verzog, ſah man Matronen, Wehrloſe, Schaaren von Kindern, Geſchoße und Steine jeder Art zu der Mauer tragen, um ſie den Streitern zuzuführen; wie ſie nun den Ort von dieſen leer fanden, erhoben ſie ein Geſchrei und lautes Heulen. Da trieben die Mütter die Söhne, die Töchter die Väter, die Frauen ihre Männer mit Wehklagen und Tränen an, daß ſie auf die Breſche zurückkehrten. Es griffen auch die Prieſter und die Mönche zu den Waffen und ſchleuderten brennende Wergbündel hinunter und gelöſchten Kalk. Dies half ſo ſehr, daß die Meiſten von dem Qualm und dem ſchwebenden Dunſt betäubt und faſt blind gemacht, nur ins Ungewiſſe ſchoßen. Wie die Flammen nachließen, fiel man aus dem Tore aus.

Es war dieſer Tag der härteſte für die Städter geweſen; aber er hatte den Erfolg, daß ein großer Teil der Feinde verwundet und getödtet worden war.

Je bedrängender von Tag zu Tage die Belagerung wurde, deſto häufiger wurden die Briefe an den Dogen und den Senat von Genua, daß ſie endlich Bonifazio zu Hülfe kämen. Aber der König gab, wie ihm neuer Zuwachs gekommen war den Seinigen das Zeichen, und man griff zu den Waffen. Zu Waſſer und zu Lande, an ſieben Stellen wars ein grimmiger Anlauf; doch in die Stadt konnte er nicht. Denn mit gleicher Eile war eine neue Mauer an die Stelle der eingeſtürzten aufgeführt worden, und die Bewaffneten ſelbſt galten auf den Breſchen ſtatt der Schanzen. Da ließ Alfonso einen Damm gegen das große Tor führen, in einer Höhe von acht Fuß; darauf wurde ein Turm von zehn Stockwerken geſtellt, auf daß er die Mauern überrage. Wie nun unter beſtändigem

Hagel von Wurfgeſchoßen der Wall und der Turm immer näher gegen das Tor rückte, öffnete ſich daſſelbe, das Volk ſtürzte Fackeln ſchwingend heraus und warf Feuer auf den Wall, auf die Faſchinen und den Turm, und ſo verzehrte es das mühſame Werk einer ſo langen Zeit.

Nicht Tag nicht Nacht ſchwieg der Sturm, und von den Bonifazinern wurde nichts unterlaſſen, was dem Feinde Einhalt thun konnte, ſowohl durch Aufführen neuer Mauern, als durch unabläſſige Ausfälle. Die arme Bürgerſchaft hatte keinen Augenblick Ruhe, und war doch durch die beſtändige Anſtrengung erſchöpft, durch Wachen bei Nacht und bei Tag, durch Wunden, endlich durch Hunger verzehrt. Täglich beſtattete man Geſtorbene, der Tod ſtand vor aller Augen, Tag und Nacht hörte man das Weinen. Unterdeß war der Mangel ſo groß geworden, daß man gezwungen war eckelhaftes Kraut zu eſſen, und wie lange ſollte man noch auf die Hülfe von Genua warten! Ueber alles menſchliche Können hinaus duldete das Volk den Hunger. Pferde- und Eſelsfleiſch war in jenen Tagen ein Leckerbiſſen. Einige aßen allerlei Kraut, was nicht einmal das Vieh berührt, Wurzeln und wilde Frucht, ſowie Baumrinde und nie zuvor gegeſſene Thiere. Aber da ſie ſchon an dem Entſatz verzweifelten, hätten viele wehklagend ihr Leben freiwillig geendet, viele auch, die verwundet lagen, hätte der Hunger in den Mauern dahingerafft, wenn nicht das Erbarmen der Weiber ſie erquickt hätte. Denn die frommen Weiber von Bonifazio gaben Verwandten, Brüdern, Kindern, Blutsfreunden, Gevattern freiwillig ihre Milch zu trinken. Es gab in jener Belagerung Niemand in Bonifazio, der nicht eines Weibes Bruſt geſogen hätte.

Da ſich nun in großer Not keine Hülfe zeigte, ſchloßen die Bonifaziner den Vertrag, daß wenn die Genueſen binnen vierzig Tagen nicht zum Entſatz herangekommen, ſie ſich ergeben wollten. Zwei Männer gaben ſie zu Geißeln und dreißig

Kinder der Edelſten. Aber die Bonifaziner waren in Sorge, weil der König ihnen nicht geſtattete, Boten nach Genua zu ſchicken. Deshalb bauten ſie in großer Eile ein kleines Schiff, und in tiefer Nacht ließen ſie es von dem Felſen, welcher Sardinien gegenüberſteht und dem Feinde abgekehrt war, an Seilen herab; und ließen auch die Jünglinge, welche die Boten waren, 24 an der Zahl, ebenſo hinab. Briefe hatte ihnen der Magiſtrat an Genua mitgegeben, und eine große Menge von Bürgern ſie mit Wünſchen bis an den Uferfelſen geleitet. Abwechſelnd hatten ihnen die Weiber ihre Brüſte gereicht, denn von Speiſe nahmen ſie nichts mit ſich. Nach mancher Gefahr auf der See kamen die mutigen Boten, vom Winde lange aufgehalten, nach Genua und benachrichtigten den Senat, daß die Stadt aufs Aeußerſte gebracht ſei.

Unterdeß beſchloß man in Bonifazio Gott um Rettung und Vergebung aller Sünden anzuflehen. Die Proceſſion ging von der Kathedrale nach Sanct Jacob, dann nach San Domenico und zu allen Kirchen; und ob die Winterkälte gleich hart war, gingen doch alle barfuß, und man ſang Hymnen mit großer Inbrunſt. Am Tage wurde in den Kirchen gebetet von früh bis ſpät, und Aller Geiſt war fortdauernd auf den Entſatz gerichtet, und ob nicht endlich eine Kunde auch von den Boten käme.

Am fünfzehnten Tage endlich kamen dieſe in ihrem Schiffchen Nachts nach Bonifazio zurück, gaben das Zeichen und wurden an Seilen heraufgezogen. Die Freude in der Stadt war ſo groß, daß man von Sinnen gekommen zu ſein ſchien. Wie die Boten nach der Kirche der heiligen Maria gingen, wo der Senat Tag und Nacht verſammelt war, ſtrömte alles Volk ihnen nach, um die Botſchaft zu hören. Sie überreichten die Briefe des Dogen, welche verleſen wurden, und nachdem dies geſchehn, wurden ſie in die Volksverſammlung geführt. Picino Cataccioli, das Haupt der Boten, gab hier einen ausführlichen

Bericht und die Verſicherung, daß die genueſiſche Flotte bereit ſei und nur den günſtigen Wind abwarte, um auszulaufen. Der Senat von Bonifazio ordnete ein öffentliches Dankgebet von drei Tagen an, und die Freude in der Stadt hatte keine Grenzen, als das wenige Getreide verteilt wurde, welches die Boten aus Genua mit ſich gebracht hatten.

Indeſſen nahte der Tag der Uebergabe heran, ohne daß die Flotte erſchienen war, und die Geſandten des Königs drangen ſchon in den Senat der Stadt, den Vertrag zu erfüllen. Wenn in der folgenden Nacht, ſo erklärten die Anzianen, die Genueſen nicht erſcheinen, ſo wollen wir uns ergeben. Da begann ein Jammern und Wehklagen von Weibern und Kindern, und eine große Troſtloſigkeit bemächtigte ſich aller. Der Senat aber berief die Volksverſammlung, die Meinungen zu hören. Da beſtand Guglielmo Bobia auf der Ausdauer, und er beſchwor den Schatten des Grafen Bonifazio, welcher die Stadt erbaut hatte, daß er die Bonifaziner mit ſeinem Geiſt erfülle, auf daß keiner von der Freiheit laſſe. Man entſchied ſich, auszuharren bis zum letzten Augenblick. Plötzlich erhob ſich in der Nacht der Ruf, daß die Genueſen kämen. Alle Glocken fingen an zu läuten, auf allen Türmen ſah man Feuerzeichen: endloſes Jubelgeſchrei ſtieg gen Himmel. Die Spanier ſtaunten, da ſie doch nichts von den Genueſen ſahen; ohne Zögern kamen ihre Abgeſandten mit Tagesanbruch vor das Tor und forderten die Uebergabe gemäß der Verabredung. Die von Bonifazio aber entgegneten, ſie hätten in der Nacht die genueſiſche Hülfe aufgenommen; und ſiehe da! es erſchienen Bewaffnete, ein genueſiſches Banner voran tragend, dreimal auf den Mauern vorübergehend, welche von Lanzen ſtarrten. Denn alle Weiber hatten in dieſer Nacht die Waffenrüſtung angelegt, daß es ſchien, die Schaar der Bonifaziner ſei verdreifacht worden. Wie Alfonso von Aragon das ſahe, rief er: „Haben denn die Genueſen Flügel, daß ſie nach Bonifazio kommen können, da wir doch alle Orte

beſetzt halten?" Und aufs neue ließ er ſeine Maſchinen zum Sturm gegen die Stadt vorrücken.

Endlich erſchienen die Genueſen wirklich, am vierten Tag nach Ablauf des Vertrages, und ſie gingen im Angeſicht des Canals vor Anker. Angelo Bobia und einige andere Tapfere ſchwammen in der Nacht zu ihren Schiffen; ſie entſetzten alle durch ihre hungerbleiche Geſtalt. Die genueſiſchen Capitäne aber erklärten, daß ſie es nicht wagen dürften, die Spanier anzugreifen. Da legte Bobia wie angedonnert den Zeigefinger an den Mund, und ſagte, wir haben auf Gott allein und auf euch gehofft, ihr ſollt es wagen und wir werden euch helfen! die Genueſen verzagten.

Alſobald wandte auch Alfonso einen Teil ſeiner Schiffe gegen dieſe, und richtete ſeine Bombarden auf den Hafen, um den Entſatz abzuſchneiden. Die Schiffe Genua's zögerten, die Spanier anzugreifen, bis der Jüngling Giovanni Fregoso, Rafael Negro und andre Hauptleute im Rat durchdrangen, daß man den Kampf wagen müſſe. Beſonders ſtimmte dafür Jacopo Benesia, der tapferſte und der kühnſte. Durch ſieben Stunden währte der Kampf auf dem Hafen und vor dem Felſen, mit großer Wut da Schiff an Schiff gedrängt war und im ſchmalen Raum eins das andre hinderte; während zugleich die Bonifaziner von oben her Wurfgeſchoſſe und Feuerbrände ſchleuderten. Die Genueſen ſprengten endlich die Hafenkette und bahnten ſich den Weg nach Bonifazio, und unbeſchreiblich war das Jauchzen des verhungerten Volkes, als ſieben Getreideſchiffe im Hafen landeten und ihre Fracht ausluden.

Da erkannte Alfonso von Aragon, daß er die Stadt Bonifazio nicht mehr bezwingen könne; er hob die Belagerung auf, und die Geißeln mit ſich nehmend, ging er tief beſchämt und erbittert gegen Italien in Segel, im Januar 1421.

Achtes Kapitel.

Andere Erinnerungen, und ein Feſt.

Meiner Locanda gegenüber ſteht ein altes Haus, deſſen marmornes Thürgeſims meine Aufmerkſamkeit anzog. Es ſind alte Sculpturen darauf, das Wappen Genua's und gothiſche Initialen. Meine Freude war groß als man mir ſagte, daß der Kaiſer Karl V. in dieſem Hauſe zwei Tage und eine Nacht gewohnt habe. Da wurde mir ſo zu Sinne, als hätte ich auf dieſem fremden Felſen urplötzlich einen Landsmann und guten Freund gefunden. Das Haus ſpricht Deutſch zu mir, flamändiſches breites Deutſch, und wenn ich das Fenſter betrachte, an welchem Karl V. ſtand, ſo überſchüttet es mich mit deutſcher Hiſtorie und nennt manchen Namen, Luther, Worms, Augsburg, Wittenberg, Moriz von Sachſen, Philipp von Heſſen, nennt Schiller und Don Carlos, Goethe und Egmont. Karl V. war der letzte Kaiſer im vollen Sinne des Worts; denn gegen ihn, in deſſen Reich die Sonne nicht unterging, erhob ſich ein kleiner Mann in der grauen Kutte und ließ ein Wort fallen, welches all die Herrlichkeit des Kaiſertums wie eine Bombe zerſprengte. Doch ſind diejenigen thöricht, welche Karl V. ſchmähen, daß er die Reformation nicht begriff und ſich nicht an die Spitze ihrer Bewegung ſtellte. War er doch eben Kaiſer. Ehe ſein Ende kam, wurde er müde; und der Mann deſſen vielbewegtes Leben ein unausgeſetzter Kampf mit den Mächten geweſen war, welche das Reich ſtürzten, mit Frankreich und der Reformation, gab ſeine Länder hin und die alles umwandelnde Zeit erkennend, ward er Eremit und legte ſich in einen Sarg. Ich bin froh, daß ich Tizians herrliches Porträt Karls V. ſah. Nun iſt mir mein Nachbar hier am Fenſter kein Begriff, ſondern Perſon von Fleiſch und Bein.

Es war ein Zufall, daß Karl nach Bonifazio kam. Mein Freund Lorenzo erzählte ihn mir ſo. Karl war im Jahre 1541

von ſeinem verfehlten Zuge gegen Algier zurückgekehrt; ein Sturm zwang ihn im Golf von Santa Manza in der Nähe Bonifazio's zu ankern. Er ſtieg ans Ufer, und neugierig des corsiſchen Landes Art, das damals wie heute für barbariſch und kriegeriſch galt, kennen zu lernen, trat er in einen Weinberg. Filippo Cataccioli, der Beſitzer deſſelben, war gerade anweſend. Dieſer bot dem Kaiſer von ſeinen Trauben, und im Geſpräch erweckte er ihm das Verlangen die Stadt Bonifazio zu ſehen, welche Alfonso von Aragon nicht hatte zwingen können. Alſo erbot ſich der Corse ihn zu geleiten, bot ihm Gaſtfreundſchaft in ſeinem Hauſe und verſprach ihm ſein Incognito zu achten. Er gab ihm ſein Pferd; der Kaiſer ſtieg auf, und der kleine Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voraus aber ſchickte Cataccioli einen Boten und ließ den Anzianen ſagen: Karl, König von Spanien und Kaiſer des heiligen römiſchen Reichs, würde heute Bonifazio's Gaſt ſein. Wie nun Karl gegen Bonifazio zu reiten kam, erdonnerten auf einmal die Kanonen, und das entgegenſtrömende Volk rief: Evviva Carlo di Spagna! Der wandte ſich überraſcht zu Cataccioli und ſagte: „Freund, du haſt mich doch verraten.“ Nein! entgegnete dieſer, ſondern dies iſt die Natur der Kanonen von Bonifazio, daß die Sonnenſtralen ſie losbrennen, nahet ſich ein Fürſt gleich euch.

Karl zog in Cataccioli's Haus und wurde dort wol aufgehoben und gut verpflegt. Beim Abſchiede rief er ſeinen Wirt und ſagte zu ihm: „Mein Freund, weil Ihr euren Gaſt wol gehalten habt, ſo bittet euch drei Gnaden aus.“ Cataccioli bat um drei Freiheiten für die Stadt Bonifazio, und dieſe zugeſagt, gebot ihm der Kaiſer noch eine Gunſt, aber für ſeine eigene Perſon zu fordern. Der Corse ſann lange nach, dann ſagte er: „Ew. Hoheit wolle befehlen, daß, wenn ich todt bin, mein Leichnam im Allerheiligſten der Kathedrale beigeſetzt werde, denn weil das keinem Laien zukommt, ſo wird

das die allergrößeste Ehre und Auszeichnung ſein, die noch je einem Bürger von Bonifazio widerfahren iſt."

Der Kaiſer gebot dieſes, und Cataccioli geleitete ihn wieder an den Hafen, und nachdem ſein Gaſt an Bord geſtiegen war, nahm er das Roß worauf dieſer geritten, und erſchoß es auf der Stelle.

Cataccioli's Haus iſt nicht ganz vollendet. Man ſieht einige Mauerlücken in der Wand. Denn die Anzianen hatten ihm, als er es baute, den Bau unterſagt, aus Rückſichten auf die Feſtung. Cataccioli verſprach nun auf ſeine Koſten einen Fanal zu bauen, wenn man ihm das Haus geſtattete. Der Magiſtrat ging darauf ein, man ſchloß den Vertrag, daß Cataccioli ſein Haus nicht eher vollenden dürfe, als bis er nicht den Faro vollendet habe. Alſo baute er beide zugleich, brachte den Faro richtig bis zum Fundament und ſein Haus unter Dach, bis auf einige Lücken die er in der Mauer ließ.

Hoch und ſchön von Geſtalt war Cataccioli, und deshalb nannte ihn das Volk Alto Bello. Seine Familie war eine der reichſten und älteſten der Stadt und wird in deren Geſchichte viel genannt.

Der Blick, der an dieſer Wohnung Karls V. vorbeiſtreift, fällt auf die Inſel Santa Maddalena, welche am Rande Sardiniens ſteht. Deutlich ſehe ich den Turm auf ihr, und ſehe den jungen Artillerie-Offizier Napoleon dort aus der Barke ſpringen, den Turm zu nehmen. Napoleon wohnte faſt acht Monate lang in Bonifazio, dem Hauſe Karls V. gegenüber. Dieſe Begegnung zweier großer Kaiſernamen hier iſt merkwürdig; denn Napoleon war es, der die alte ruhmvolle Kaiſerkrone Karls V. zerbrach.

Bonifazio hatte ehedem in der Zeit ſeiner Blüte einige zwanzig Kirchen und Klöſter. Die Klöſter ſind aufgehoben und nur drei Kirchen übergeblieben, die Kathedrale S. Maria vom Feigenbaum, San Domenico und San Francesco. Santa Maria

iſt von piſaniſcher Architectur, eine große ſchwere Kirche, welche in engen Gaſſen ſich verliert. Ihre geräumige Halle iſt der Verſammlungsplatz und Spaziergang der Städter, die darin umherwandeln wie die Venezianer in den Hallen des Marcusplatzes. In alten Zeiten verſammelte ſich in dieſer Kathedrale auch der Senat von Boniſazio, um über die Angelegenheiten der Stadt zu beraten.

Weiter hin gegen den Rand des Felſens liegt San Domenico, eine ſchöne Kirche der Templer, deren Triangel noch an der Mauer ſichtbar iſt. Der Bau iſt von den reinſten gothiſchen Verhältniſſen, und es fehlt ihm nur die bekleidete Façade, um auch von Außen angenehm zu wirken. Unſtreitig iſt ſie die ſchönſte Kirche Corsica's neben der in Ruinen ſtehenden Canonica von Mariana. Ihr ſchneeweißer achteckiger Turm, welchen die Piſaner anfingen, gleicht einem krenelirten Feſtungsturm; er iſt nicht vollendet. Ich fand in der Kirche viele Grabſteine von Tempelherren und genueſiſchen Edeln, auch den eines Doria. Der Kardinal Feſch hat einige Bilder in ſie geſchenkt, die indeß von keinem Werte ſind. Weit intereſſanter ſind die Ex voto, die Votivbilder auf Holz, welche gerettete Bürger Boniſazio's der Madonna und dem heiligen Domenicus geweiht haben. Es gibt manches Weihbild unter ihnen, welches Piratenſcenen recht wacker darſtellt.

Die dritte Kirche San Francesco iſt klein; ſie beſitzt aber eine große Merkwürdigkeit, denn es befindet ſich in ihr die einzige lebende Waſſerquelle Boniſazio's. Sonſt trinken die Boniſaziner nur Regenwaſſer aus Ciſternen, und beſonders verſorgt ſie die große, tiefe Ciſterne, in welche man auf ſteinernen Stufen hinabſteigen kann, ein verdienſtliches Werk der Genueſen.

Die meiſten ehemaligen Klöſter Corsica's waren vom Orden der Franciscaner. Dieſe Mönche hatten ſich äußerſt zahlreich auf der Inſel angeſiedelt und ihr Heiliger ſelber iſt, wie die

Sage erzählt, in Corsica geweſen. Er ſoll nach Bonifazio gekommen ſein, und da die Bürger dieſer Stadt als die religiöſeſten der Inſel gelten, ſo will ich meinem Freunde Lorenzo eine Legende nacherzählen.

Man ſieht nämlich über dem Golf das verlaſſene Kloſter San Giuliano liegen; zum Bau deſſelben gab der heilige Franciscus ſelber folgende Veranlaſſung. Eines Tages landete er, ich weiß nicht auf welcher Fahrt, im Hafen von Bonifazio und ſtieg auf das Ufer. Da es Nacht war klopfte er an ein Haus und begehrte Herberge. Aber es wurde ihm nicht ſo gut begegnet, wie dem Kaiſer Karl V. Denn man ſchloß ihm die Thüre, weil er ganz verwildert und ſtruppig und nicht anders denn ein corſiſcher Bandit ausſah. Der heilige Franciscus ging betrübten Herzens hinweg und legte ſich in eine Grotte neben dem Hauſe ſchlafen, und nachdem er ſich dem Herrn empfohlen hatte, entſchlief er. Derweilen kommt eine Dienſtmagd aus dem Hauſe, um wie ſie zu thun gewohnt war gewiſſe Unſauberkeiten in die Grotte auszuwerfen. Wie ſie nun in dieſe eintritt, ſieht ſie drinnen etwas leuchten und hätte vor Schrecken die Unreinlichkeit beinahe über den heiligen Franciscus ausgegoſſen. Denn eben dieſer war es, was da leuchtete. Der heilige Franciscus erhob ſich hierauf von dem Boden und ſagte mit ſeinem milden Lächeln zu der Magd folgendes: „O meine Freundin, thue nur immerhin wie du zu thun gewohnt biſt, weil ich doch ein ganzes Jahr in einem Schweineſtalle gewohnt habe, wie das alle Welt weiß.“ Die dumme Magd aber lief mit Geſchrei davon und erzählte, daß ſie einen Mann in der Grotte gefunden habe, welcher die Eigenſchaft beſitze, an einigen Teilen des Körpers zu leuchten. Es verbreitete ſich flugs die Kunde davon in Bonifazio; die Bonifaziner eilten an Ort und Stelle, und da ſie den Heiligen gefunden hatten, hoben ſie ihn auf ihre Hände, liebkoſten ihn und baten ihn, er möge ein Denkmal ſeiner Anweſenheit hinterlaſſen. Der

heilige Franciscus ſagte: meine Freunde, errichten wir zum bleibenden Gedächtniß ein Kloſter. Auf der Stelle trugen die Bonifaziner Steine herbei, Franciscus aber legte mit eigner Hand den Grundſtein, und nachdem er ſolches gethan, empfahl er ſich und ſtieg in ſein Schiff. Das Convent nannte man nicht nach ſeinem Namen, weil er damals noch nicht heilig geſprochen war, ſondern nach dem heiligen Julian. Später bauten die Bonifaziner die Kirche San Francesco. Nahe dabei ſtand auf dem Felſen in alten Zeiten ein Hain von Pinien, von Mirten und Buxus, ein wahrhaftes Wunder, weil ihn das nackte Kalkgeſtein hergab. Bei Verluſt der rechten Hand war es verboten, einen Baum aus jenem Wäldchen zu fällen. Eremiten ſaßen darin in einer Bergklauſe, lobten Gott und ſangen fromme Lieder hoch oben über der Meerenge, nahe am Himmel. Nun iſt der Wald und das Eremitenhaus verſchwunden, und es geht jetzt dort die Schildwache in roten Hoſen auf und ab und pfeift ſich ein Soldatenlied.

Am 15. Auguſt weckte mich Kanonendonner unter meinem Fenſter. Im Schlafe glaubte ich es ſeien die Spanier und Alfonso von Aragon mit den Bombarden, und dieſe machten ein gräuliches Schießen und Sturmlaufen gegen den Felſen; aber ich beſann mich bald, daß dieſe Kanonenſchüſſe dem Geburtstage des alten Kaiſers Napoleon und der himmliſchen Jungfrau Maria galten. Denn am Feſte der Aſſunta war Napoleon geboren, und beide haben nun die Ehre in ganz Frankreich zuſammen gefeiert zu werden. Die Schüſſe rollten und hallten mächtig über der Meerenge und weckten Sardinien aus dem Schlaf. Wie ſchön und feſtlich war der Morgen, Himmel und Meer blau und mit roſenroten Fahnen ausgeflaggt, die Luft ſtill und kühl.

Das Volk von Boniſazio ſchwamm in einem Meer von Wonne. Den ganzen Tag tummelte es ſich auf den Straßen, die mit Nationalfahnen prunkten. Darauf las man noch die

ſtolzen Worte: république française, liberté, égalité, fraternité. „Ihr dürft mir glauben, ſagte mir ein Boniſaziner, wir ſind von jeher ächte Republikaner geweſen.“ — Ich ſah viele Gruppen auf den Straßen Dambrett ſpielen, und auch im großen Tor ſaßen ſie bei dieſem alten, ritterlichen Spiel. Andere gingen auf der Piazza umher, trugen ihre beſten Kleider und waren fröhlich.

Ich habe immer eine Luſt an einer feſttägigen Menge. Man fühlt ſich da einmal auf einer guten Erde; und nun hier, wo dieſes weltverlaſſene Volk einmal auf ſeiner Klippe ausruht und aus ſeiner Dürftigkeit ſich ein kindliches Feſt bereitet, war mir recht wol. Dieſe armen Menſchen haben ſo gar nichts was das Leben wechſelnd und angenehm macht, nicht Schauſpiel, nicht Geſellſchaft, nicht Pferd noch Karoſſe, nicht Muſik, kaum dann und wann eine Zeitung. Viele werden hier geboren und ſteigen in ihr kaltiges Grab ohne einmal Ajaccio geſehen zu haben. Sie leben hier hoch am Himmel auf ihrem dürren Felſen und haben nichts als Luft und Licht und den einen großen Blick auf die Meerenge und die Berge Sardiniens. Man kann ſich alſo leicht denken, was hier ein Feſttag ſein muß.

Auch von der Umgegend waren die Bewohner nach Bonifazio gekommen, um die große Proceſſion zu ſehn, und da war's ein ſonderbarer Contraſt, ſo viele geputzte Menſchen in den wüſten Straßen umhergehn zu ſehen, und gar lieblich lachten die jungen Mädchen aus den verwohnten Fenſtern, Blumen im Haar und weiß gekleidet, denn ich glaube heute waren alle Mädchen von Bonifazio der Proceſſion wegen Engel.

Kanonenſchläge kündigten ihren Beginn an. Sie kam aus der Santa Maria vom Feigenbaum, welche in Lichtern funkelte, und zog nach San Domenico. Chriſtuskreuze, alte Kirchenfahnen, die noch genueſiſch ſchienen, zogen voran, dann Männer, Frauen und Mädchen, Kerzen in der Hand, und zum Beſchluß

die himmliſche Jungfrau. Vier rüſtige Männer trugen ſie auf einer Bahre. Auf jeder Ecke derſelben ſtand ein bunter hölzerner Engel mit einem Blumenbuſch in der Hand, und in der Mitte ſchwebte auf blauen hölzernen Wolken Maria ſelbſt; auch ſie war von Holz. Eine ſilberne Stralenkrone hing über ihrem Haupt und an ihrem Halſe eine köſtliche Kette von Corallen, die in Bonifazio gefiſcht und von den Fiſchern ihr dargebracht waren. Halb Bonifazio ging in der Proceſſion, und viele hübſche Kinder waren darunter, mit weißen Kleidern und bleichen Geſichtern, daß es ſchien, ſie ſeien aus dem Gypſe von Bonifazio geformt. Alle trugen ſie Kerzen; aber der Seewind ging ebenfalls in der Proceſſion einher, das war ein großer, langer Geſelle aus weißem Kalk und ganz in einen weißen Mantel von Kalkſtaub eingehüllt. Er blies einer hübſchen Gypsfigur nach der andern die Kerze aus, und ehe der Zug noch San Domenico erreichte, hatte er das Moccoliſpiel gewonnen und auch die letzte Kerze ausgelöſcht. Auch ich ging bis San Domenico mit. Wenn mich Jemand fragte, wie mir die Proceſſion gefalle, ſo ſah ich es ihm an den ſeelenvergnügten Augen an, daß ſie ſehr ſchön ſei, und ich ſagte: signore mio, ella è maravigliosa. Mich rührte die kindliche Einfalt und die Freude an dem Feſt. Abends errichteten ſie einen gewaltigen Holzſtoß in der engen Straße vor dem Stadthauſe und erleuchteten damit die Gaſſen. Als ich nun fragte, weshalb man das große Feuer angezündet habe, ſo ſagte man mir: dieſes Feuer iſt angezündet zu Ehren Napoleons. So feierte Bonifazio das große Feſt und war froh und glücklich, und noch da es Nacht war, hörte ich heiteren Geſang auf den Straßen ſchallen und das Klimpern der Mandoline.

Neuntes Kapitel.

Die Meerenge.

Abends, ehe die Dunkelheit eintritt, iſt es mein Vergnügen durch das alte Feſtungstor zu gehen und auf dem hohen Ufer zu ſitzen. Hier habe ich das originellſte Gemälde um mich her: Bonifazio auf dem Felſen hart neben mir, ſchwindelnd in die See hinuntergeneigt, die ſchöne Meerenge und das nahe Sardinien. Es gibt ein altes Buch, welches unter den Weltwundern dieſen Fels von Bonifazio als das 72ſte zählt. Mein guter Freund Lorenzo hat das Buch geleſen. Blicke ich nun von dieſem ſteinernen Bänkchen auf dem Ufer hinab, ſo überſchaue ich den ganzen Stufenweg, der zu der Marina herunter führt. Da kommen und gehen beſtändig Leute aus dem Tore und in das Tor, und von unten herauf reiten ſie im Zickzack auf ihren kleinen Eſeln oder treiben dieſe mit Melonen belaſteten Geſchöpfe im Zickzack hinauf; denn ſo wird ihnen das Klettern leichter. Ich erinnere mich nicht, je ſo kleine Eſel geſehen zu haben als in Bonifazio, und konnte es nicht begreifen, wie ein Mann auf einem ſolchen Thier reiten könne. Keinen ſah ich mit dem Fucile kommen; von Flinten wird man hier nichts gewahr.

Wenn ich nun auf jenem Bänkchen an der kleinen Capelle S. Rocco ſaß, ſo war ich bald von Neugierigen umringt, die ſich oft zutraulich zu mir ſetzten und mich fragten, woher ich käme, und was ich wollte, und ob mein Vaterland civiliſirt ſei oder nicht. Die letzte Frage iſt ſehr oft an mich gerichtet worden, ſobald ich ſagte daß ich aus Preußen ſei. Ein vornehm ausſehender Herr ſetzte ſich eines Abends zu mir, und da wir in ein politiſches Geſpräch über den jetzigen König von Preußen gerieten, ſo drückte er plötzlich ſeine Verwunderung aus daß die Preußen italieniſch ſprächen. Auch darnach bin ich ſchon oft und in allem Ernſte gefragt worden, ob in

Preußen italieniſch geſprochen würde. Mein freundlicher Herr fragte mich hierauf, ob ich lateiniſch ſpräche. Auf meine Antwort daß ich lateiniſch verſtünde, ſagte er daß er ebenfalls lateiniſch verſtünde, und hob alſo zu reden an: Multos annos jam ierunt, che io non habeo parlato il latinum. Im Begriff ihm ebenfalls lateiniſch zu antworten, machte ich die Erfahrung daß das Lateiniſche mir augenblicks in Italieniſch ſich verwandeln wollte, und daß ich wo möglich noch trefflicher mich auszudrücken im Begriffe war als mein Boniſaziner. Zwei verwandte Sprachen miſchen ſich ſofort auf der Zunge, wenn man ſich täglich nur in der einen ausgedrückt hat.

Auch dieſer Herr citirte mir richtig die Prophezeiung Rousseau's über Corsica, welcher man nicht entrinnen kann, wenn man mit gebildeten Corsen ſpricht.

Immer ſchöner wird im Abendſchein die Anſicht der Meerenge. Da ſchweben Segelboote vorüber gegen die Wellen kämpfend; goldig überlichtet fahren ſie dahin; einzelne Klippen ragen ſchwarz aus dem Waſſer und in Violett färben ſich die Berge Sardiniens. Geradeüber ſtehen die ſchönen Berge von Tempio und von Limbara, dort die Höhen welche Saſſari verdecken; links eine prachtvolle Bergpyramide, die man mir nicht zu nennen weiß. Die Abendſonne beleuchtet die nahen Küſten und ſtralt auf der nächſten ſardiniſchen Stadt Longo Sardo. Ein Turm ſteht an ihrem Eingange. Ich erkenne deutlich die Häuſer und möchte mir einbilden, jene Schattenſtriche dort ſeien herumwandelnde Sarden. Bei ſtiller Nacht, ſo ſagte man mir, hört man von Longo Sardo her den Tambour ſeine Trommel ſchlagen. Ich zählte ſechs Türme auf den Küſten; Caſtello Sardo und Porto Torres, die nächſten Städte am Ufer in der Richtung nach Saſſari, konnte ich nicht erkennen. Mein gaſtlicher Lorenzo hatte drei Jahre in Saſſari ſtudirt, wußte mir viel von den Sarden zu erzählen und kannte ihre Sprachen.

Schweigend blicken wir hinunter
Auf die ſchaumbedeckten Küſten,
Auf die blaue Meeresenge,
Die zwei Schweſterinſeln trennt.

Ach! wie ſchön biſt du Sardegna,
Du von Muſcheln hell umblitzte,
Mirtenüberkränzte, braune,
Wilde Schweſter Corsica's.

Als ein Halsband von Corallen
Hängen um ſie her die roten
Inſelklippen und die Riffe,
Und manch' ausgezacktes Cap.

Freund Lorenzo, jene Berge,
Jene wonneſamen blauen,
Wecken mir ſo heiße Sehnſucht,
Daß mein Herz dahin verlangt —

Schöne Berge von Limbara!
Sprach Lorenzo vor ſich nieder,
Blaue Berge wie das Leben
Lügenbilder ſind ſie nur.

Fern erſcheinen ſie Sapphire,
Und kryſtallne Himmelsdome,
Aber naht ihr euch, dann werfen
Sie den blauen Mantel ab.

Bieten euch die nackten Klippen,
Drohen euch mit Dorngewinden,
Mit dem Wetter, mit dem Abgrund,
Wie das Leben, junger Freund. —

Freund Lorenzo, jene Ebne
Lacht mich an mit ihrem Golde,
Wiſſen möcht' ich wie der Sarde
In dem ſchönen Lande lebt. —

Weit ins Innre ſteigt der Bergwald,
Gelbe Städtlein ſtehn im Grünen,
Und das Maulthier mit der Schelle
Vor ſich treibt der Catalan.

Den Sombrero auf dem Scheitel,
Dolch, Piſtolen in dem Gurte,
Summt er ein lateiniſch Liedchen
Und marſchirt zu ſeinem Tact.

Wandert ſüdwärts nur zum Strande
Nach Cagliari's Felſenbuchten,
Dort im Dorfe ſchlägt der Moro
Caſtagnett' und Tamburin.

Mauren ſind's von Algesiras,
In Barbarenzungen ſtammelnd,
Tanzend um die Fächerpalme,
Braune Mädchen an der Hand.

Wie merkt man in Bonifazio ſchon die Nähe der dritten großen romaniſchen Nation, der Spanier. Mein Zimmer iſt bedeckt mit Columbusbildern, welche lange ſpaniſche Erklärungen haben, und hie und da trifft man Sarden, die den catalaniſchen Dialekt reden. Beide Inſeln in grauen Zeiten zuſammenhängend, nun auseinandergeriſſen, ſtehen in nachbarlichem Schmuggelverkehr. Die ſo günſtige Lage Bonifazio's würde dieſe Stadt zu baldiger Blüte bringen müſſen, wenn der Handel frei wäre. Die Controle iſt ſehr ſtrenge; denn

auch die Banditen beider Inſeln ſtehen im Verkehr; aber es geſchieht ſeltner daß Sarden nach dem kleinen Corsica flüchten, weil ſie ſich dort nicht halten können. Dagegen flüchten viele corsiſche Bluträcher in die Berge Sardiniens. Die Polizei in Bonifazio iſt ſehr wachſam. Nirgend forderte man mir im ganzen Corsica den Paß ab, man that es nur in dem ſüdlich gelegenen Sartene und in Bonifazio. Ein Beſitzer war vom Cap Corso her bis Bonifazio mein Begleiter geweſen, und da der freundliche Mann mir ſein Schiffchen, das in Propriano ankerte, zur Rückfahrt nach Baſtia und auf dem Cap Corso ſein Haus zur Wohnung anbot, nahm ich ihn in mein geräumiges Zimmer, weil er ſchlecht logirt war. Der hatte nun die Ehre für einen Banditen zu gelten, der mit gutem Schein nach Sardinien zu kommen ſuche.

Wenn der Abend hereinbricht, ſteckt der Leuchtturm von Bonifacio ſein Licht auf. Die Küſte Sardiniens iſt in Dunkel gehüllt, aber von Longo Sardo her antwortet das rote Licht eines Fanals, und ſo unterhalten ſich dieſe beiden Schweſterinſeln auch in der Nacht durch die Zeichenſprache ihrer Wandelfeuer. Die Türmer hüben und drüben führen ein einſames Leben. Ein jeder von ihnen iſt der erſte oder letzte Bewohner ſeiner Inſel. Der von Bonifazio iſt der allerſüdlichſte Corſe den ich noch je geſehen habe, und der vom Cap drüben iſt der allernördlichſte Menſch Sardiniens. Sie haben ſich nie geſehen und geſprochen. Aber jeden Tag ſagen ſie ſich guten Abend und felicissima notte, wie man in Italien ſagt, wenn die Hausfrau mit dem Licht in die Stube kommt. Der Türmer von Corsica kommt zuerſt mit ſeinem Licht in die Nacht hinaus und ſagt felicissima notte, und dann kommt ihm entgegen der von Sardinien und ſagt auch felicissima notte; und ſo treiben ſie es Nacht für Nacht und werden es forttreiben ihr Leben lang, bis einſt drüben das Licht eine Weile ausbleibt. Dann weiß der Türmer hüben daß der alte

Freund jenſeits geſtorben iſt, und weint und ſagt: felicissima notte!

Ich beſuchte dieſen ſüdlichſten Corsen auf ſeinem Turm. Der liegt eine Stunde weit von Bonifazio auf dem niedrigen Cap Pertuſato. Das Südende Corsica's geht hier in einem abgeſtumpften Dreieck aus, an deſſen Enden weſtlich jenes Cap und öſtlich das Cap Sprono liegt, eine ſchmale Klippenſpitze, Sardinien am nächſten ſtehend. Mit gutem Winde kann man in einer halben Stunde in Sardinien ſein. Der kleine Leuchtturm iſt von einer weißen Mauer umgeben und gleicht einem Fort. Freundlich nahm mich der Türmer auf und ſetzte mir ein Glas Ziegenmilch vor. Er lebt wie Aeolus im Winde. Es iſt eigentlich ſeltſam zu denken, daß eines Menſchen lange Jahre ſich nur drehen um eine Oellampe, und daß ein Individuum dazu aufgebraucht wird, auf einer einſamen Klippe Nachts Lampendochte zu verbrennen. Es gibt nichts Ungenügſameres und nichts Beſcheideneres als das menſchliche Weſen.

Mein Türmer führte mich auf die Bruſtwehr des Fanals, wo der heftige Wind mich zwang, ans Geländer mich feſtzuhalten, und er zeigte mir von ſeines Daches Zinnen all ſein Inſelreich und Untertanenſchaft, welche in dreißig Stück Ziegen und in einem Weinberge beſtand, und indem ich erkannte, daß er zufrieden war und an Gütern der Erde genug beſaß, pries ich ihn ſofort ſchon vor ſeinem Ende glücklich. Er zeigte mir die Herrlichkeit Sardiniens, die Inſeln und Iſolotte, die es umſchwärmen, Sta. Maria, Sta. Maddalena, Caprara, Reparata und die kleineren Eilande. Die weſtliche Mündung der Meerenge iſt mit Inſelklippen beſtreut, die öſtliche iſt breiter und da liegt dem ſardiniſchen Cap Falcone gegenüber das Eiland Aſinara, ein maleriſches Gebirge.

Zu Corsica gehören noch einige Inſelriffe von der bizarrſten Form, welche ganz nahe in der Meerenge zerſtreut liegen und

San Bainzo, Cavallo und Lavezzi heißen. Sie beſtehen aus Granit. Die Römer hatten auf ihnen Steinbrüche angelegt, um für ihre Tempel und Baſiliken Säulen von dort zu holen. Deutlich erkennt man noch ihre Werkſtätten, ſelbſt die Kohlen in der alten Römerſchmiede haben noch ihre Spuren zurückgelaſſen. Noch liegen ungeheure, halbbehauene Säulen, deren zwei namentlich auf San Bainzo, und andre Blöcke, welche das Eiſen ſchon bearbeitet hat, auf dieſen Klippen. Niemand weiß, für welchen Bau in Rom ſie beſtimmt geweſen ſein mochten. Und welch' ein paniſcher Schreck mochte es wol ſein, der die Künſtler und Steinmetzen von dieſem einſamen Atelier im Meere plötzlich verjagte, daß ſie das Werk ihrer Arbeit unbeendigt liegen ließen. Vielleicht verſchlang ſie die Flut, vielleicht erſchlug ſie der wilde Corse oder der grimmige Sarde. Mich wundert's, daß hier keine Sage von einem römiſchen Geiſteratelier entſtand. Denn ich ſelbſt habe doch im Mondſchein die todten Künſtler aus dem Meere ſteigen ſehn, in römiſchen Togen, ernſte Männer, breitſtirnig, adlernaſig und mit holen Augen. Sie machten ſich alle ſchweigend an die beiden Säulen und hoben an, geiſterhaft daran zu ſchlagen und zu meißeln. Der Eine aber ſtand hoch aufrecht und deutete nur befehlend mit dem Finger; ich hörte ihn auf lateiniſch ſagen: „Dieſe Säule wird eine der ſchönſten im goldnen Hauſe des Nero ſein. Flink, Geſellen, und fördert Euch! denn ſo Ihr in 40 Tagen nicht fertig ſeid, werden wir alle den Thieren vorgeworfen." Ich wollte ihm eben zurufen: „O Artemion und ihr anderen todten Männer, das Haus des Nero iſt ja längſt von der Erde verſchwunden, wie wollt ihr noch Säulen dafür hauen? Geht ſchlafen in euer Grab." Aber wie ich das ſagen wollte, verwandelten ſich mir die Worte augenblicks in Italieniſch und ich konnte nicht. Und dieſem Umſtande allein iſt es zu verdanken, daß die alten Römergeiſter noch immer fort in dem Atelier an den Säulen geſchäftig ſind —

und alle Nacht kommen ſie heraufgeſtiegen und ſchlagen und meißeln in raſtloſer Eile, aber ſobald die Hähne in Boniſazio krähen, ſpringen die weißen Geſtalten wieder ins Meer zurück.

Noch einen vollen, letzten Blick warf ich auf die weitausgedehnte Küſte Sardiniens, auf das Land Gallura, und dachte an den ſchönen Enzius, des Kaiſers Friedrich Sohn. Auch er iſt einſt geweſen und war drüben ein König. Vor wenigen Monaten ſtand ich eines Abends an ſeinem Gefängniß in Bologna. Ein Puppentheater war dort aufgeſchlagen und über den ſtillen großen Platz ſchallte laut die Stimme des Pulcinella.

Die Welt iſt rund und die Geſchichte eine Kugel, wie das einzelne Menſchenleben.

Zehntes Kapitel.

Die Hölen von Boniſazio.

Hochauf donnerte dort an des Eilands Küſten die Brandung.
Grauenvoll ſprißend empor, und bedeckt war alles mit Salzſchaum.
Odyſſee.

An einem ſchönen Morgen ging ich aus dem alten Genueſentore, an deſſen Mauer der ſpringende Löwe und der heilige Drachentödter Georg, das Wappen der Bank von Genua, eingemeißelt ſind, ſtieg zur Marina hinunter und rief den Schiffsmann und ſeine Barke. Heute erlaubte die See eine Fahrt in die Hölen der Küſten, aber ſie war noch immer vom Maeſtrale bewegt und ſpielte dreiſt genug mit dem Boote.

Im tiefen, ſchmalen Hafen aber, dem ſicherſten der Welt, iſt es windſtill, und wie in Abrahams Schooße ruhten dort die wenigen Segelkähne und die beiden zweimaſtigen Kauffahrer Boniſazio's, Jeſus und Maria nämlich und die Fantaſia. Fantaſia iſt der trefflichſte Name, den noch ein Schiff getragen hat, das wird jeder zugeben, deß Fantaſieſchiff je

auf dem Meer geſegelt iſt und mit ſeinen Schätzen zu Port kam oder an den Strand geworfen ward. Auch Jeſus Maria iſt ein ſchöner Name auf dem Meer.

Von beiden Seiten engen Kalkfelſen den Hafen ſo ſehr ein, daß ſeine Mündung lange verdeckt bleibt. Die Enge dieſes Canals macht es möglich, ihn querdurch mit einer Kette zu ſperren, wie Alfonso von Aragon das gethan hat. Man zeigte mir noch einen mächtigen eiſernen Ring, der in einem Uferfelſen eingeſchlagen iſt. Rechts und links nun und weiter an der offenen Küſte hat die Waſſergewalt kleine und große Hölen gebildet, welche höchſt ſehenswert ſind und in aller Welt berühmt ſein würden, wenn Corsica nicht gleichſam außer der Welt läge.

In der nächſten Nähe Bonifazio's gibt es deren drei beſonders ſchöne Grotten. Zuerſt gelangt man nach der Grotte San Bartolomeo. Sie iſt ein ſchmaler Hölengang, der gerade ſo viel Raum läßt, daß die Barke ſich hineinzwängen kann. Sie gleicht einem kühlen gothiſchen Gemach. Das Meer dringt faſt bis an ihr Ende, ſo weit dies dem Auge ſichtbar ſcheint, und bedeckt ihren Boden mit ſeinem ſtillen, klaren Waſſer. Es iſt das eine Geſellſchaftsgrotte für die Fiſche, die ſich hier Beſuche machen, vor dem Hai geſichert. Ich fand auch eine wolige Fiſchfamilie darin. Sie ließen ſich nicht ſtören, ſondern ſchwammen luſtig um die Barke. Die Höle zieht ſich übrigens noch weiter in den Fels von Bonifazio hinein.

Rudert man aus dieſer Grotte weiter, ſo gelangt man nach kurzer Zeit in die offene See und hat den überraſchend großen Anblick der Seeſeite des Felſens Bonifazio, der mit ſeiner breiten zwiegeteilten Bruſt mächtig herausgehoben gegen die Flut ſtrebt. Dieſe gigantiſche Façade iſt ein herrliches Architekturwerk der Meiſterin Natur. Von beiden Seiten hat ſie Säulen angeſtemmt, gewaltige Strebepfeiler aus Kalk und Sandſchichtungen und von der Woge tief cannelirt. Eine

derſelben heißt Timone. Zwiſchen ihnen wölbt ſich ein koloſſaler Bogen, auf welchem hoch oben die weißen Mauern von Bonifazio ſtehen, und in deſſen Mitte eine prachtvolle Grotte als Portal ſich aufthut. Ich war überraſcht von dem ſo großen und originellen Bau, dem Vorbilde der Menſchenwerke, der Tempel und Baſiliken. Das aufgeregte Meer ſchlug ſeine Wellen gegen die Wände der Grotte; aber drinnen war es windſtill. Sie geht nicht tief in den Fels hinein. Sie iſt nur eine Felſenniſche, eine Tribune, welche in halben Kreislinien traubenförmige Guirlanden von Tropfſtein umziehen. Man könnte in dieſer Niſche ein Rieſenbild des Poſeidon aufſtellen. Sie heißt sotto al Francesco.

Fährt man nach der rechten, öſtlichen Seite, ſo ſieht man das Ufer weithin unterhölt und wunderliche Bildungen von Kellergewölben, in welche das Meer eindringt. Ich fuhr in eine dieſer Grotten hinein, die Fiſcher nennen ſie Camere. In ihrer Nähe befindet ſich die herrlichſte Grotte von Bonifazio, der Sdragonato, und hier verzage ich Worte zu finden, welche dieſes Wunderwerk zeichnen mögen. Nimmer ſah ich ein ähnliches und vielleicht möchte dieſe Höle einzig in Europa daſtehen. Ihr Eingang iſt, gleich der von San Francesco, eine rieſige Tropfſteinniſche, aber dieſe öffnet ſich in den Berg und führt durch ein kleines Tor in die ganze umſchloſſene innere Hölung. Es war ſchön und ängſtigend durch den kleinen Schlund zu ſteuern; die Waſſer brandeten mit Wut gegen denſelben, ſpritzten ihren weißen Giſcht an das Geſtein empor, ſchlugen zurück, verſchlangen ſich, wühlten ſich wieder auf. Solchen wilden Waſſerſchwall zu hören, iſt eine wahrhaft elementariſche Luſt; ſeinen Laut gibt nur die italieniſche Sprache glücklich wieder — ſie ſagt rimbomba. Glücklich ward die Barke durch den Hölenſchlund geſpült, und mit eins glitt ſie hin in einem herrlich gewölbten Tempel von ungeheurem Kreisumfange, auf einem hier grünen, dort dunkelſchwarzen, hier azurblauen und

dort roſig gefärbten Waſſerſpiegel. Es iſt ein wunderbares, natürliches Pantheon. Oben klafft die Kuppel auseinander und der helle Himmel ſcheint herein; ein Baum beugt ſich und ſchwankt vom Rande herab, grüne Büſche und Kräuter neigen ſich in den Spalt hernieder, und wilde Tauben flattern herein. Die Wände der ſchönen Höle ſind faſt regelmäßig gewölbt, das Waſſer ſickert von ihnen herab und umzieht ſie mit Tropfſtein, der aber nicht die auffallend bizarren Formen der Höle von Brando auf dem Cap Corso, oder der Harzhölen hat. Er hängt in Knollen umher, oder hat das Geſtein wie mit einem Laſurguß überzogen. Man kann mitten in der Grotte umherrudern oder nach Belieben ausſteigen, denn ringsum hat die Natur Sitze und Stufen von Stein aufgeſchlagen, welche freiliegen, wenn nicht die Sturmflut ſie bedeckt. Hieher kommen die Seehunde des Proteus und lagern ſich in dem Wonneſaal. Leider ſah ich keinen, ſie waren draußen auf einer Waſſerfahrt; nur wilde Tauben und Taucher ſchreckte ich auf. Der Waſſergrund iſt tief und klar. Man ſieht Muſcheln, Fiſche, und Meeresgräſer. Es möchte ſich der Mühe verlohnen ſeine Sommerreſidenz von Zeit zu Zeit hier aufzuſchlagen, die Odyſſee zu leſen und aufzulauſchen, wenn die Weſen der geheimnißvollen Meerestiefe eingezogen kommen. Der Menſch verſteht weder Pflanze noch Thier, die auf dem Lande leben und ſeine Freunde ſind, noch weniger jene ſtummen, wunderbar geformten Geſchöpfe des großen Elements. Sie leben und haben ihre Geſetze, ihren Verſtand, ihre Freuden und Leiden, ihre Liebe und ihren Haß. Nicht wie die Landweſen an die Scholle gebannt, ziehen ſie im ſchrankenloſen Element umher und wohnen in der immer klaren kryſtallnen Tiefe, bilden mächtige Republiken, haben ihre Revolutionen, ihre Völkerwanderungen und Corſarenſtreifzüge, und die ſchönſten Waſſerpartieen, wenn ſie wollen.

Das Ufer von Cap Partuſato bis nach Bonifazio iſt vom

Meer zerſchlagen und in ſeltſame Formen zerriſſen. Man findet dort viele Verſteinerungen und die merkwürdige Spinnenart, welche baut. Dieſe Spinne macht ſich nämlich im Sande der Küſte ein ganz kleines Sandhäuschen und in dem Sandhäuschen ein kleines Thürchen. Dieſes kann ſie nach Belieben auf- und zuſchließen. Wenn nun die Spinne allein ſein will, ſo ſchließt ſie das Thürchen zu. Wenn ſie ausgehen will, ſo macht ſie das Thürchen auf und geht hinaus und führt ihre Töchter an der ſchönen Meerenge ſpazieren, wenn ſie nämlich fleißig geweſen ſind und an ihrer Ausſtattung genug geſponnen haben. Dieſe treffliche Bauſpinne heißt Mygal Pionnière oder Araignée Maçonne von Corsica.

Ich ſah auch die scalina di Alfonso, die Treppe des Königs von Aragon, welche er der Sage nach hart unter den Mauern der Stadt aushauen ließ. Weil Alfonso nämlich die Stadt nicht zwingen konnte, verfiel er auf den Gedanken, in das Ufer heimlich einen Gang zu hauen. Nachts landeten die Spanier an einer Stelle, welche von den Bürgern nicht geſehn werden konnte; dort zieht ſich eine Grotte in den Berg, welche wol 300 Menſchen beherbergen kann und ſüßes Waſſer enthält. Da ſchlugen nun die Spanier einen Stufengang empor, und wirklich waren ſie bis an die Feſtungsmauern gelangt, als ein Weib ſie bemerkte, Lärm machte und die herbeieilenden Bürger den Feind herabſtürzten. Die Erzählung iſt ein Märchen; mir ſcheint es unglaublich, daß die Spanier dieſe ſchräg aufſteigende ſchmale Treppe ſollten ausgehauen haben, ohne von den Boniſazinern geſehn worden zu ſein. Eine andere Felſentreppe der Art hatten ſich übrigens die Mönche von San Francesco ausgegraben, um zum Seebade hinabzuſteigen; auch ſie iſt größtenteils hinweggeteilgt.

Ich habe Unglück gehabt, die Thunfiſche fangen ſie diesmal nicht in der Meerenge und die Corallenfiſcher ſind wegen des Maeſtrale nicht auf See. Die Meerenge iſt an Corallen

reich, aber die Corsen überlaſſen den Fang den Genueſen, den Toscanern und Neapolitanern. Dieſe kommen im April und bleiben bis zum September. Schöne rote Corallen ſah ich bei einem Genueſen. Man verkauft ſie nach dem Gewicht, die Unze zu drei Franken. Die meiſten Corallen, welche in den Fabriken von Livorno verarbeitet werden, kommen aus der Meerenge von Bonifazio. Seitdem aber die Franzoſen reichere und beſſere an den Küſten Afrika's entdeckt haben, vermindert ſich der Corallenfang in der Meerenge. Jetzt fiſcht man ſie hauptſächlich an den Ufern von Propriano, von Roccapina, Figari und Ventilegne, wo auch die Thunfiſche beſonders häufig ſind.

Nachdem ich nun Land und Küſte Bonifazio's kennen gelernt hatte, rüſtete ich mich zur Abfahrt von dieſem merkwürdigen Orte. Wie Lorenzo es mir geſagt hatte, fand ich das Volk von Bonifazio. Sie ſind eigentlich keine Corsen mehr. Wir ſind arm, ſagte mir Lorenzo, aber wir ſind fleißig und haben genug. Oel wächst in Fülle auf unſrem Kalkboden, der Wein gibt genug für das Haus und die Luft iſt geſund. Wir ſind fröhlich und zufrieden und nehmen Gottes Tage auf unſrem Felſen mit Dankbarkeit hin. Wenn der arme Mann Abends von ſeinem Felde heimkehrt, findet er immer ſeinen Wein mit Waſſer zu miſchen, ſein Oel zum Fiſche, vielleicht auch ein Stück Fleiſch, und Sommers immer ſeine Melone.

Ich werde mich an die Gaſtlichkeit der Boniſaziner ſo dankbar erinnern wie an die der Sartener. Morgens, da ich vor Sonnenaufgang hinabwollte, um nach Aleria zu fahren, wartete ſchon Lorenzo am Burgtor um mir nochmals eine gute Reiſe zu wünſchen und mich zur Marina zu geleiten. Mit der Morgenröte den Felſen hinabſteigend nahm ich von der ſeltſamen Stadt mit einer jenen Scenen Abſchied, deren Bild der Erinnerung ſich unauslöſchlich einprägt. Unter dem Tore liegt auf dem Uferrande die kleine unbedachte Capelle San

Rocco, welche auf der Stelle gebaut worden iſt, wo im Jahr 1528 das letzte Opfer der Peſt niederſank. Wie ich nun vom Tore herabſtieg, ſah ich gerade auf dieſe Capelle: die Thüren ſtanden weit offen, der Prieſter fungirte am Altar auf dem die Kerzen brannten; vor ihm knieten in zwei Reihen andächtige Frauen, und auch vor der Pforte knieten Männer und Weiber auf dem Felſen. Der Blick von oben in dieſe ſtille, fromme Menſchengemeinde, im Schein der Morgenröte, hoch über der Meerenge überraſchte mich tief, und ich glaubte hier ein Bild wirklicher Frömmigkeit geſehn zu haben.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Die Oſtküſte.

Die Gegenden von Bonifazio längs der Oſtküſte ſind ganz öde. Die Straße führt am Golf von Santa Manza vorüber nach Porto Vecchio, welches man in drei Stunden erreicht. Dort liegt bei dem Ort Sotta die Ruine des alten Herrenſchloſſes Campana, und erzählt eine ſeltſame Sage. In grauen Zeiten hauſte hier Ors' Alamanno, der deutſche Bär. Auf ſeine Vaſallen hatte er das fürchterliche Herrenrecht der erſten Nacht (jus primae noctis) gelegt. So jemand ein Weib nahm, mußte er daſſelbe in das Schloß führen, daß der deutſche Bär ihrer erſten Nacht genieße, und außerdem mußte er dem Orso das ſchönſte Pferd in den Stall führen, daß er darauf reite. Wie nun die Jahre kamen und gingen, ward die Kammer des Bären nicht leer und ſein Stall war voll. Da wollte ein junger Menſch Probetta eine ſchöne Jungfrau heimführen. Probetta war ein wilder Reiter und konnte geſchickt den Laſſo werfen. Er ſteckte heimlich die Schlinge unter den Rock, ſetzte ſich auf ein ſchmuckes Pferd und ritt vor das Herrenſchloß, denn er wollte dem Orso das Thier vorreiten, damit er ſähe, wie es gar ſtattlich ſei. Der deutſche Bär kam aus dem Tore und lachte vor Freude, daß er die ſchönſte Jungfrau küſſen und das ſchönſte Pferd reiten werde. Wie er nun lachend daſtand und dem Probetta zuſchaute, jagte der

plötzlich vorüber und hatte er dem Orso den Laſſo umgeworfen, und jagte wie der Sturm den Berg hinunter und ſchleifte den Orso über das Geſtein. Das Herrenſchloß zerſtörten ſie, den deutſchen Bären verſcharrten ſie an einem dunkeln Ort. Nach einem Jahre aber dachte Einer, was wol aus dem todten Orso geworden ſei, und ſie liefen eilig an die Stelle, wo ſie ihn vergraben hatten, und ſcharrten ſie auf. Da kam eine Fliege herausgeflogen. Die Fliege flog in alle Häuſer und ſtach alle Weiber, und ſie wurde immer größer und größer, und am Ende war ſie ſo groß geworden wie ein Ochſe und ſtach alles in der ganzen Gegend. Da wußte man nicht, wie man die Ochs-Fliege los werden könne. Aber Einer ſagte, in Piſa ſeien die Wunderdoctoren, die könnten allerlei Dinge wegcuriren. Da gingen ſie nach Piſa und holten einen Wunderdoctor, der allerlei Dinge wegcuriren konnte.

Wie der Doctor nun die große Fliege ſah, fing er an Pflaſter zu ſchmieren, und ſchmierte 6000 ſpaniſche Fliegenpflaſter und drehte 100000 Pillen. Die 6000 Fliegenpflaſter aber legte er der Fliege auf und gab ihr die 100000 Pillen zu ſchlucken. Darnach wurde die Fliege immer kleiner und kleiner, und wie ſie ſo klein geworden war wie eine rechte Fliege, da ſtarb ſie. Da nahmen ſie eine große Bahre und deckten ſie mit einem ſchneeweißen Lailachen zu, und auf das Lailachen legten ſie den Leichnam der Fliege; und alle Weiber kamen zuſammen, zerrauften ſich die Haare und weinten bitterlich, daß eine ſo muntere Fliege geſtorben ſei, und zwölf Männer trugen die Fliege auf der Bahre nach dem Kirchhof und gaben ihr ein chriſtlich Begräbniß. Darnach waren ſie von dem Unheil erlöſt.

Dieſe ſchöne Sage habe ich dem corſiſchen Chroniſten nacherzählt bis auf den Wunderdoctor, welchen er aus Piſa kommen läßt und der die Ochs-Fliege einfach tödtet. Das andere habe ich zugeſetzt.

Porto Vecchio ist ein kleiner ummauerter Ort von etwa 2000 Einwohnern, am Golf gleiches Namens, dem einzigen an der ganzen Ostküste. Er ist groß und herrlich und könnte von Wichtigkeit werden, weil er dem Festland von Italien gegenüber liegt. Die Genuesen legten Porto Vecchio an, um die Saracenen von diesen Küsten abzuwehren. Sie gaben den Colonisten viele Freiheiten, sie zur Niederlassung zu bewegen. Weil aber die Gegend durch die vielen Sümpfe ungesund ist, wurde Porto Vecchio dreimal verlassen und verödete. Auch heute ist der ganze Canton einer der am wenigsten bevölkerten Corsica's; er wird hauptsächlich nur von Hirschen und Wildschweinen bewohnt. Doch ist das Land sehr fruchtbar, die Umgegend von Porto Vecchio reich an Oliven und Wein; die Stadt selbst ist auf Porphyrfelsen gebaut, welche zu Tage stehen. Ich fand sie fast verödet, da es August war, und die halbe Einwohnerschaft sich in die Berge geflüchtet hatte.

Nördlich von dem schönen Golfe zieht sich die Küste in gleicher Linie aufwärts, und noch hat man den Gebirgszug nahe zur Linken, bis er in der Gegend von Salenzara in das Innere zurückweicht und die großen Ebenen freiläßt, welche der Ostküste Corsica's ein von der Westküste so verschiedenes Ansehn geben. Der ganze Westen der Insel ist eine fortgesetzte Bildung von parallelen Tälern; die Gebirgszüge steigen dort ins Meer, endigen in Caps und umragen die prächtigen Golfe. — Der Osten hat nicht diese vortretende Talbildung, das Land verliert sich hier in Niederungen. Der Westen Corsica's ist romantisch und grandios, der Osten sanft und melancholisch. Das Auge schweift hier über stundenweite Ebnen, Ortschaften, Menschen, Leben suchend, und entdeckt nichts als Haiden mit wildem Gesträuch und Sümpfe und Teiche, die sich neben dem Meer hinziehn und das Land mit Traurigkeit erfüllen.

Die immer ebene Straße führt fast eine Tagereise weit von Porto Vecchio bis zu dem alten Aleria. Das Gras wächst

auf ihr Fuß hoch. Man fürchtet ſie Sommers zu befahren. Auf der langen Fahrt begegnete ich keiner lebenden Seele. Keine einzige Ortſchaft paſſirt man, und nur hie und da ſieht man weit in den Bergen ein Dorf. Nur am Meeresufer ſtehn einzelne verlaſſene Häuſer an ſolchen Stellen, welche einen kleinen Port haben, eine Cala oder Landungspunkt, wie Porto Favone, wohin die alte Römerſtraße führte, Fantea, Cala di Tarco, Cala de Canelle, Cala de Coro, welches heißen ſoll Cala Moro, Maurenlandung. Auch hier ſtehen einzelne genueſiſche Wachttürme.

Alle jene Häuſer waren verlaſſen, ihre Fenſter und Thüren geſchloſſen, denn die Luft iſt böſe auf der ganzen Küſte. Der arme Lucheſe verrichtet hier die geringe Feldarbeit für den Corsen, der ſich von den Bergen nicht herabwagt. Ich habe indeß von der bösartigen Luft nichts gelitten, aber zur Vorſicht folgte ich meinem Reiſegefährten und ſchnupfte Kampfer, was ein gutes Präſervativ ſein ſoll.

Mit dürftigſtem Reiſevorrat verſehn überfiel uns jählings der Hunger und verfolgte uns dieſen und den halben folgenden Tag, denn nirgend trafen wir ein offnes Haus noch eine Wirtſchaft. Der Fußwanderer müßte hier verſchmachten, oder er würde gezwungen ſein, ſich in die Berge hinaufzuflüchten, und ſtundenlang umzuirren, bis ihn ein Pfad zu einer Hirtencapanne führt. Es iſt eine Strada morta.

Wir fuhren über den Taravofluß. Von dort beginnt die Reihe von Teichen mit dem langen ſchmalen Stagno di Palo. Es folgen der Stagno di Graduggine, der Teich von Urbino, der Siglione, der Stagno del Sale und der ſchöne Teich der Diana, welcher ſeinen Namen noch von Römerzeiten her behalten hat. Nehrungen trennen dieſe fiſchwimmelnden Teiche vom Meer, doch haben die meiſten eine Einmündung. Ihre Fiſche ſind berühmt. Es ſind große fette Aale und mächtige Ragnole. Die Fiſcher fangen ſie in Binſenreuſen.

Vom Taravo an erſtreckt ſich weit nach Norden die herrlichſte Ebene, das Fiumorbo oder der Canton Prunelli. Von Flüſſen durchlaufen, von Teichen und vom Meere begrenzt, gleicht ſie aus der Ferne geſehn einem endloſen, üppigen Garten am Seeſtrande. Aber kaum iſt ein Ackerland zu entdecken, das Farrenkraut bedeckt unabſehbare Flächen. Es iſt unerklärlich, daß die franzöſiſche Regierung dieſe Gegenden nicht coloniſirt. Hier würden Colonien ſicherer gedeihen als in dem Menſchen und Geld verſchlingenden Sande Africa's. Hier iſt Raum für zwei volkreiche Städte von mindeſtens 50000 Einwohnern. Colonien von fleißigen Ackerbauern und Handwerkern würden die ganze Ebne in einen Garten verwandeln. Canäle würden die Sümpfe tilgen und die Luft geſund machen. Es gibt keinen herrlicheren Strich Landes in Corsica und keinen der ergiebigeren Boden hätte. Das Clima iſt ſonniger als das des ſüdlichen Toscana, es würde auch das Zuckerrohr pflegen, und das Getreide müßte hundertfältig tragen. Nur durch das Mittel der Coloniſation und Induſtrie, welche den Wetteifer in der Production mit den Bedürfniſſen ſteigern, würde man auch jene Bergcorsen zwingen, aus ihren ſchwarzen Dörfern in die Ebne herabzukommen und den Acker zu bebauen. Die Natur bietet hier alles in reichſter Fülle, was ein großes Induſtrieleben erzeugen kann; die Berge ſind Schatzkammern von edlem Geſtein, die Wälder geben Pinien, Lärchenbäume, Eichen; es fehlt ſelbſt nicht an verſchickbaren Heilquellen; die Ebne gibt Feldfrucht und Nahrung für den reichſten Viehſtand, und die unmittelbare Verbindung von Gebirg, Niederung und dem fiſchreichſten Meer läßt nichts zu wünſchen übrig.

Wie die Küſte nun heute iſt, paßt auf ſie ſchlagend das Bild, welches Homer von dem Strande der Cyklopeninſel entwirft, welcher uncultivirt und doch des Anbaues im höchſten Grade fähig ſei.

Drin ja ſtrecken ſich Auen am Strand des graulichen Meeres,
Saftreich, ſchwellend von Gras, wo der fröhlichſte Wein ſich erhübe.
Drin iſt lockerer Grund, wo wuchernde Saaten beſtändig
Reiften zur Erndte; denn fett iſt unten das Erdreich.
Drin auch die ſicherſte Bucht, wo nie man brauchet der Feſſel.

Als ich dieſe ſchöne Ebne ſah mußte ich den richtigen Blick der alten Römer preiſen, welche ihre einzigen Colonien in Corsica gerade hier anlegten.

Zweites Kapitel.

Aleria, die Colonie Sulla's.

Wenn man ſich dem Fiumorbofluß nähert, ſo ſieht man einzelne palaſtähnliche Häuſer; einige davon ſind Anſiedlungen franzöſiſcher Capitaliſten, welche bankerott wurden, weil ſie unverſtändig anfingen. Andere ſind reiche Güter, wahre Grafſchaften an Areal, wie Migliacciaro im Canton Prunelli, welches einer franzöſiſchen Companie gehört und vormals eine Revenue der Familie Fiesco von Genua war.

Der Fiumorbo, der vom höchſten Gebirgsſtocke Corsica's entſpringt, mündet oberhalb des Stagno di Graduggine. Seinen Namen „blinder Fluß" hat er von ſeinem Lauf, denn einem Blinden gleich ſchwankt er lange in der Ebne umher, bis er ſich zum Meere den Weg herausgefühlt hat. Das Land zwiſchen ihm und dem Tavignano ſoll das fruchtbarſte Corsica's ſein.

Als es Abend wurde wechſelte die Temperatur auffallend ſchnell von der trockenſten Hitze zu nebelfeuchter Kälte. An manchen Stellen war die Luft von Fäulniß durchzogen. Ein Grabmal am Wege fiel mir auf. In dieſer Einſamkeit ſchien

es eine bemerkenswerte Stelle zu verkünden. Es war das Denkmal eines Wegeunternehmers, welchen ein Paesane erschoß, weil er eine Liebschaft mit einem Mädchen hatte, um das sich jener bewarb. Es zieht doch den Menschen nichts so sehr an als die Geschichte des Herzens. Eine einfache Liebestragödie übt dieselbe Macht auf die Phantasie der Menge aus, wie eine heroische That, und sie erhält sich oft Jahrhunderte lang im Gedächtniß. So hat auch das Herz seine Chronik. Die Corsen sind Teufel der Eifersucht, sie rächen die Liebe wie das Blut. Mein Begleiter erzählte mir folgenden Fall. Ein junger Mensch hatte sein Mädchen verlassen und sich einem andern zugewandt. Eines Tages sitzt er in seinem Dorf auf offnem Platz beim Dambrettspiel. Da kommt seine verstoßne Geliebte, überschüttet ihn mit einer Flut von Flüchen, zieht ein Pistol aus dem Busen und schmettert ihm die Kugel an den Kopf. — Ein anderes verstoßnes Mädchen hatte einst zu ihrem Geliebten gesagt: „Wenn du eine andere nimmst, sollst du dich ihrer nicht erfreuen." Zwei Jahre vergingen. Der Jüngling führt ein Mädchen zum Altar. Wie er mit ihr aus der Kirchenthüre tritt, streckt ihn die Verlassene mit einem Schuß zu Boden; das Volk aber schreit: „Es lebe dein Gesicht!" Die Justiz verurteilte das Mädchen zu drei Monaten Gefängnißstrafe. Jünglinge bewarben sich um ihre Hand, aber die junge Wittwe des Erschoßnen begehrte nicht Einer.

Die corsischen Weiber, welche so blutrote Rachelieder singen, sind auch im Stande, Pistole und Fucile zu tragen und zu kämpfen. Wie oft kämpften sie nicht in den Schlachten trotz der Männer! Man sagt, daß der Sieg der Corsen über die Franzosen bei Borgo mindestens zur Hälfte der Heldentapferkeit der Weiber zu verdanken war. Sie kämpften auch mit in der Schlacht bei Ponte nuovo, und in aller Munde lebt noch das kühne Weib des Giulio Francesco di Pastoreccia, welche immer an der Seite ihres Mannes in jener Schlacht

ſtritt. Sie ward mit einem franzöſiſchen Officier handgemein, überwand ihn und nahm ihn gefangen; als ſie ſah, daß die Corsen ſich in Flucht auflöſten, gab ſie ihm die Freiheit, indem ſie zu ihm ſagte: „Erinnere dich, daß ein corsiſches Weib dich überwand und dir den Degen und die Freiheit zurückgab.“

Hinter dem Fiumorbo beginnt das Flußgebiet des Tavignano, welcher bei Aleria unter dem Teich der Diana ins Meer fließt. Ich wollte dort die Vettura verlaſſen, weil ich von einem Bürger Sartene's einen Gaſtbrief für Casa janda hatte, eine reiche Beſitzung bei Aleria, welche der Capitän Franceschetti, der Sohn des aus Murats letzten Tagen bekannten Generals beſitzt. Leider war er auf dem Feſtlande und ich kam um das Vergnügen, dieſen thätigen Mann kennen zu lernen und mich von ihm über Manches belehren zu laſſen. Mittlerweile war es dunkel geworden, und wir waren Aleria, der Colonie Sulla's, nahe gekommen. Wir erkannten die Häuſerreihe und das Fort auf dem Hügel am Wege, und in der Hoffnung eine Locanda in dem Städtchen zu finden, aber deſſen nicht ganz ſicher, ließen wir den Wagen halten und gingen nach dem Ort.

Die Scenerie rings umher dünkte mir wahrhaft ſullaniſch zu ſein; eine grabesſtille Nacht, eine von Fieberluft erfüllte öde Flur zu unſern Füßen, ſchwarznächtige Berge hinter dem Fort, und der Horizont gerötet wie vom Glutſchein brennender Städte, denn rings ſtanden die Buſchwälder in Flammen; der Ort todt und ohne Licht. Endlich ſchlug ein Hund an, und bald kam die ganze Bevölkerung uns entgegen, zwei Doganieri nämlich, welche die einzigen Bewohner Aleria's waren. Das Volk war aus Furcht vor der Malaria in die Berge gezogen, jede Thüre geſchloſſen, außer der einen des Forts, in dem die Strandſoldaten lagen. Wir baten ſie um Gaſtfreundſchaft für dieſe Nacht, weil die Pferde den Dienſt verſagten und nirgend ein Ort in der Nähe lag, der uns aufnehmen konnte. Aber dieſe wackern Cornelier Sulla's ſchlugen uns unſre Bitte

ab, weil ſie den Doganencapitán fürchteten, und überdies in einer Stunde auf die Wache mußten. Wir beſchworen ſie nun bei der himmliſchen Jungfrau uns nicht in die Fieberluft auszuſtoßen, ſondern ein Obdach im Fort zu geben. Sie blieben bei ihrer Weigerung, und ſo kehrten wir ratlos um, mein Begleiter ärgerlich und ich wenig erfreut, daß ich auf der erſten Römercolonie, die mein Fuß betrat, ausgewieſen wurde trotz zweier großer Cäſarn, welche meine ſpeciellſten Freunde ſind. Indeß begannen die Sullaner ein menſchlich Rühren zu empfinden, ſie kamen uns nachgelaufen und riefen: entrate pure! Froh traten wir in das kleine Fort, ein viereckiges Gebäude ohne Schanzen oder Wall noch Graben, und tappten uns die ſteinernen Stufen in das Soldatenquartier hinauf.

Die armen Strandſoldaten hingen bald ihre Gewehre über und wanderten mit ihrem Hunde an den Teich der Diana, den Contrebandirern aufzulauern. Ihr Dienſt iſt gefährlich; ſie wechſeln alle 15 Tage, weil ſie ſonſt dem Fieber erliegen würden. Ich legte mich auf den Boden des Zimmers und verſuchte zu ſchlafen, aber die Schwüle war entſetzlich. Ich zog es vor, in den Wagen zurückzukehren und die böſe Luft einzuatmen, welche wenigſtens kühlte. Ich verbrachte eine wahrhaft ſullaniſche Nacht in dieſem Aleria, vor der Kirche, an welcher einſt Peter Cyrnäus Diaconus geweſen war, und mit Betrachtungen über die Urſachen der Größe der Römer und ihres Verfalles und jene vortrefflichen ſullaniſchen Luxusmäler, wo es Fiſchleberpaſteten und Fontänen köſtlicher Saucen gab. Mich hungerte gar ſehr, da ich faſt nichts zu eſſen bekommen hatte. Es war eine diaboliſche Nacht und mehr als einmal ſeufzte ich: **Aleria, Aleria chi non ammazza vituperia**, „Aleria, Aleria wer nicht mordet muß dich ſchmähn;“ denn dies iſt der Schandvers, welchen die Corsen auf das Oertchen gemacht haben, und mir ſcheint, er paßt vortrefflich auf eine Colonie des Sulla.

Der Morgen brach an. Ich ſprang aus dem Wagen und orientirte mich über die Lage Aleria's. Sie iſt vortrefflich gewählt. Ein Hügel beherrſcht die Ebne; von ihm hat man den herrlichſten Blick auf den Teich der Diana, den Teich del Sale, das Meer, die Inſeln. Schöne Bergpyramiden ſchließen landwärts das Panorama. Der Morgen war köſtlich, Luft und Licht in zartem Uebergangsſchimmer, der Blick frei und umfaſſend, der Boden römiſch und mehr noch alt phöniziſch.

Das heutige Aleria beſteht nur aus ein paar Häuſern, welche ſich an das genueſiſche Fort anlehnen. Das alte nahm mehrere Hügel ein und zog ſich weit hinab zu beiden Seiten des Tavignano bis in die Ebne, wo am Teich der Diana noch Eiſenringe verraten, daß hier der Hafen der Stadt lag. Ich wanderte zu den Ruinen welche nahe liegen. Rings ſind die Hügel überſtreut mit Steinen und Mauertrümmern, aber ich fand kein einziges Ornament, weder Kapitäler noch Frieſe, nichts als rohes, kurzes Material. Man ſieht hie und da den Ueberreſt von Gewölben, einige Stufen von einem Circus und eine Ruine, welche das Volk casa reale nennt und die man für das Prätorianerhaus ausgeben will. Doch weiß ich nicht aus welchem Grunde, denn die Reſte laſſen nichts mehr erkennen, nicht einmal die Epoche. Nach dem Umfange zu ſchließen war Aleria eine Stadt von etwa 20,000 Einwohnern. Man fand auf dem Felde Vaſen und römiſche Münzen; Ziegenhirten ſagten mir, daß vor drei Tagen Jemand eine goldne Münze gefunden habe. Ein rückkehrender Strandſoldat aber ſpannte meine Neugier aufs Höchſte, da er mir ſagte, daß er zwei Marmortafeln gefunden habe, welche eine Inſchrift enthielten, die Niemand entziffern könne. Die Marmortafeln ſeien in einem Hauſe verſchloſſen, aber er habe eine Abſchrift genommen. Er holte hierauf ſeine Brieftaſche; es waren zwei lateiniſche Inſchriften, welche dieſer vortreffliche Altertumsforſcher in einer wahrhaft phöniziſchen Weiſe copirt hatte, ſo

daß ich nur mit Mühe erkennen konnte, wie die eine eine Votivſchrift aus der Zeit des Auguſtus, die andere eine Grabinſchrift war.

Das war alles, was ich von dem alten Aleria fand.

Drittes Kapitel.

Theodor von Neuhoff.

Abenamar, Abenamar,
Moro de la Moreria,
El dia que tu naciste
Grandes señales avia.
Mauriſche Romanze.

In Aleria war es, wo am 12. März 1736 Theodor von Neuhoff landete, der in Corsica die Reihe der Emporkömmlinge eröffnen ſollte, welche der neueſten Geſchichte Europa's einen mittelalterlich romantiſchen Zug geben.

Ich ſah alſo an jenem Morgen in Aleria das Bild dieſes phantaſtiſchen Glücksritters, wie ich es abconterfeit geſehn in einem noch nicht herausgegebenen genueſiſchen Manuſcript aus dem Jahre 1739: Accinelli, hiſtoriſch-geografiſch-politiſche Denkwürdigkeiten des Königreichs Corsica. Dieſes Manuſcript iſt im Beſitze des Herrn Santelli zu Baſtia, welcher mir gerne Einſicht in daſſelbe verſtattete, mir aber nicht erlauben wollte, einige Originalbriefe daraus zu copiren, die ich indeß ſpäter doch aufgefunden habe. Mit welchem Sinn der Genueſe ſeine Schrift verfaßt hat, ſagt das Motto auf derſelben, welches die Corsen ſo benennt: Generatio prava et exorbitans. Bestiae et universa pecora — ſchlechtes und freches Volk, Beſtien und alles Viehzeug. Dieſes Motto hat der Genueſe aus der Bibel genommen. In ſeinem Manuſcript hat er den Theodor in Waſſerfarben nach dem Leben gemalt, in mauriſcher Kleidung, dazu Perrücke und kleines Hütchen, Schleppſäbel und

Rohrſtock. Er ſteht gravitätiſch am Meer, aus welchem man eine Inſel herausragen ſieht.

Man kann den Theodorus von Corsica auch ſchön abconterfeit finden in einem deutſchen Büchlein vom Jahre 1736, welches in Frankfurt gedruckt worden iſt unter dem Titel: „Nachricht von dem Leben und Thaten des Baron Theodor von Neuhofen, und der von ihm gekränckten Republic Genua, herausgegeben von Giovanni di S. Fiorenzo.“

Die Vignette zeigt Theodor in ſpaniſcher Tracht. Im Hintergrunde ſieht man eine ummauerte Stadt, wahrſcheinlich Baſtia, und vor derſelben auf das Vergnüglichſte dargeſtellt drei Menſchen, von denen der eine am Galgen hängt, der andre geſpießt iſt und der dritte im Begriffe iſt ſich vierteilen zu laſſen.

Das Erſcheinen Theodors in Corsica und ſeine romanhafte Ernennung zum Könige der Corsen beſchäftigte damals alle Welt. Dies geht ſchon aus jenem deutſchen Büchlein hervor, welches noch in demſelben Jahre 1736 erſchien. Da es zugleich das einzige deutſche Buch iſt, welches ich zu meinen Studien über die Corsen benutzt habe, ſo will ich Einiges daraus mitteilen.

Dies iſt die Beſchreibung der Inſel Corsica aus jener Zeit:

„Es iſt Corsica eine der größten Inſuln des mittelländiſchen Meeres, über der Inſul Sardinien gelegen. Sie iſt etwa 25. teutſche Meilen lang und 12. breit. Der Lufft nach wird ſie nicht eben allzugeſund gehalten; doch iſt das Land ziemlich fruchtbar, ob es gleich mit vielen Bergen und ſteinigten Gegenden untermiſchet iſt. Die Einwohner haben den Ruhm, daß ſie muthig und in Waffen hurtig ſind; alleine man ſaget ihnen zugleich nach, daß ſie ſehr boshafft, rachgierig, grauſam und räuberiſch ſind. — Nächſt dem haben ſie den Ruff, daß ſie grobe Corſicaner genennet werden, welchen Charakter ich ihnen auch nicht ſtreitig machen werde.“

Die Nachricht von der Landung Theodors wurde nach dem

Büchlein durch Briefe von Baſtia unter dem 5. April alſo mitgeteilt:

„In dem Hafen von Aleria iſt jüngſthin ein Engliſch Schiff, welches dem Conſul ſelbiger Nation zu Tunis gehören ſoll, und mit demſelben eine, dem Anſehen nach, ſehr vornehme Perſon angelanget, die einige für einen Königlichen Printzen, andere für einen Engliſchen Lord, und noch andere für den Printzen Ragotzy ausgeben. So viel hat man Nachricht, daß er ſich zur Römiſchen Religion bekennet, und den Namen Theodor führet. Seine Kleidung iſt nach Art der Chriſten, die in die Türkey reiſen, und beſtehet in einem langen Scharlachnen gefütterten Rocke, Peruqve und Huth, nebſt Stock und Degen. Er hat ein Gefolge von 2 Officieren, einem Secretario, einen Prediger, einen Ober-Hof-Meiſter, einen Hof-Meiſter, einen Küchen-Meiſter, 3 Sclaven und 4 Laqvayen bey ſich, auch hiernächſt 10 Canonen, über 7000 Flinten, 2000 paar Schuhe, und eine große Menge von allerhand Vorrath, darunter 7000 Säcke Mehl, ingleichen verſchiedene Kiſten mit Gold- und Silber-Species, darunter eine ſtarcke mit Blech beſchlagen mit ſilbernen Handhaben, voller gantzen und halben Zechinen, aus der Barbarey ans Land bringen laſſen, und wird der Schatz auf 2 Millionen Stuck von Achten gerechnet. Die Anführer der Corſen haben denſelben mit großen Ehren-Bezeugungen empfangen, und ihm den Titel Jhro Excellentz und eines Vice-Königs beygeleget; wie er dann bereits 4 von den Corſen zu Oberſten ernennet, und iedem Monatlich 100 Stück von Achten beſtimmet, hiernächſt 20. Compagnien errichtet, iedem Gemeinen ein Feuer-Rohr, ein paar Schuhe und eine Zechine reichen laſſen, ein Capitain aber bekommt vorietzo monatl. 11 Stück von Achten, und wenn die Compagnien in völligem Stand ſeyn werden, 25. Seine Reſidentz hat er zu Campo Loro in dem Biſchöfflichen Pallaſt genommen, vor welchem 400 Mann mit 2 Canonen Wache halten. Es verlautet hiernächſt, daß

er ſich nach Caſincha, ohnweit St. Pelegrino begeben würde, und erwarte er nur noch einige große Kriegs-Schiffe, welche gegen den 15. dieſes ankommen ſollen, um die Genueſen mit aller Macht zu Lande und zur See anzugreiffen; zu welchem Ende er noch viele Compagnien errichten wird. Man verſichert, daß er von einigen Catholiſchen Potentaten in Europa abgeſchicket worden, die ſein Unternehmen auf alle Weiſe unterſtützen wollen; daher man zu Genua in die äuſſerſte Furcht geſetzet iſt, und die Sache der Genueſer auf dieſer Inſul ſo gut als für verlohren anſiehet. Einige neuern Nachrichten fügen hinzu, daß vorermeldeter Fremder ſeinen Hof-Staat immer mehr auf das prächtigſte einrichte und jedesmal von einer Garde in die Kirche begleitet werde, auch einen, Namens Hyacinth Paoli, zu ſeinem Schatz-Meiſter, und einen der Vornehmſten zu Aleria zum Ritter ernennet habe."

Nun war man eifrig bemüht, den Lebensumſtänden und der Genealogie Theodors nachzuforſchen. Nach dem romantiſchen Spanien und nach Paris wieſen hauptſächlich ſeine Abenteuer und ſeine Verbindungen. Doch hier iſt ja ein Brief aus unſrem Büchlein, welchen ein weſtphäliſcher Edelmann an ſeinen Freund in Holland den Baron Theodor betreffend ſchreibt.

* * *

Jugendroman aus dem Leben Theodors von Corsica,

dargeſtellt in einem Briefe.

„Mein Herr!

Ich mache mir ein allzu groſſes Vergnügen Euch in allem, ſo von mir abhanget, ein Genügen zu leiſten, als daß ich Euch dasjenige, ſo mir von dem Leben eines Menſchen, der beginnet in der Welt ein Aufſehen zu machen, bewuſt iſt, nicht ſollte zu wiſſen thun.

Ihr habet, mein Herr, in den Zeitungen geleſen, daß

Theodor von Neuhoff, dem die Corſen die Krone angetragen, in Weſtphalen in einem dem König in Preußen zugehörigen Diſtrict geboren. Dieſes iſt wahr, und ich kann ſolches um ſo viel leichter mit bezeugen, weil er und ich mit einander ſtudirt, und einige Jahre in einer vertrauten Freundſchaft gelebet haben. Wir haben faſt diejenigen Exempel vergeſſen, ſo uns das Alterthum von Perſonen mittelmäßigen Standes, die den Thron beſtiegen, angegeben; allein Kuli Cham in Perſien, und Neuhoff in Corſica erneuern ſelbige wieder bey uns. Dieſer letztere iſt zu Altena, einem klein Städtchen im Weſtphäliſchen, geboren, wohin ſich ſeine Mutter bei einem Edelmann aus ihrer Freundſchaft begeben, nachdem ſie ihren Mann zu frühzeitig verloren, welcher ſie im Wittwenſtand und Schwangerſchaft mit dem Theodor hinterlaſſen.

Sein Vater war Hauptmann unter der Leib-Garde des Biſchoffs von Münſter, und ſein Groß-Vater, welcher unter den Waffen grau geworden, hatte ein Regiment unter dem groſſen Bernhard von Galen commandiret. Bey dem Tode ſeines Vaters waren ſeine häuslichen Geſchäffte ſehr verworren, und ohne ſeinen gutthätigen Vater, welcher ſie aufgenommen, würden ſie in einem betrübten Zuſtande geweſen ſeyn. Als er zehen Jahr alt war, brachte man ihn in das Jeſuiter Collegium zu Münſter, dem Studiren obzuliegen, wo er in kurzer Zeit gute Progreſſen machte. Ich kam ein Jahr darnach in daſſelbige Collegium, und wie die Güter ſeines Vaters an die meinigen gränzeten, ſo hatten wir ſchon in der erſten Kindheit eine Freundſchafft unter uns errichtet, welche ſich in der Folge aufs genaueſte befeſtigte. Er war von einer Leibes-Geſtalt, die ſein Alter überſtiege, und ſeine lebhaffte und feurige Augen zeugten ſchon von ſeinem Muth und Herzhafftigkeit. Er war ſehr fleißig und unſere Lehrer ſtelleten ihn uns beſtändig zum Exempel vor. Das was bey andern Schülern Mißgunſt erregte, machte mir ein Vergnügen, und erweckte in

mir das Verlangen, ihm in ſeinem Fleiß nachzufolgen. Wir blieben ſechs Jahr beyſammen zu Münſter, und da mein Vater unſere genaue Vereinigung erfahren, nahm er ſich vor, um mich nicht von ihm zu trennen, ihn zu meinem Reiſe-Geſellen zu machen, und ihm die Mittel, dabey ehrlich auszukommen, zu geben.

Man ſchickte uns nach Cöln, um daſelbſt unſer Studiren und Exercitien fortzuſetzen. Es däuchte uns unter einem neuen Clima zu ſeyn, da wir von dem eingeſchreuckten Weſen der Schul-Tyranney befreyet waren und anfingen die ſüſſe Freyheit zu ſchmecken. Vielleicht hätte ich ſelbige gemißbrauchet, wenn mein kluger Gefährte mich nicht von allen Arten eines liederlichen Lebens klüglich abgehalten hätte. Wir waren bey einem Profeſſor in der Koſt, deſſen Frau, obſchon etwas bey Jahren, war von einem aufgeweckten Gemüth, und ihre zwey Töchter eben ſo aufgeweckt als ſchöne, verknüpfften dieſe beyden Eigenſchafften mit einer ſehr klugen Aufführung. Nach dem Abendeſſen beluſtigten wir uns ordentlich einige Stunden mit Spielen, oder wir giengen in einen Garten, den ſie am Thore der Stadt hatten, ſpatzieren.

Dieſe anmuthige Geſellſchafft dauerte bey nahe zwey Jahre, als ſie durch die Ankunfft des jungen Grafen von M***, den ſein Vater in daſſelbe Haus, da wir logirten, that, geſtöret wurde. Er hatte einen Hofmeiſter, der ein Cölner von Geburt war, und da er ſeit langen Jahren daſelbſt ſeine heimliche Gänge hatte, ſo verließ er zum öfftern ſeinen Untergebenen, ſelbigen nachzuhangen. Als wir ſahen, daß ihm zuweilen die Zeit lang wurde, waren wir zum Unglück die erſten, die dem jungen Grafen den Vorſchlag thaten, in unſere Geſellſchafft mit einzutreten, welchen er mit Vergnügen annahm.

Theodor hatte allezeit ſeinen Platz zwiſchen denen zweyen Schweſtern gehabt, und ich den Meinigen zwiſchen der jüngſten und ihrer Mutter. Man ward genöthiget eine andere

Einrichtung zu machen, und aus Hochachtung für der Würde des Grafen, ihm die Stelle einzuräumen, welche der Baron von Neuhoff bis dahin inne gehabt. Ich wurde offt gewahr, daß mein Camerad gegen die älteſte Schweſter verliebte Augen machte, und daß, wenn ſich ihre Augen einander traffen, die Schöne aus Sittſamkeit ſich entferbte. Sie war eine artige Brunette, ihre Augen waren ſchwartz, und ihre Farbe von einer ungemeinen Weiſſe. Der Graf blieb nicht lang ohne äuſſerſt verliebt in ſie zu werden, und wie die Augen eines Verliebten viel beſſer als anderer ſehen, ſo wurde Theodor bald gewahr, daß er der Mariana (ſo hieß dieſes angenehme Mädgen) zu gefallen ſuchte, und geriethe darüber in ein tiefes Nachſinnen.

Was fehlet euch, wertheſter Freund? fragte ich ihn an einem Abend beym Schlaffengehen, ich finde euch ſeit einigen Tagen gantz in euren Gedancken vertieffet, ihr habet das aufgeweckte Weſen nicht mehr, welches eure Unterredung ſo angenehm machte, ihr müſſet nothwendig von einem innerlichen Verdruß angegriffen ſeyn. Ach! mein liebſter Freund, antwortete er mir, ich bin unter einem unglücklichen Stern geboren, ich habe niemals meinen Vater gekannt, es iſt niemand als ihr, der die Zufälle meines Lebens erleichtert, welches ohne euch noch unglücklicher ſeyn würde.

Aber warum machet ihr anietzo, verſetzte ich, dieſe traurige Betrachtungen? mein Vater wird für euer Glück ſorgen, und ihr ſelbſt ſeyd vermögend dasjenige zu erſetzen, was euch das Glück entzogen. Bekennet es, Theodor, es iſt gantz was anders, ſo euch beunruhiget, und wo ich mich nicht irre, haben die ſchöne Augen der Mariana ſchon allzuviel in eurem Hertzen gewirket.

Ich kann es nicht läugnen, war ſeine Antwort, und ich bin wohl geſonnen, euch alle meine Schwachheit zu bekennen. Ihr wiſſet, mit wie viel Vergnügen wir dieſe zwey Jahre

mit dieſen liebenswürdigen Mädgens zugebracht haben. Mein Hertz lenckte ſich gleich nach der Mariana, und indem ich meynte weiter nichts als eine zärtliche Hochachtung gegen ſie zu haben, werde ich itzt gewahr, daß ſie mir die allerheftigſte Liebe eingegeben. Die Ankunfft des jungen Grafens giebet mir ſolche zu erkennen, ich nehme mehr als zu viel wahr, die Aufwartung ſo er ihr machet, und das Vorrecht ſeiner Geburt, für der meinigen, läſſet mich fürchten, daß er dieſelben Vorzüge auch in der Zuneigung der ſchönen Mariana finden möge. An der Eifferſucht ſo ich empfinde, erkenne ich wie hefftig ich ſie liebe, ich vergeſſe darüber Eſſen und Trinken, ich bringe die Nacht ohne Schlaff zu, und dieſes zuſamt dem Liebes-Feuer, ſo mich verzehret, muß mich gantz und gar über den Hauffen ſchmeiſſen.

Aber, mein lieber Theodor, ſagte ich ihm, wie könnet ihr euch, da ihr ſonſten ſo klug ſeyd, von einer Leidenſchafft einnehmen laſſen, welche keine andere als gantz betrübte Folgerungen vor euch haben kann. Mariana iſt nicht von einem Stande, daß ihr ſie heyrathen könnet, und ſie hat zu viel Tugend, ſich euch auf eine andere Art zu überlaſſen. Laſſet uns unſere Wohnung verändern, bey Entfernung des Gegenſtandes, ſo euch entzündet, werdet ihr nach und nach deſſen Andencken verlieren. Alles was ihr ſaget, hat guten Grund, verſetzte mir Theodor, aber ſeit wann habt ihr gehöret, daß die Liebe raiſoniret, und wiſſet ihr nicht, daß in dieſem Fall, wie in denen, ſo die Ehre betreffen, man niemand als ſein Hertz zu rathe ziehet. Ich kann mich nicht von der Mariana abziehen, ohne meiner ſelbſt zu vergeſſen, die Wunde iſt ſchon ſo tief, daß ſie nicht mehr kann geheilet werden. Allein was werden eure Freunde ſagen, fuhr ich fort, wenn ihr euch mit ihr in ſo ſtarcke Verbindungen einlaſſet, daß man keine Mittel mehr haben wird, ſelbige zu hintertreiben. Euer Glücke beruhet auf ihnen, ſie werden nicht unterlaſſen, ihre gutthätige

Hände von euch abzuziehen, und euch derjenigen Erbschafft berauben, die ihr einsmals von ihnen zu gewarten habet.

Sie können thun, sagte er mir, alles was sie wollen, vor mich, ich werde niemals aufhören, die anbetenswürdige Mariana zu lieben.

Wir wünschten uns hierauf eine gute Nacht, ich schlief ein, allein Theodor brachte die Nacht nicht so geruhig zu. Ich fande ihn den Morgen so verändert und so abgemattet, daß ich unser den Abend gehabtes Gespräche nicht wieder anfangen mochte. Wir kehrten zu unsern studiren und Exercitien, und fanden uns Abends nach Gewohnheit bey unsrer kleinen Versammlung ein. Man zog ihn, wegen seiner verwirrten Gedancken, ein wenig auf, er schützte Kopf-Wehtage vor, und bath, man möchte ihn mit Spielen verschonen. Er bemerckte während dem Spiel die Augen der Mariana und des Grafen, er glaubte darinnen ein gewisses Liebesverständniß zu entdecken, welches ihn vollends zur Verzweiflung brachte. Wir begaben uns hinweg, und beym Eintritt in unser Zimmer sagte er, wohlan, zweifelt ihr noch an der Liebe, so Mariana und der Graf gegen einander hegen? Sie haben sich hundert verliebte Augen zugeworffen, er hat ihr beim Hinweggehen etwas ins Ohr gesaget, mein Unglück ist allzugewiß. Ich habe nicht alles dieses bemercket, versetzte ich ihm, die Eifersucht hat euch vielleicht die Sache in einer gantz andern Gestalt gezeiget als mir.

Zwei oder drei Tage verstrichen unter dergleichen Reden. Unser Professor gab uns und anderen Personen, bey Gelegenheit der Mariana Namens-Tag, ein Gastmahl in seinem Garten. Der Graf hievon berichtet, hatte ihr des Morgens ein Bouquet nebst einer kostbaren Diamanten-Rose verehrt. Es brauchte nichts mehr, den Theodor außer sich selbst zu bringen, er verfiel in ein schwermüthiges Stillschweigen, er aß fast nichts während der gantzen Mahlzeit; das Kopf-Weh mußte ihm wieder zu Hülffe kommen, man stund von der Tafel auf,

und nach einigen Spatzier-Gängen fieng man den Ball an. Der Graf eröffnete ſelben mit der Mariana, welche wie es nothwendig ſeyn mußte, Ball-Königin war. Theodor wollte nicht tantzen, ſondern ſpatzierte die gantze Nacht im Garten herum. Der Ball währte bis an den Morgen, da wir nach Haus zurück kehrten.

Ich gieng in mein Zimmer, mein Camerad war unten im Hof zurück geblieben, und da er den Grafen daſelbſt fand, nöthigte er ihn den Degen zu ziehen. Ich hörte das Klingeln der Degen, lief aufs geſchwindeſte herunter, allein ich kam zu ſpät, er hatte dem Grafen ſchon den tödtlichen Stich beygebracht, und ſich durch die Hinter-Thür mit der Flucht gerettet. Ihr könnet urtheilen von dem Schmertzen und dem Beſtürtzen, ſo dieſe That in dem ganzen Hauſe verurſachet. Man brachte den armen Grafen auf ſein Bette, wo er zwey Stunden hernach verſchied. Weder ich noch ſeine Freunde konnten erfahren, wo er hingekommen, und wir hätten es auch niemals erfahren, ohne die Briefe die er uns vor einigen Monaten aus der Inſul Corsica ſchrieb."

* * *

Was von dem Leben Theodors, ehe er nach Corsica kam, verlautete, und das iſt natürlich bei der Natur dieſes Mannes unſicher und widerſprechend, zeigt ihn uns als einen der hervorragendſten und glücklichſten aus der Reihe der Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts. Die Erſcheinung ſolcher Menſchen, wie Caglioſtro, Saint Germain, Law, Theodor, Casanova, Königsmark iſt ein höchſt charakteriſtiſcher Widerſpruch zu ihren großen Zeitgenoſſen Waſhington, Franklin, Paoli, Pitt, Friedrich dem Großen. Indem dieſe die Grundlagen einer neuen Staaten- und Geſellſchaftsordnung legen, kündigen jene wie flatternde Sturmvögel die elementariſche Bewegung der Geiſter an.

Man erzählt, daß Theodor Page bei der berühmten Herzogin

von Orleans wurde und zum vollendeten Hofmanne ſich ausbildete. Seine Proteus-Natur trieb ihn in die verſchiedenſten Bahnen. In Paris verſchaffte ihm der Marquis von Courcillon eine Officierſtelle. Er wurde ein leidenſchaftlicher Spieler; dann entfloh er, um ſich vor ſeinen Gläubigern zu retten, zu dem Baron von Görtz nach Schweden, und nach der Reihe tritt er in Verbindung mit den ränkevollen und genialen Miniſtern jener Zeit, mit Ripperda, Alberoni, endlich mit Law, welche mehr oder minder denſelben Charakter der Glücksritter auch auf die Politik übertrugen. Theodor wurde der Vertraute Alberoni's und gewann ſo großen Einfluß in Spanien, daß er ſich ein beträchtliches Vermögen zuſammenraffte, bis Alberoni ſtürzte und er wieder auf den Sand geriet. Er klammerte ſich nun an Ripperda, und heiratete ein Hoffräulein der Königin von Spanien. Eliſabeth Farneſe, Meiſterin aller Ränke, hatte ein hohes Spiel geſpielt, um ihrem Sohne Don Carlos ein Königreich in Italien zu verſchaffen; all' dies geſchah in abenteuerlicher Weiſe. Die Welt war damals voll von Emporkömmlingen, Prätendenten, Phantaſten und Glücksjägern. Man kann ihrer eine ganze Reihe zuſammenſtellen und dies auf politiſchem Boden: Don Carlos, Carl Stuart, Rakotzy, Stanislaus Leszcinski, die Creatur des großen Abenteurers Carl von Schweden, außer den ſchon genannten Staatsmännern die Emporkömmlinge Rußlands, Menczikof, Münnich, Biron; Mazeppa und Patkul gehören auch noch in den Anfang der großen Reihe. Zugleich war es die Zeit des entſchiedenen Weiberregiments in Europa. Wir ſehn alſo, auf welchem Boden unſer Theodor ſtand.

Sein Weib war eine Spanierin, doch wie es ſcheint aus irländiſchem oder engliſchem Geſchlecht, eine Verwandte des Herzogs von Ormond. Sie ſcheint nicht gerade ein Ausbund von Schönheit geweſen zu ſein. Theodor verließ ſie, und man will wiſſen, nicht ohne ihre Juwelen mitgenommen zu haben.

Er ging nach Paris, wo er ſich bei Law einzuſchmeicheln wußte und mit Hülfe der Miſſiſſippi-Actien ſich eine Menge Geld erſchwindelte. Eine „Lettre de Cachet“ half ihm wieder auf die Wanderſchaft, und ſo trieb er ſich in allen Ländern der Welt alles verſuchend umher, in England, namentlich in Holland, wo er Speculationen anzettelte, ſpielte, Schulden machte. Wie er nach Genua kam habe ich in der Geſchichte der Corsen erzählt; vielleicht machte ihm ſeine Schuldenlaſt eine Krone ſehr wünſchenswert. Und ſo haben wir das ergötzliche Schauſpiel, einen Mann plötzlich als gekrönten Herrſcher daſtehn zu ſehn, welcher vor kurzem vielleicht auch ſeinen Schneider unter ſeinen Gläubigern zählte. Solche Dinge ſind in Zeiten möglich, in denen die Grundlagen der ſtaatlichen Ordnung bis ins Tiefſte erſchüttert ſind; dann ſpürt man ſofort romantiſche Lüſte in der Welt wehen, und das Unmöglichſte darf wirklich werden.

Wir wiſſen, daß Theodor nach Genua kam, mit den exilirten Corsen dort und in Livorno Verbindungen anknüpfte, den Gedanken faßte König der Corsen zu werden und nach Tunis ging. In der Berberei wurde er gefangen, deshalb nahm er ſpäter eine Kette in ſein königliches Wappen auf. Sein Genie befreite ihn nicht allein aus der Gefangenſchaft, ſondern verhalf ihm auch zu den Mitteln, mit denen ausgerüſtet er plötzlich in Corsica landete. Kaum dem Gefängniß entronnen, wurde er König.

Aus Corsica ſchrieb er den folgenden Brief an ſeinen weſtphäliſchen Vetter den Herrn von Droſt; dieſen Brief ſowol als alle andern Documente, die ich mitteile, las ich im Manuſcript des Genueſen Accinelli und fand ich abgedruckt als authentiſche Aktenſtücke in dem dritten Bande Cambiaggi's; auch das kleine deutſche Buch gibt ſie, und ſo will ich das Schreiben nach ſeinem Text und nicht nach einer Ueberſetzung aus dem Italieniſchen wiedergeben, weil er möglicherweiſe die deutſche Abfaſſung des Theodor ſein kann.

„Mein Herr, und Hochgeehrteſter Herr Vetter.

Die Hochachtung und Gütigkeit, welche Ew. Excellenz von der zarteſten Jugend an vor mich getragen, machen mir die Hoffnung, daß Sie noch beſtändig mich mit einem Antheil ihres Andenckens und Wohlwollens beehren. Obwohl ich wegen der Unordnung und Derangements, die von einigen Mißgünſtigen verurſachet worden, und vielleicht auch wegen meiner natürlichen Begierde und Neigung, unbekannter Weiſe zu dem Ende Reiſen zu thun, damit ich nehmlich dereinſt nach meiner Abſicht dem Nächſten nützlich ſeyn möchte, ſo viele Jahre unterlaſſen, Ihnen von meinem Zuſtande Meldung zu thun; ſo bitte ich doch zu glauben, daß Sie jederzeit in meinem Gedächtniß gegenwärtig geweſen, und ich keine andere Ambition gehabt, als in dem erwünſchten Stand in mein Vaterland zurück zu kehren, da ich vermögend wäre, gegen meine Wohlthäter und Freunde danckbar zu ſeyn, und die wider mich ausgebreitete ungerechte Calumnien zu zernichten. Endlich aber kan ich als ein aufrichtiger Freund und guter Anverwandter nicht ermangeln, Ihnen zu eröffnen, daß es mir nach vielen Verfolgungen und Widerwärtigkeiten gelungen, perſönlich in dieſes Königreich Corsica zu kommen, und das Anerbieten der hieſigen getreuen Einwohner, da ſie mich zu ihrem Oberhaupt und König erkläret und aufgenommen, zu acceptiren: ſo daß, weil ich nach vielen ſeit zweyen Jahren ihrentwegen gethanen groſſen Aufwand, erlittener Gefangenſchaft und Verfolgung, nicht mehr im Stande geweſen, mehrere Reiſen zu thun, um ſie einmahl von der tyranniſchen Beherrſchung der Genueſer zu befreyen; Ich mich endlich nach ihren Verlangen in dieſes Land begeben, und als König erkannt und proclamiret worden; Und ich hoffe unter Göttlichem Beyſtand mich dabey zu erhalten. Ich würde mich glücklich ſchätzen, mein werther Vetter, wenn Sie mich durch Ueberſendung einiger aus meiner Freundſchaft erfreuen, und tröſten wolten, damit ich ſie nach

Zufriedenheit employiren, und Ihnen an meinem Glück Theil geben möchte: Welches Glück ich durch die auf meinen Reisen erlangte Vortheile, durch göttliche Hülffe, zur Ehre Gottes, und zum grossen Nutzen meines Nächsten noch herrlicher zu machen hoffe. Es wird Ihnen wohl nicht bekannt seyn, daß ich das Unglück gehabt, voriges Jahr auf dem Meer gefangen und als ein Sclave nach Algier geführet zu werden: Daraus ich mich aber dennoch zu retten gewußt, gleichwohl dabey einen grossen Verlust erlitten ꝛc. Ich muß indessen auf eine andere Zeit verschieben, Ihnen zu melden, was ich durch die Gnade Gottes erworben; Und vorietzo nur bitten, daß Sie auf mich so viel Rechnung als auf sich selbst machen, und versichert seyn können, daß ich die aufrichtigen Kennzeichen der von Jugend an mir in größtem Maaß erwiesenen Freundschaft in mein Hertze eingezeichnet, und ich mich auf Alle Weise bemühen will, Ihnen würckliche Merkmahle meiner aufrichtigen Ergebenheit, womit ich Ihnen allstets zugethan seyn werde, zu geben; indem ich von gantzem Herzen der Ihrige und ein treuer Freund und Vetter bin.

Den 18. Mart. 1736.

Der Baron von Neuhoff,
erwehlter König in Corsica, unter dem Namen Theodor der Erste.

P. S. Ich bitte, Sie wollen mir Bericht von Ihrem Zustand geben, und von meinetwegen alle die werthe Familie und Freunde grüssen; Und gleichwie meine Erhebung ihnen zur Ehre gereichet; So hoffe ich, sie werden insgesamt zu meinem Besten beytragen helffen, und zu mir kommen, um mir mit Rath und That beyzustehen. Weil auch in vielen Jahren keine Briefe von meinen Freunden aus dem Brandenburgischen empfangen, so erlauben Sie, daß ich Ihnen beyliegenden Brief mit dem Ersuchen übersende, um selbigen nach Bungelschild zu befördern, und mir Nachricht zu ertheilen, ob mein Oheim noch am Leben ist und was meine Vettern zu Rauschenberg Gutes machen.

Viertes Kapitel.

Theodorus der Erſte von Gottes Gnaden und durch die heilige Trinität erwählter König auf Corsica.

Kaum war Theodor in Corsica angelangt und in der Welt ruchtbar geworden, als die von ihm „gekränkte“ Republik Genua ein Manifeſt erließ, worin ſie ſich über ſeine Perſon vernehmen ließ, und die Genueſer, ſagt das deutſche Büchlein, beſchrieben in einem Edict den Theodor ſehr häßlich.

Sie beſchrieben ihn freilich ſehr häßlich, wie man hier ſehen wird:

Wir Doge, Governatoren und Procuratoren der Republik Genua.

Auf die uns zugekommne Nachricht, daß in unſrem Königreiche Corsica in dem Hafen Aleria das kleine Kauffahrteiſchiff des engliſchen Capitäns Dick Kriegsvorräte und eine gewiſſe berüchtigte, orientaliſch gekleidete Perſon ans Land geſetzt hat, welcher es unbegreiflicher Weiſe gelungen, bei den Häuptern und beim Volke ſich beliebt zu machen; da dieſer Fremde denſelben Waffen, Pulver und einige Geldmünzen wie andre Dinge ausgeteilt hat, ferner mit dem Verſprechen auf eine mehr als hinreichende Hülfe ihnen verſchiedene Ratſchläge gibt, welche die Ruhe ſtören, die zum Wol der Untertanen unſres beſagten Reiches wiederherzuſtellen wir uns angelegen ſein laſſen, ſo ſind wir mittelſt glaubwürdiger Zeugniſſe von der wirklichen Eigenſchaft und dem Leben dieſes Menſchen unterrichtet. Es iſt uns demnach bekannt, daß er aus der weſtphäliſchen Mark zu Hauſe ſei, daß er ſich für den Baron von Neuhof ausgibt, daß er ſich berühmt der Alchimie, der Cabbala und der Aſtrologie, mit deren Hülfe er viele wichtige Geheimniſſe entdeckt habe, daß er ſich ferner als eine irrende

und vagabondirende Perſon von wenig Glück bemerklich gemacht hat.

In Corsica wird er Theodor genannt. Im Jahre 1729 kam er mit dieſem Namen nach Paris, wo er ſein aus Irland gebürtiges und in Spanien genommenes Weib mit einem Kinde verlaſſen hat.

Während er die Welt durchreiſte hat er ſeinen Zunamen und ſeinen Geburtsort verleugnet. In London hat er ſich für einen Deutſchen, in Livorno für einen Engländer, in Genua für einen Schweden ausgegeben, und ſich bald Baron von Naraer, bald von Smihmer, bald von Niſſen, bald von Smitberg genannt, wie das aus ſeinen Päſſen und andern bewährten Schriftſtücken, aus verſchiedenen Städten datirt und aufbewahrt, unter vielem zu erſehn iſt.

Indem er ſo den Namen und ſeine Heimat gewechſelt hat, gelang es ihm durch ſeine Betrügereien auf Koſten anderer zu leben, und es iſt bekannt, daß er in Spanien um das Jahr 1727 die ihm zur Werbung eines deutſchen Regiments vorgeſchoſſenen Gelder verſchwendet und ſich dann aus dem Staube gemacht hat, daß er auch ſonſt an vielen Orten Engländer, Franzoſen, Deutſche und andere von andern Nationen betrogen hat.

Wo er ſolche Betrügereien verübt hat, hat er ſich bemüht verborgen zu bleiben. Als er aber weggeweſen, iſt er durch die von ihm verübten Gaunereien ſehr ruchtbar geworden, wie das zumal der von einem deutſchen Cavalier unter dem 20. Februar dieſes Jahres 1736 geſchriebne Brief ausweiſt.

Daß er aber ſolchergeſtalt zu leben gewohnt geweſen iſt, lehrt, daß er vor einigen Jahren von dem Bankier Jabach in Livorno 515 Stücke geliehen hat mit dem Verſprechen, ſie ſollten ihm in Cöln erſtattet werden. Nachdem dieſer ſich betrogen ſah, ließ er ihn feſtnehmen. Um wieder auf freien Fuß zu gelangen, bediente er ſich eines Schiffspatrons, den

er verleitete für ihn zu bürgen, und nachdem seine Loslassung durch das von dem Notar Gumano in Livorno unter dem 6. September 1735 aufgenommne Instrument bekannt geworden war und er sich auch die Zeit seines Arrestes über krank befand, wurde er in das Badspital erwähnter Stadt aufgenommen, um als ein Bedürftiger curirt zu werden.

Vor ungefähr drei Monaten begab er sich mit Empfehlungsbriefen von Livorno nach Tunis, wo er den Medicus machte, und mit den Häuptern des dasigen ungläubigen Landes mehre geheime Conferenzen hielt. Daselbst hat er hernach Waffen und Kriegsvorrat bekommen, womit er sich in Gesellschaft des Christophorus, Bruders des Boungiorno Arztes in Tunis, dreier Türken, worunter sich ein gewisser Mohamet befindet, der auf den toscanischen Galeeren Sclave gewesen, zweier ihrem väterlichen Hause entlaufner Livorneser, Namens Johann Attimann und Giovanni Bondelli, und eines Geistlichen von Portugal, der sich auf Veranlassung der Missionsväter von Tunis und mit Grund von dort hatte entfernen müssen, nach Corsica begeben hat.

Unter so bewandten Umständen und solchen unbezweifelten Zeugnissen, und da dieser Mensch sich in die Lage gesetzt hat, Corsica zu beherrschen, mithin unsere Untertanen von dem ihrem natürlichen Fürsten schuldigen Gehorsam böswillig abzuwenden, und da auch zu befürchten steht, daß eine Person von so schändlichen Absichten im Stande sei noch mehr Verwirrungen und Unruhen unter unserem Volke anzuzetteln: so haben wir beschlossen, alles kund und offenbar zu machen, und zu erklären, wie wir es mit gegenwärtigem Edict also thun, daß dieser so genannte Baron Theodor von Neuhoff als ein wirklicher Urheber neuer Empörungen, Verführer des Volks, Störer der allgemeinen Ruhe, des Hochverrats und des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig sei, demnach alle durch unsere Gesetze bestimmten Strafen verwirkt habe.

Wir verbieten demnach allen mit gedachter Perſon Umgang oder Verkehr zu pflegen, und wir erklären alle diejenigen, ſo ihm Hülfe und Beiſtand leiſten oder ſo ſonſt um unſer Volk noch mehr zu verwirren und zum Aufruhr zu reizen, die Partei dieſes Menſchen halten werden, als ſchuldig der beleidigten Majeſtät und als Störer der öffentlichen Ruhe und als in eben dieſelbe Strafe verfallen.

Gegeben in Unſerem Königlichen Palaſte, am 9. Mai 1736.

Gezeichnet: Joſeph Maria.

Die gekränkte Republik Genua hatte mit dieſem Manifeſt keinen Erfolg. Selbſt in ihrer eignen Stadt Baſtia ſchrieb das Volk unter daſſelbe Evviva Teodoro I. Re di Corsica, und Theodor weitgefehlt, daß er ſich ſeiner Emporkömmlingsſchaft ſchämte, ſagte mit männlichem Humor: weil mich die Genueſen für einen Abenteurer und Charlatan ausſchreien, ſo will ich mein Theater eheſtens in Baſtia aufſchlagen.

Er erließ indeſſen ein Manifeſt als Antwort auf das genueſiſche, und dies iſt ſehr ergötzlich.

Theodorus, König auf Corsica. Dem Dogen und Senat zu Genua ſeinen Gruß und viel Geduld.

Es iſt mir noch nicht eingefallen, wie ich wol eine Unterlaſſungsſünde begangen habe, daß ich meinen Entſchluß nach Corsica zu gehn, Hochdenenſelben nicht zu wiſſen that; um die Wahrheit zu ſagen, hielt ich ſolche Förmlichkeit für unnötig, weil ich dachte, das Gerücht würde Sie ohnehin ſchon davon benachrichtigt haben. Deshalb hielt ich es für überflüſſig, Ihnen dasjenige ſelber kund zu thun, was dero corsiſche Miniſter Ihnen ſchon vorher mit pomphaften Erzählungen kund gegeben.

Weil es mir aber dennoch ſcheint, daß Sie ſich darüber beklagten, daß ich Ihnen mein Vorhaben verſchwiegen habe,

finde ich mich gemüßigt Ihnen aus Bürgerpflicht, wie jeder welcher verzieht ſeinen Nachbarn es anzeigt, anzuzeigen, daß ich meine Wohnung verändert habe. Ich muß deshalb bemerken, daß ich aus Ueberdruß über mein langes und vieles Herumreiſen, welches ich wie Sie wiſſen gethan habe, endlich zu dem Schluß gekommen bin, mir ein Plätzchen in Corsica zu erwählen; da dies nun in Ihrer Nachbarſchaft liegt, nehme ich mir die Freiheit Ihnen durch dieſes Schreiben meine Viſite abzuſtatten. Ihr Commiſſarius zu Baſtia wird, wenn er Sie nicht wie ſeine Vorgänger betrügt, Sie von meiner beſondern Bemühung, eine hinreichende Truppenzahl nach beſagter Stadt zu ſchicken, um ihr dieſe unſre neue Nachbarſchaft vollkommen zu erkennen zu geben, verſichern können.

Weil aber das Wegziehn zwiſchen Nachbarn oft wegen Gränzſcheidung, Durchzug oder ſonſt Streit erregt, ſo will ich deshalb weiterer Complimente mich enthalten, ſondern mit Ihnen gleich von unſern Angelegenheiten reden, um ſo mehr als man mich von verſchiednen Orten her verſichert, daß Ihnen unſre neue Nachbarſchaft ſehr läſtig ſei, daß Sie dieſelbe bitter ſchmähen und ſie aller Pflicht zuwider ſogar gänzlich ablehnen. Die von Ihnen gegebne Erklärung, daß Ihr Nachbar ein Störer der allgemeinen Ruhe und des Friedens und ein Volksverführer ſei, iſt die ſonnenklarſte Lüge, welche man nicht nur hie und da ſondern vor der ganzen Welt als Wahrheit ausgibt, obwol Jedermann weiß, daß der Friede und die Ruhe ſchon vor ſieben Jahren aus Corsica verbannt geweſen ſind, und daß Sie erſt durch Ihre Regierung dieſelbe geſtört und dann durch Grauſamkeit verbannt haben. Dieſe Staatsmaximen haben unter dem Scheine den Frieden zu befördern die armen Corsen in ein Blutbad geſtürzt.

Dies war Ihr Verhalten und ſo haben Sie aus Corsica den Frieden und die Ruhe verjagt, nachdem ſie durch den Kaiſer mit ſo großer Mühe war wieder hergeſtellt worden.

Ihr frevelvoller und hartnäckiger Pinelli verleitete das Volk, und in ſolchem Zuſtande habe ich es gefunden, nachdem ich nur wenige Tage hier zu wohnen gekommen bin. Warum aber wird die Schuld von dem, was Sie ſelbſt verbrochen haben, auf mich gewälzt? In welchem Geſetze hat man geleſen, daß ein ſo einfältiger Nachbar als ich bin, des Hochverrats ſchuldig ſein könne? Verräterei ſetzt eine durch gröblichſten Frevel gebrochne Freundſchaft voraus, welcher unter dem Scheine von Freundſchaft begangen wird. Geſetzt nun, Sie wären von mir gröblichſt beleidigt, was für eine Freundſchaft hat wol unter uns beiden beſtanden? und wann bin ich Ihr Freund geweſen? der Himmel verhüte es, daß ich mir je einfallen ließe einer Nation Freund zu ſein, die ſo wenig Freunde hat!

Aber man will mit aller Gewalt beweiſen, daß ich das Verbrechen der beleidigten Majeſtät begangen habe. Schon der Gedanke an eine ſo gräßliche Beſchuldigung erſchreckt mich. Allein nachdem ich ernſtlich nachgeforſcht habe, wo dero Majeſtät ſich herſchreibe, ſo habe ich mich dadurch wieder beruhigt, daß ich trotz meines ernſtlichen Nachforſchens, ſie nirgends angetroffen habe. Sagen Sie mir doch, haben Sie ſolche Majeſtät von Ihrem Dogen überkommen, oder auf dem Meere erbeutet, da Sie Ihre Stadt den Mahomedanern zu einem Schutzorte überlaſſen und aus Gewinnſucht ſo viel Türken herbeigezogen haben, daß ſie völlig zugereicht hätten, die ganze Chriſtenheit zu überwältigen? Vielleicht haben Sie dieſe Majeſtät auf Ihren Schultern aus Spanien gebracht, oder ſie muß irgendwie in Ihr Land aus England zu Schiff angekommen ſein, welches durch einen engliſchen Kaufmann an einen Ihrer Landsleute, der gerade zum Dogen erwählt war, abgeſandt worden war und einen Brief mitgebracht hatte, deſſen Adreſſe alſo lautete: An den Herrn, Herrn N. N. Dogen von Genua und Kaufmann von allerhand Waaren.

Sagen Sie mir doch im Namen Gottes, woher Sie die Würde einer Monarchie und den Fürstentitel gewonnen haben, da Ihre Republik vordem nichts anderes gewesen ist als eine Zunft gewinnsüchtiger Piraten! Haben denn seit vielen hundert Jahren andere Personen in ihren Ratsversammlungen gesessen, als solche, die bürgerliche Aemter verwalten? und sind es diese, von denen Sie Ihre Majestät erhalten haben? Ist nicht der Name eines Herzogs, den Sie Ihrem Dogen geben, ein ungebührlicher Titel? Ich bin versichert, daß die Gesetze und Grundartikel Ihrer Republik so eingerichtet sind, daß Niemand ein Fürst sein kann, als das Gesetz selbst, und daß Sie als die Handhaber und Administratoren desselben sich den Namen eines Souveräns ungebührlich zulegen und das Volk mit eben so wenig Grund Untertanen heißen, da es ja mit Ihnen regieren muß, wie es auch in der That der Fall ist. Ob Sie nun gleich in Ihrem Lande, worauf Sie kein Recht haben, für jetzt noch in friedlichem Besitze bleiben, so kann ich doch nicht einsehn, daß es Ihnen mit Corsica eben so wol gehen müsse, wo das Volk, weil es offne Augen hat, auf seinen gerechten Forderungen besteht und gezwungen ist sich das Joch vom Halse zu schaffen. Ich für mein Teil bin fest entschlossen, mich zu einer Partei zu halten wie mir es die Vernunft und die Liebe zur Gerechtigkeit eingeben werden. Und weil Sie mich durch die ganze Welt als einen Betrüger aller und jeder Nationen ausgeschrieen haben, so habe ich mir jetzt vorgenommen einer Nation und das ist den unterdrückten Corsen durch die That das Gegenteil zu beweisen. So oft ich nun, indem ich Ihnen aus dieser Lüge heraushelfe, Sie betrügen kann, so werde ich es mehr als gerne thun und werde es Ihnen überlassen, wo Sie können ein Gleiches an mir zu thun.

Indessen glauben Sie sicher, daß meine Gläubiger das Ihrige wol erhalten werden, weil Ihre Habseligkeiten, welche mir die Corsen auf rechtmäßige Weise zum Präsent gemacht

haben, zur Bezahlung meiner Schulden mehr als hinreichen. Doch ſollte es mir Leid ſein, wenn ich Ihrer Republik die Härte, die ſie in dieſem Königreich verübt hat, nicht genugſam ſollte vergelten können, weil alle Bezahlung dagegen nicht groß genug zu ſein ſcheint.

Ich will nicht vergeſſen, Ihnen hiermit auch zu vermelden, daß die Meinigen glückliche Fortſchritte machen, alldieweil ſie wol werden gehört haben, daß ich ſo viel Truppen im Solde habe als zu zeigen nötig iſt, ich ſei nicht nur fähig aus dem Beutel anderer zu leben ſondern auch geſchickt genug, 10,000 Mann auf meine eignen Koſten zu unterhalten. Ob dieſe ihren vollſtändigen Sold und Proviant erhalten, mögen jene heldenmütigen Soldaten bezeugen, welche ſich in den Mauern von Baſtia eingeſchloſſen halten, weil ſie nicht die Courage haben, im offnen Felde ſich zu ſtellen, damit man ſie in der Nähe beſchauen könne.

Ich verſichere übrigens, daß ſo ſehr Sie auch meinen guten Ruf vor der Welt zu verunglimpfen ſich Mühe geben, ich nicht fürchte, es möchte dies bei dieſen Menſchen den von ihnen eingebildeten Eindruck machen, und die Ducaten, welche ſie erhalten, möchten nicht von größerer Wirkung ſein, als alle Läſterungen, die Sie gegen meine Perſon fort und fort erfinden. Noch muß ich Sie um eine Gefälligkeit erſuchen, nämlich wenigſtens dafür zu ſorgen, daß ſich in den zwiſchen meinen und Ihren Truppen etwa vorfallenden Gefechten doch Jemand von Ihren Landsleuten möge blicken laſſen, welcher das Commando über ſie führe, weil der wahre Heldenmut, den rechtſchaffene Männer für ihr Vaterland hegen müſſen, bei dergleichen Männern unſtreitig anzutreffen iſt. Aber ich glaube wol, daß ich die Erfüllung meiner Bitte nicht erreichen werde, weil Sie ſämmtlich mit Ihren Wechſelbriefen, Wucher- und Handelsgeſchäften ſo viel zu ſchaffen haben, ſo daß der Geiſt der Tapferkeit bei Ihnen keinen Platz finden kann. Des-

halb vermeine ich auch ganz und gar nicht, daß Sie mit Ihren Truppen jemals Ehre einlegen werden, weil diejenigen welche sie anführen sollten, weder Zeit noch Tapferkeit genug besitzen, sie nach dem Beispiel anderer großmütiger Nationen ins Feld zu führen.

Gegeben im Lager vor Bastia, am 10. Juli 1736.

Theodorus. Sebastiano Costa, Staatssecretär und Großkanzler des Königreichs.

Dieses höhnende Schreiben mußte die Republik Genua allerdings auf das Tiefste kränken. Aber so ist der Lauf der Dinge, die stolze Beherrscherin der Meere war gesunken, ein kleines Volk vor ihren Toren schreckte sie mit Waffengewalt, ein fremder Glücksritter ließ straflos seinen Spott an ihr aus.

Die Wahlcapitulation war am 15. April 1736 in Alesani vollzogen und Theodor auf Lebenszeit zum Könige erwählt worden; nach ihm sollten die Krone seine männlichen Descendenten, nach dem Rechte der Geburt und des Alters erben, in Ermanglung männlicher Nachkommen auch die Töchter erbfähig sein. Hatte er selbst keine Leibeserben, so sollten seine Anverwandte auf den Tron gelangen. Aber die Corsen gaben ihrem Könige nur den Titel, sie bewahrten ihre Constitution.

Ich habe nicht gehört, daß der neue Herrscher daran dachte, dem Lande eine Königin zu geben, die Zeit eilte vielleicht zu sehr. Er richtete sich in dem bischöflichen Hause zu Cervione nach den Umständen ein, umgab sich mit Wachen und mit fürstlichem Ceremoniel, und spielte so gut den König, als ob er im Purpur wäre geboren worden. Wir wissen schon, daß er einen prächtig klingenden Hofstaat einführte und Grafen, Marchesi und Barone schuf. Die Menschen und ihre Leidenschaften sind sich überall gleich. Man kann sich als König empfinden in den düstern Stuben eines Dorfs, wie in den Prunksälen des Louvre, und ein Herzog von Chokolade oder

Marmelade am Hofe eines ſchwarzen Königs wird ſeinen Titel mit kaum minderem Stolze tragen, als ein Herzog von Alba. Man ſah in Cervione auch Menſchen ſich herzudrängen, welche an den Stralen der neuen Sonne ſich erwärmen wollten und Titel und Gunſt begehrten; in dem ſchmutzigen Bergdorf, in einem verwitterten Hauſe, welches ein königlicher Palaſt war, weil es nun ſo hieß, ſpielten Ehrgeiz und Intrigue ſo gut ihre Rolle, wie an jedem andern Hofe der Welt.

Einer der Akte königlicher Machtvollkommenheit Theodors war auch die Stiftung eines Ordens, denn ein König muß Orden verteilen. Wie ich ſchon erzählt habe, hieß der Orden „von der Befreiung.“ Die Ritter ſahen ſehr ſchön aus. Sie trugen ein azurblaues Kleid und ein Kreuz; mitten in dieſem ſtand ein Stern, darin die Figur der Gerechtigkeit eine Waage in der Hand. Unter der Waage ſah man einen Triangel, in deſſen Mitte ein T.; in der andern Hand hielt die Gerechtigkeit ein Schwert, unter welchem man eine Kugel mit darauf befindlichem Kreuze ſah. In den Ecken des Ordenszeichens waren noch die Wappen der königlichen Familie angebracht. Jeder Ritter mußte dem Könige Gehorſam zu Waſſer und zu Lande ſchwören; täglich zwei Pſalmen ſingen, den vierzigſten: Herr unſre Zuflucht, und den ſiebzigſten: auf dich, o Herr, hab' ich gehofft.

Die ſehr ſelten gewordnen Münzen Theodors in Gold, Silber und Kupfer zeigen auf der einen Seite ſein Bruſtbild mit der Umſchrift: Theodorus D. G. unanimi consensu electus Rex et Princeps regni Corsici; auf der andern: Prudentia et industria vincitur Tyrannis. Auf einigen Münzen ſieht man eine von drei Palmen getragne Krone mit den Buchſtaben T. R., auf der Rückſeite die Worte pro bono publico Corso.

Auch dem Scharfrichter gab Theodor die nötige Hofcharge und manchen Mann ließ er hinrichten, weil er ihm gefährlich

ſchien. Beſonders verdarb er es mit ſeinen Untertanen, nachdem er einen angeſehenen Corsen Luccioni de Caſacciolo hatte hinrichten laſſen, und auch ſonſt warf man ihm vor, daß er auf die Tugend der corsiſchen Mädchen einige Verſuche gemacht habe, deren Berechtigung nicht in der Wahlcapitulation ſtand. Aber ein paar Jahre hindurch hingen ihm die Corsen mit großer Treue an. Dieſes arme Volk hatte in ſeiner Verzweiflung nach einem Könige verlangt wie einſt die Juden einen König begehrt hatten, daß er ſie von den Philiſtern erlöſe. Als er zum erſten Mal hinweggegangen war, erließen ſie dieſes Manifeſt:

Wir
Don Louis Marcheſe Giafferi und
Don Giacinto Marcheſe Paoli,

erſte Miniſter und Generale Seiner Majeſtät des Königs Theodor unſeres Souveräns.

Kaum haben wir die Briefe des Königs Theodor I., unſres Herrn, erhalten, ſo haben wir um ſeinen Befehlen zu gehorſamen alle Völker der Provinzen, Städte, Flecken und Caſtelle des Königreichs in die Stadt zu Corte berufen, um eine Generalverſammlung abzuhalten betreffs der Anordnungen und Befehle unſeres vorgenannten Souveräns. Die Verſammlung war allgemein wie von dem einen Teil der Berge ſo von dem andern. Alle haben mit Befriedigung und Unterwürfigkeit die Befehle Seiner Majeſtät aufgenommen, gegen welche ſie einmütig den Eid der Treue und des Gehorſams als gegen ihren legitimen und oberſten Herrn erneuert haben. Sie haben gleicher Weiſe deſſelben Erwählung zum Könige von Corsica für ihn und ſeine Descendenten beſtätigt, wie das ſchon in der Convention von Aleſano unverbrüchlich iſt ſtipulirt worden.

Zu dem Ende thun wir kund allen denen ſo es angeht

und endlich der ganzen Welt, daß wir beſtändig eine unverletzliche Treue gegen die königliche Perſon Theodors des Erſten bewahren werden, und daß wir entſchloſſen ſind als ſeine Untertanen für ihn zu leben und zu ſterben, und niemals einen andern Herrn denn ihn und ſeine legitimen Descendenten zu erkennen. Aufs neu ſchwören wir aufs heilige Evangelium, in allen Stücken den Eid der Treue zu halten, im Namen des hier verſammelten Volkes.

Und auf daß gegenwärtiger Act alle Kraft und erforderliche Autenticität habe, haben wir ihn in die Kanzelei des Königreichs regiſtriren laſſen und haben ihn unterzeichnet mit unſerer eignen Hand und bekräftigt mit dem Inſiegel des Königreichs.

Gegeben in Corte, am 27. December 1737.

Aehnliche Erklärungen wurden auch im Jahre 1739 wiederholt, als Theodor unter großem Jubel des Volkes wiederum in Corsica landete. Bei dieſer zweiten Landung wäre er bald lebendig verbrannt worden. Ein deutſcher Capitän Wigmanshauſen, welcher ſein Schiff befehligte, war von den Genueſen beſtochen worden, daſſelbe in die Luft zu ſprengen. In der Nacht wachte Theodor mehremale auf, es war ihm als würde er lebendig verbrannt. Da fiel es ihm ein mit ſeinen Dienern in die Cajüte des Capitäns zu gehen, welchen er gerade beſchäftigt fand, Zurüſtungen zu treffen, um das Pulvermagazin des Schiffs anzuzünden. Theodor verurteilte ihn auf der Stelle zum Feuertode, dann verwandelte er das Urteil in die Strafe, daß der Capitän am Maſt ſeines Schiffes gehängt werden ſolle, und augenblicks wurde die Sentenz vollzogen. Es hatte alſo Theodor in ſeiner kurzen Herrſcherlaufbahn auch ein Attentat erfahren müſſen.

Seine weiteren Schickſale in Corsica kennen wir ſchon. Nachdem er vergebens ſeine Inſelkrone wieder zu gewinnen geſucht hatte, ging er nach England zurück. Einen wunderbaren Lebens-

traum ließ er hinter ſich, in welchem er ſich einſt auf einem wilden Eiland eine Krone auf dem Haupt, und ein Scepter in der Hand geſehn hatte, Marquis, Grafen, Barone, Cavaliere, Kanzler und Großſiegelbewahrer um ihn her. Nun ſaß er trauervoll und ein Bettler im Londner Schuldturm, wohin ihn ſeine Gläubiger geworfen hatten, und gedachte an den Königsroman ſeines wechſelvollen Wanderlebens und klagte mit nicht weniger Gefühl und Pein, daß er nun als Märtirer in der Gefangenſchaft engliſcher Kaufleute ſchmachten müſſe, als Napoleon ſpäter im engliſchen Kerker zu St. Helena bitterlich klagte. Auch Theodor war eine gefallne Größe und eine tragiſche Perſon. Der Miniſter Walpole eröffnete eine Subſcription zu Gunſten des armen Corſenkönigs und befreite ihn aus ſeinem Kerker. Zum Dank ſchenkte ihm Theodor das Großſiegel ſeines Reichs. Auch er ſtarb wie Paoli und wie Napoleon auf dem Boden Englands, im Jahre 1756. Auf dem Kirchhof von Weſtminſter liegt er begraben. Er war ein Mann wunderlich verwegen, phantaſtiſch genial, unerſchöpflich in Plänen, ausdauernder als ſein ſeltnes Glück, und von allen tapfern Abenteurern der preiswürdigſte, weil er für die Freiheit eines kühnen Volks männlich Kopf und Arm verwandte. Die grellſten Gegenſätze des Lebens, die Königsherrſchaft und den Schuldturm, in welchem ihm das Brod fehlte, hatte er an ſich erfahren. Wir Deutſche wollen ihm einen Platz unter den Braven unſres Volks gern bewahren, und dieſes kleine Erinnerungsmal ſetzte ich meinem tapfern Landsmann, ſein Andenken wieder zu erneuern.

Fünftes Kapitel.

Mariana und Rückkehr nach Baſtia.

Era già l'ora che volge il disio
Ai naviganti e intenerisce 'l cuore,
Lo dì ch' han detto a' dolci amici addio.
Dante.

Der Ort Cervione liegt nördlich von Aleria auf dem Hange der Berge; und hier ſtraft mich der Wunſch, auch dort geweſen zu ſein; denn enthält jenes Caſtell gleich nichts Sehenswürdiges, ſo war es doch die Reſidenz Theodors. Es überfällt den Wanderer wol bisweilen die Wandermüde, daß er ſchlafenden Augs an manchem Gegenſtande der Betrachtung vorübergeht. Ich ſah Cervione auf der Höhe, und gab den Ort auf um der Trümmer von Mariana willen.

Weiter nördlich von Cervione mündet der Goloſluß, die größeſte Waſſerader der Inſel, welche ſo viele Täler tränkt. Die Sommerglut hatte ihn faſt trocken gelegt. Rings umher hat der Strom die weite Ebne von Mariana angeſchwemmt, oder von Marana wie die Corsen jetzt ſagen. Und hier ſtand auf dem linken Ufer des Fluſſes die zweite Römercolonie. Marius hatte ſie gegründet. Es iſt immer merkwürdig, daß in dieſes blutige Land der Corsen gerade die beiden Bluträcher und Todfeinde Sulla und Marius Colonieen ausführen mußten. Ihre Namen, welche die ſchrecklichſten Gräuel des Bürgerkrieges und der Revolutionen ausſprechen, mehren die Schwüle corſiſcher Atmoſphäre.

Ich ſuchte die Trümmer von Mariana auf. Sie liegen eine Stunde weit von der Straße ab nach dem Meeresſtrande zu. Wie bei Aleria fand ich auch hier weite Flächen mit Mauerſteinen bedeckt, welche den Boden ganz bededen. Es wandert ſich troſtlos auf ſolchem Felde, gedenkt man, daß dieſe Steine einſt eine Volksſtadt waren und daß in ihnen das Leben von Jahrhunderten wohnte. Man möchte Amphions

Citer nehmen, die Trümmer noch einmal zuſammenharmoniren und einen Blick in Volk und Stadt hineinthun. Denn welcher Art waren ſie? und welcher Epoche gehörten ſie an? Die Trümmer Mariana's ſind noch unbedeutender als die von Aleria. Sie laſſen die Zeit gar nicht mehr erkennen. Der Corse hat es gern, wenn man in jenen Steinen die Reſte römiſcher Bauten finden will, und ſich ſelbſt betrügend mag der Wandrer ſich auf einem jener Trümmerhaufen niederlaſſen und an jenen Marius denken, wie er auf den Ruinen Carthago's ſaß und den Fall der großen Stadt beklagte.

Zwei zerſtörte Kirchen ziehen allein die Betrachtung an. Es ſind die hervorragendſten Ruinen Corsica's aus dem Mittelalter. Die eine war eine ſchöne Capelle, deren längliches Schiff ſich wol erhalten hat. Sie hat eine Tribüne, welche von außen ſechs halbrunde Säulen korinthiſcher Ordnung zieren. Sculpturen von ſehr einfacher Arbeit ſind über dem Geſimſe des Seiteneingangs angebracht. Eine Millie weiter liegen die Reſte einer größeren Kirche, von welcher ebenfalls das Schiff aufrecht ſtehen blieb. Sie heißt die Canonica. Der Bau iſt eine Baſilika von drei Schiffen mit Pilaſterreihen doriſcher Ordnung und einer Tribüne mit gothiſcher Capellenſtructur zu beiden Seiten. Nach außen hat die Niſche ebenfalls Pfeilerausſchmückungen doriſcher Ordnung. Die Länge des Schiffes beträgt 110 Fuß, ſeine Breite fünfzig. Die Façade iſt halb zerſtört und zeigt den piſaniſchen Stil. Am Portalbogen ſieht man Sculpturen, Greife, Hunde die einen Hirſch jagen, ein Lamm von ſo roher Arbeit, daß ſie dem achten Jahrhundert angehören könnte. Man hat dieſe Canonica für einen römiſchen Tempel ausgegeben, den die Saracenen zu einer Moſchee, die Chriſten wieder zu einer Kirche umgewandelt, nachdem Hugo Colonna Mariana den Mauren abgewonnen hatte. Man erkennt wol, daß der Bau einmal bereits reſtaurirt wurde, aber nichts ſpricht dafür, daß er römiſch geweſen ſei. Im Gegenteil

erſcheint er durchaus als eine Baſilika der Piſaner. Ihre Formen ſind edel und einfach, von der beſten Symmetrie, und dies wie die Gediegenheit des corsiſchen Marmors, mit welcher die Kirche bekleidet iſt, gibt ihr allerdings das Anſehn einer antiken Architectur.

Als ich in das Innere trat, überraſchte mich die andächtige Gemeinde, welche darin auf den Knieen lag. Es waren hochaufgeſchoſſene Wildlinge, welche dort quer durch die Schiffe in Reihen hinter einander grünten. Ein bärtiger Ziegenbock ſtand gerade vor der Tribüne und ſchien eher moraliſche als gefräßige Gedanken zu hegen. Die Hirten weideten ihre Ziegenheerde neben der Canonica. Ich fragte ſie vergebens nach Münzen, doch hat man hier wie an andern Orten Corsica's eine große Zahl von Kaiſermünzen gefunden, mit denen die halbe Welt geſegnet iſt. Von dieſer ehemaligen Colonie des Marius, welche vor Aleria ausgeführt wurde und nicht wie die des Sulla eine Soldatencolonie, ſondern eine Bürgercolonie geweſen ſein muß, führte die einzige Römerſtraße in Corsica über Aleria nach Präſidium, nach Portus Favoni und nach Palae an die Meerenge des heutigen Bonifazio. Es war alſo die Inſel in jenen Zeiten noch unwegſamer als ſie gegenwärtig iſt, und in das bergige Innere drangen die Römer nimmer ein.

Hier zeigt ſich nun Baſtia wieder in der Ferne und der Ring der Wanderung will ſich ſchließen. Zur Linken erheben ſich die blutgetränkten Höhen von Borgo, wo manche Schlacht geſchlagen wurde, und wo die Corsen ihren franzöſiſchen Unterdrückern den letzten Sieg abgewannen. Weiter hin ſchimmert der ſtille Teich von Biguglia und oberhalb ſteht Biguglia ſelbſt, einſt die Reſidenz der genueſiſchen Governatoren. Das alte Schloß liegt am Boden.

Der letzte Ort vor Baſtia iſt Furiani. Sein graues Schloß ſteht in Ruinen und das ſchwarze Gemäuer bedeckt mit dem üppigſten Grün die Epheuranke und die weiße Waldrebe. Noch

einmal ſchweift das Auge von hier in die liebliche Goloebne hinab, in die duftig blauen Berge hinein, welche aus dem Innern der Inſel zum Abſchiede mit ihren Wolkenſchleiern winken.

Eine ſchöne Wanderreiſe iſt nun vollbracht. Und hier ſteht der Wandrer im freudigen Beſinnen ſtill und dankt den guten Mächten, die ihn ſchirmend geleiteten. Doch wird es dem Gemüte ſchwer, von dem wunderbaren Eilande zu ſcheiden. Wie ein Freund iſt es mir geworden. Die ſtillen Täler mit ihren Olivenhainen, die zauberiſchen Golfe, die äterfriſchen Berge mit ihren Quellen und Pinienkronen, Städte und Dörfer und ihre gaſtlichen Menſchen, vieles haben ſie dem Verſtande wie dem Herzen zum dauernden Gaſtgeſchenke gegeben.

Noch einmal das Bild eines Corsen, der hier unter dem alten Oelbaum gelagert mir Land und Volk noch darſtellen will.

Abſchied von Corsica.

Der Fremdling.

Du wilder Cors' vom Berg, was träumeſt du
Am alten Oelbaum hier in dumpfer Ruh,
Und ſtreckſt dich hin den Doppellauf im Arme
Und ſtarrſt ſo in die Luft, die flimmerwarme?
Im grauen Turme weint dein hungrig Kind,
Es ſingt Lament dein Weib und ſpinnt und ſpinnt,
Und klagt, daß ohne Ende die Beſchwerde,
Die Kammer leer, das Feuer todt im Herde.
Doch du, dem Falken gleich, hockſt auf dem Stein,
Verſchmähſt im Tal das goldne Korn zu ſtreun,
Und auszuſä'n den grünen Pflanzenſegen
Und Rebenwuchs, ein wohnlich Haus zu pflegen.
Schau' hier hinab, wie ſich die Ebne dehnt
An blauen Bergen ſonnig hingelehnt,

Und ſich zum Meere lachend niederſenket,
Ein Paradies von Bächen übertränket.
Doch wuchert drauf nur ſtrupp'ger Albatro,
Der Mirtenſtrauch der weiten Herrſchaft froh,
Das Farrenkraut und Cytiſus und Haide,
Schwarzhaar'ger Ziegen ſommerliche Waide.
Träg ſchleicht der Golofluß hinab zum Sumpf
Dem ſchilfbewachſ'nen, der die Luft macht ſtumpf
Und fieberfeucht und langſam zehrt am Leben
Des Fiſchers, dem er ſeinen Fiſch gegeben.
Und wenn der Wandersmann das Feld durchirrt,
Wird er vom Haidevogel nur umſchwirrt,
Und ſtößt auf Trümmer nur und Mauerhallen
Von Römerſtädten, die zu Staub zerfallen.
Auf denn, du Cors', aus deiner trägen Raſt,
Und ſteig' herab, und flink die Axt gefaßt,
Den Spaten und den Karſt, und bau' die Erde,
Daß ſie ein fruchtbedeckter Garten werde.

Der Corse.

Du Fremdling, deſſen Väter einſt ich traf,
Bei Calenzana ſenkt' in ew'gen Schlaf,
Was ſtörſt du meine Ruh? — Zweitauſend Jahre
Schon kämpft' ich, ſchlachtenvolle, freudenbare,
Und hielt zweitauſend Jahre ringend Stand
Dem Feind', der überzog mein Inſelland.
Am Col di Tenda hab' ich ſie geſchlagen
Die Römer deren Spur die Felder tragen;
Carthago's Hasdrubal traf ich am Meer,
Zerſtreut' wie Samen das Etruskerheer.
Der Maure drang in meinen Golf nach Beute,
Er ſchleppte Weib und Kind mir in die Weite,
Und warf ins Haus den roten Feuerbrand;

Doch faßt' ich ihn und rang und überwand.
Und wieder hört' das Muſchelhorn ich ſchallen,
Wenn neu der Feind mir in das Land gefallen,
Lombard' und Türke und der Aragon.
Und floß mein Blut in hellen Bächen ſchon,
Und ſah in Aſche ich mein Dach zerſtieben,
Ich weinte nicht — mir war die Freiheit blieben.
Da kam der Genueſ' — o ſchwerer Fluch!
Italia ihr Kind in Ketten ſchlug.
Schauſt du mein Land und klagſt, daß es ſo wüſte,
Die Fluren öd' und leer die Hafenküſte,
Das Dorf von Epheu grün und halbzerſtört,
So wiß, der Genueſe hat's verheert.
Hörſt du am Golf die Mandoline ſchlagen,
Des Vôcero gedehnte Laute klagen,
Und wunderſt dich, daß trüb' ſtets der Geſang,
So wiß, der Genueſ' ihn ſo erzwang.
Hörſt du den Flintenſchuß im Berge hallen,
Siehſt du ins dunkle Blut das Opfer fallen,
Und ſchauderſt ob der Rachluſt unerhört,
So wiß', der Genueſ' hat ſie gelehrt.
Und wiſſe nun, was wir gelitten haben.
Doch hab' ich Genua ſein Grab gegraben,
Und ſiehſt du ſie dereinſt ſo ſag': Ich ſah
Das Corſeneiland, Grab von Genua.
Wild war der Kampf und grauſig ſonder Ende,
Der Kaufmann gab mein Land in Frankreichs Hände,
Als wie ein Gut, das man erſteht um Geld,
Und ruhig ſah es an die feige Welt.
Du Fremdling hör', an Pontenuovo's Bergen
Erlag ich wund den fränk'ſchen Freiheitsſchergen,
Und weint', und ſchleppt' mich wie ein blutend Wild
Die Felſen aufwärts von dem Schlachtgefild.

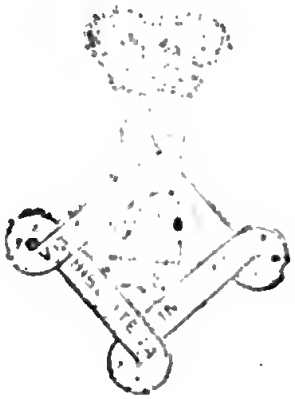
Nun bin ich müd' — ſolch' Kämpfen macht ermüden,
Drum gönn' die Raſt mir in des Oelbaums Frieden.

Der Fremdling.

Nicht wollt' mein Mund ein bitter Wort dir ſagen,
Mitfühlend nur dein Fluchgeſchick beklagen,
Du Vorkampf-Streiter, blutig, ſchlachtenmüde,
O Sohn des Todes und der Eumenide!
Nun ruh'! weil du Europa's lange Nacht
Allein auf deinem Felſen haſt durchwacht,
Und haſt allein um Mannes Gut gerungen,
Als in der Welt ſein Name war verklungen.
Hab' einen Ruf gehört von deinen Ahnen,
Von Pasqual Paoli ein ernſtes Mahnen,
Als ob dem roſt'gen Heldenangedenken
Mein lebend Wort ſollt' neues Leben ſchenken.
Und war es oft ein blutig dunkles Schauern,
Und war es oft ein tiefes Seelentrauern,
Das hier mein heimatloſes Herz gerührt,
Hats doch vom Heldengeiſt den Hauch geſpürt;
Hats doch von deinen liederreichen Klagen
Den hellſten Glockenklang hinweggetragen.
Und wie ich ſaß dem Rieſenfels zu Füßen,
Und ſah den Wildbach frei durch Wolken ſchießen,
Thät mir aufs Haupt die Aeterſchale gießen
Natur und neu den Sinn zum Licht erſchließen.
Im Land des Todes war ich nun zu Gaſt,
Und kehre heim mit dem Olivenaſt;
Froh ſchwingt der Pilgrim das geliebte Zeichen,
Weils gute Geiſter ihm gewährend reichen.

Du Cors' leb wol! dieweil auf regen Wellen
Von meinem Wanderſchiff die Segel ſchwellen.

Hab' Gottes Lohn für deiner Früchte Gabe,
Für gaſtlich Obdach und des Weines Labe.
Mag Jahr um Jahr dein fetter Oelbaum tragen,
Dein Garten nie die Leſe dir verſagen.
Auf goldner Aue reif' dir Mais genug;
Aufzehr' die Sonne deiner Rache Fluch,
Daß einſt vor ihrem Antlitz trocken werde
Dein Heldenblut auf deiner Heldenerde.
Hoch wachſ' dein Sohn den ſtarken Ahnen nach,
Die Tochter keuſch wie deines Berges Bach;
Halt' zwiſchen ſie und feile Frankenſitten
Granitner Felſen Schanze ſtets inmitten.
Leb, Eiland, wol! mag nie dein Ruhm verſchwinden,
Der Väter Tugend laß in Enkeln finden;
Daß nicht ein Gaſt auf deinen Bergen klage:
„Sampiero's Heldenſinn, du wardſt zur Sage!“



Note.

Ich gebe am Schluſſe meines Buchs eine literariſche Note über ſolche weſentliche Schriften, die mir dabei gedient haben. Es gilt auch hier die Erfahrung, daß jedes Ding, mag es noch ſo ſehr inſulariſch ſein, ſchon einen Continent von Literatur nach ſich zieht. Die hiſtoriſchen Werke der Corsen habe ich bereits genannt, Filippini, Peter von Corsica, Cambiaggi, Jacobi, Limperani, Renucci, Gregorj Friess. Ihnen will ich anſchließen: Robiquet recherches historiques et statistiques sur la Corse. Paris 1835, ein Buch, welches ſtofflich reich iſt, und dem ich ſchätzenswerthe Notizen verdanke.

Von Niccolo Tommaseo ſtanden mir zu Gebote ſeine Lettere di Pasquale de Paoli, Firenze 1846, und ſeine Canti Popolari Corsi in der Sammlung corsiſcher, toscaniſcher und griechiſcher Volkslieder.

Die von mir mitgeteilten corsiſchen Todtenklagen entnahm ich dem Saggio di Versi Italiani e di Canti Popolari Corsi. Bastia 1843. Der greiſe Dichter Salvator Viale hatte die Güte, mir bei ſeinem letzten Beſuche in Rom eine handſchriftliche Sammlung corsiſcher Volkslieder zurückzulaſſen, welche ich noch, in Zeiten der Muße, herauszugeben gedenke. Der würdige Mann iſt nun todt. Tommaseo widmete ihm und ſeinen Verdienſten einen ſchönen Nachruf im Archivio Storico. Ich habe Viale's Novelle: „Das Gelübde des Petrus Cyrnäus“ in mein Buch aufgenommen; ſie fehlt in deſſen erſter Ausgabe. Den Stoff zu den andern corsiſchen Novellen, welche alle wirkliche Begebenheiten erzählen, verdanke ich einer Sammlung ſolcher kleinen Geſchichten von Renucci, Baſtia 1838. Die Behandlung iſt mein eigen.

Boswells, eines Engländers Buch: „Zuſtand Corsica's nach einem Reiſejournal und nach Denkwürdigkeiten des Pasquale Paoli, aus dem Jahre 1769, in London", iſt leſenswert, weil der Verfaſſer den großen Corsen perſönlich kannte, und was er aus ſeinem Munde hörte niederſchrieb. — Endlich verdanke ich auch Valery's: Voyages en Corse, à l'Ile d'Elbe et en Sardaigne; Bruxelles 1838, manche Notiz.

MAG 2017167